







Kultur und Barbarei,

oder

Andeutungen

aus und

zu der Geschichte der Menschheit

mit

steter Beziehung auf unsre Zeit.

Von

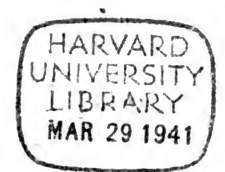
Johann Georg Reinwald.



Zweite verbesserte Auflage.

Mainz, 1828.

Bei Florian Kupferberg.



Lange barg der Nacht Gefieder
Noch der Menschheit Geist und Sinn,
Da erscholl das «Werde!» wieder, —
Gutenberg erschien!

Sey gesegnet, hehrer Funken!
Den sein Streben uns gebracht! —
Seht die Barbarei gesunken! —
Seht erhellt die Nacht!

Fr. Lehne.

Seiner Wohlgeboren

dem Herrn

Joseph Hillebrand,

der Philosophie Doctor, ordentlichem, öffentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Gießen, und Pädagogiarchen daselbst

mit

Gesinnungen treuer Freundschaft.

Vorerinnerung
zur zweiten Ausgabe.

Bevor der Verfasser wußte, wie das Publikum diesen geringen schriftstellerischen Versuch aufnehmen würde, glaubte er wohl zu thun, sich in einer Nacherinnerung mit seiner Absicht näher auszusprechen. Seinem Standpunkte nach auf wenige literarische Hilfsmittel beschränkt, hatte er dennoch gestrebt nicht nur ruhig zu beobachten sondern auch mit Unbefangenheit dem Besseren möglichst zu folgen, was Andere gaben. Der unerwartete Beifall muntert ihn auf, sich bei dieser zweiten Ausgabe mit seiner Nacherinnerung in den Vordergrund zu wagen und diese nun-

mehr als Vorerinnerung auftreten zu lassen. Möge sie an diesem Platze dem Verfasser und seinem Buche gleiche Dienste leisten wie an ihrem früheren. — Die im Buche vorgenommenen Abänderungen werden sich von selbst bemerkbar machen! —

Birkenfeld den 31. Dezember 1827.

Reinwald.

Nacherinnerung.

Wenn ein Geschäftsmann über Gegenstände, wie sie vorstehendes Werkchen enthält, mitspricht, kann er gar leicht den Schein einer gewissen Anmaßung gewinnen. Denn wie mag ein Nichtpriester sich getrauen Gegenstände zu behandeln, welche der tiefsten Speculation zum Theil noch Räthsel sind? — Der Verfasser bescheidet sich daher gern und läßt nicht unangemerkt, daß er für ein größeres Publikum aus einem mehr gewöhnlichen Standpunkte den Vorwurf seiner Arbeit auf seine Weise aufgefaßt und entwickelt hat. Vieles mag darüber tiefer, gelehrter, besser gesagt und wiedergesagt seyn; ihm kam es vorzüglich

auf die Zusammenstellung und die möglichen Beziehungen an, welche die fraglichen Gegenstände, zumal für unsere Zeit darbieten können. Mag man diese Zeit eine schlechthin gebrechliche und schwindelnde schelten, oder in ihr Spuren auffinden, die auf ein begeistertes Erheben zum Unvergänglichen sich deuten lassen: das Streben, ihr einen Spiegel vorzuhalten, worin sie sich erkenne, oder die Mittel und Wege zum Besserwerden nicht verkenne, kann nicht getadelt werden, ja die Zahl der Spiegel selbst, sofern sie nur solche sind, leidet keine Beschränkung, da auf Sehkraft, Lichtbrechung, Standpunkt in doppelter Beziehung u. s. w., so sehr viel ankommt. Jedenfalls bleibt ewig wahr, was ein alter Weiser sagt: Vinculum societatis generis humani est ratio et oratio.

Der Verf. ist sich bewußt, mit Unbefangenheit und ohne einseitige Partheinahme geredet zu haben, eine nicht ganz leichte Sache in der partheierfüllten und partheibewegten Gegenwart.

Könnte sein Versuch bei Freunden der Wahrheit und des Rechts hier und da Zugang und nachsichtsvolle Würdigung gewinnen, so müßte dem Verf. sich hierin ein unschätzbarer Ersatz bieten für mancherlei Entbehrungen, die ein zurückgezogenes Leben mehr oder weniger nothwendig macht.

Die öffentliche Kritik kann und will er seiner Arbeit durch keine besondere Empfehlungen geneigt machen. Beweis't sie sich, wie sie ihrem Berufe nach soll, so wird ihr Urtheil schon durch seine Gerechtigkeit ihn freuen und beruhigen müssen; thut sie das Gegentheil, so tröstet er sich damit, daß unbegrün-

detes, ungerechtes Urtheil den mehr herabsetzt, der es fällt, als den, gegen welchen es ausgesprochen wird. —

Der Titel der Schrift, denkt der Verf., dürfte durch die besondere Beziehung derselben hinlänglich gerechtfertigt werden.

Birkenfeld den 5. Dezember 1824.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite	10,	Zeile 11 v. o.	reflexiv st. eflexif.	
»	23	»	3 v. u.	verschlossener st. verschlossenen.
»	62	»	4 »	Savanarola st. Savonarola.
»	92	»	2 v. o	deren st. der.
»	»	»	11 v. u.	entfernteste st. entfernste.
»	95	»	8 »	Pelias st. Peleus.
»	212	»	8 »	neuer st. neue.
»	224	»	7 v. o.	Wunde st. Würde.
»	253	»	5 »	Kindern st. Kinder.
»	291	»	2 »	gesetzlosen st. gesetzlichen.
»	293	»	12 v. u.	Seelenrichtung st. Seelen-einrichtung.
»	327	»	4 v. o.	zerstreuenden statt zer-störenden.
»	333	»	1 »	del. der.
»	339	»	11 »	wichtig st. nichtig.
»	355	»	5 v. u.	Galanterie st. Galantrie.

Einleitung.

Quid fieri oporteat, in universum et mandari et scribi potest; illud alterum, *quando* fieri debeat aut *quemadmodum*, ex longinquo nemo suadebit, cum rebus ipsis deliberandum est.

SENECA, *ep.* 22.

Es sey dem Verfasser erlaubt, mit diesem inhaltreichen Satze eines alten berühmten Philosophen, eine Schrift einzuführen, welche sich für nichts ausgeben will, als für einen schwachen Versuch, die Wahrheit jenes Gedankens in der Betrachtung einiger hauptsächlicher Beziehungen des menschlichen Strebens und Lebens näher zu legen.

«Was geschehen soll, kann wohl im Allgemeinen gelehrt und geschrieben werden; das aber, wann oder wie es geschehen müsse, mag Niemand leicht schlechthin bestimmen; dabei sind die Umstände selbst zu berathen.»

In der That möchte es in der Geschichte nicht leicht eine Epoche geben, in welcher jene Worte eine ernstere Gemahnung enthalten könnten, als in der Gegenwart. Denn, abgesehen von denjenigen Verwirrungen, welche der Egoismus in Meinung und Bestrebung führt, fragt man wohl mit Recht, woher anders die vielfachen Auswüchse, die extremen Tendenzen, der Kampf der Partheien, die Verdunkelung der Ansichten in fast allen die Humanität nahe betreffenden Angelegenheiten, als daher, daß man hier das Allgemeine ohne Inhalt, dort das Gegebene ohne Nothwendigkeit fordert; daß dieser im Luftschiffe der Phantasie das ewig Gültige, das Unendliche sucht, ohne zu bedenken, daß er nur durch den rauhen vielverschlungenen Pfad der zeitlichen Nothwendigkeit und endlichen Beschränkung zu dem Sitze der ewigen Nothwendigkeit hinaufsteigt, während jener im Schneckengange gemeiner Empirie nichts Höheres anstrebt, als mit den Fühlhörnern seines vorgeblichen praktischen Sinnes die Vorkommenheiten und einzelne Erscheinungen zu betasten, um darin für sich und seine Zeitgenossen, Hütten der Sicherheit und Bequemlichkeit zu bauen? —

Ist es nicht eine Schmach, wie rechts eine Ultra-Parthei, alle Wissenschaft verachtend nur das Alltägliche lobt, den höhern Aufflug für Schwärmerei, das angestrengte Forschen nach der innern Bedeutsamkeit der Erscheinungen für Thorheit erklärt, und vornehmen Blicks den ernsten Denker belächelt; wie dagegen links in gleichem Ultrastreben seynwollende Philosophen den Thron einnehmen und nicht unähnlich der weiland berüchtigt gewordenen Bergparthei die Welt umschaffen möchten nach den luftigen Theorien, denen man ihre Empfängniß in der Wolkenregion auf den ersten Blick ansieht? Verräth es nicht eine gedankenlose Gemeinheit, wenn Theorie und Praxis noch täglich als zwei sich ganz fremde Dinge selbst von solchen Männern gegenübergestellt werden, denen man einen tiefern Blick in das wahre und nahe Verhältniß beider zutrauen sollte? Heißt jenes nicht eben so viel, als behaupten, Tag und Nacht und der ewige Wechsel beider, haben ihr Gesetz, allein sie erfolgen ohne dieß Gesetz in der Wirklichkeit?

Seyen wir aufrichtig; nicht die Theorie an sich, noch die Praxis tragen die Schuld dieser gegenseitigen Gleichgültigkeit und Widerspenstigkeit, son-

dern die Faulheit in unserm Denken, welches sich scheuet, die innern Beziehungen des Wirklichen aufzusuchen und das Gegebene aus seinem Gesetze abzuleiten; der Dünkel einer leichtfertigen Phantasie, der uns hindert die Dinge genau zu sondern, zu vergleichen und so in mähliger Fortschreitung aus dem einfachen Seyn auf des Seyns Bedeutung und Wesenheit zu schließen; das voreilige Streben nach einer sogenannten Brauchbarkeit, welche uns nicht Zeit läßt, die Reihe der Erscheinungen auf ihre Nothwendigkeit zurückzuführen, gleichsam als könnte man brauchbar seyn in zufälliger Vielgeschäftigkeit, die morgen auflöst, was sie heute nothdürftig zusammenflickt.

Wo Wahrheit seyn soll, darf nicht der Zufall herrschen. Jene ist ewig nothwendig selbst in den scheinbar geringfügigsten Beziehungen, dieser ist blind und wechselvoll, ihm fehlt das Wesen, er ist das Kind unserer Kurzsichtigkeit. Daher findet denn auch der ruhige Beobachter, daß wahre Lebens- und Wissens-Tüchtigkeit nur da wirksam hervortritt, wo man die durch besonnenes, scharfsinniges Vergleichen, Trennen, Ergänzen und Zusammensetzen der gegebenen Erfahrungen gewonnene Einsicht in die Allge-

meinheit und gesetzmäßige Nothwendigkeit der Dinge und Lebensverhältnisse mit diesen selbst nach ihrem Vorkommen in lebendige Beziehung setzt.

Alles, was geschieht und geschehen kann, hat sein Gesetz. Dieses muß also überall befolgt werden, wo das Wahre sich verwirklichen soll. Alle eigentliche Theorie ist die Darstellung des Gesetzmäßigen, mithin des Nothwendigen und Allgemeinen; alle echte Praxis ist nur lebendige, bestimmte Verwirklichung des Gesetzes nach besondern Umständen. Aber auch diese Umstände sind ihrerseits gesetzmäßig, müssen demnach auf das allgemeinere Gesetz nach ihrer nothwendigen Verbindung bezogen werden. Die Theorie spricht daher, wie Seneca in obiger Stelle sagt, was überhaupt geschehen kann, die Praxis dagegen ist die Kunst, das was an sich das Nothwendige ist, nach den eigenthümlichen Bedingungen einer bestimmten Begebenheit darzustellen. Wie nun Gesetz und sein Wirken, wie das Allgemeine und die Besonderheiten, die es nothwendig befaßt, sich nie wahrhaft, höchstens nur scheinbar widersprechen können; so ist auch jeder Widerstreit zwischen wahrer Theorie und wohlver-

standener Praxis eine unmögliche Sache *). Das gehörige, wahre Verhältniß nicht zu verkennen, sondern zwischen beiden aufzufassen, und in der That zu verwirklichen, dazu wird nun freilich mehr gefordert, als man vielfach zu leisten Lust und Muth hat. Hier hilft kein flüchtiges akademisches Triennium, welches oft nur einen Rennlauf nach Brod ohne

*) Erst neuerlich hat ein deutscher hochachtbarer Gelehrter, der Theorie und Praxis auf ausgezeichnete Weise verbindet, diesen Gegenstand berührt. Siehe K. S. Zachariä, staatswissenschaftliche Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate. S. 115 ff. So sehr wir indeß mit ihm darin übereinstimmen, daß an und für sich kein eigentlicher Streit zwischen Theorie und Praxis statt finden könne, so müssen wir uns doch mit Bestimmtheit gegen die Ansicht erklären, daß die Praxis (der geehrte Verfasser behandelt die Frage lediglich in Beziehung auf Politik) gleichsam nur ein Nothrecht sey, während die Theorie das Recht an sich enthalte, und dem gemäß mögliche Abweichungen von der Rechtsregel, also der Theorie, durch die Forderung der Noth angenommen werden müssen. Keine Noth kann etwas fordern, was nicht an sich recht ist; denn entweder ist die Noth eine wahre, somit gesetzmäßig

Begeisterung und Eifer für die Ausbildung selbst darstellt; hier nützt keine hochfliegende, hohlklingende Phrasenphilosophie, welche den langsamen, bedächtigen Schritt vielseitiger Erfahrung verachtet; noch findet sie umgekehrt Heil in einer todten Notizengelehrsamkeit, die, von keinem philosophischen Geiste belebt, in ihrer fragmentarischen Unbehilflichkeit erlahmt; endlich führt noch weniger zum Resultate die vornehme Nichtsthuerei, womit man sich in der Welt umsieht, oder auch die passive Selbstgenügsam-

---

durch den Lauf der Dinge begründete, oder eine eingebildete falsche. Ist das Erstere der Fall, so hat die allgemeine Regel des Unsichrechten, wenn sie selbst wahr ist, bereits diesen Fall in sich aufgenommen, und es kommt blos darauf an, ihn gehörig zu subsumiren; findet das Andere statt, so ist jede Abweichung von der Rechtsregel unbegründet, mithin unrecht; denn eine scheinbare Noth ist wirklich nichts, hat somit auch kein Recht. Ueberhaupt ist die Lehre von dem Nothrechte, ohne umsichtige, philosophisch-genaue Bestimmung, eine höchst gefährliche, welche eben ganz besonders dazu mitwirken kann, die willkührlich befestigte Kluft zwischen Theorie und Praxis mehr und mehr zu erweitern.

keit des in unverstandenen Gefühlen dahinträumenden Schwärmers. Nur da ist Heil, wo der Gedanke die Verhältnisse der Dinge durchdringt; wo die scharfe, besonnene Beobachtung die Wirklichkeit mit Klarheit erfaßt, die ruhige Forschung die Einsicht gebiert und ihre Begründung; wo Philosophie und Erfahrung sich gegenseitig bescheiden, jene diese nicht ausschließt, diese jene nicht selbstgenügsam von sich weiset; wo nicht Alle Alles zu wissen sich vermessen, sondern Jeglicher nach seinem Standpunkte zunächst diejenige Sphäre ernsten Fleißes anbauet, wofür ihm Natur und Lebensbestimmung Kraft und Beruf ertheilten; wo endlich der eitle Ruhm eines ephemeren Wortführens nicht höher geachtet wird, als das Bewußtseyn in unscheinbarer Wirksamkeit das Seinige beigetragen zu haben zur Lösung der allgemeinen Aufgabe, die der ganzen Menschheit als eine unendliche vorliegt.

Allein die unruhige Verworrenheit der nächsten Vergangenheit, und selbst noch der Gegenwart, hat alles Streben aus dem natürlichen Gleichgewichte fortgerückt. Wie daher die gesammte Schaar jener früher bezeichneten Zeitgenossen mitsprechen, aburtheilen, bestimmen und selbst gesetzgebend ver-

fahren wollen, sieht der bald, welcher, im Strome sich aufrechthaltend und ein sicheres Ufer gewinnend, die Bestrebungen der Zeit überschauet. Welches Gedeihen aber ist zu erwarten, wenn hier der resignirende Fatalismus am Ruder sitzt, dort der leidige Indifferentismus die Dinge gehen läßt, wie sie eben gehen, dort ein federleichtes Forteilen über Wirklichkeit und Wahrheit für echten Freiheitssinn ausgerufen wird, während die faule Gewohnheit oder schlaue Selbstsucht sich für *Loyalität* und ruhige Weisheit ausgeben darf? —

Wie nun auf der einen Seite Theorie und Praxis, das Allgemeine des Begriffs und das Besondere, welches sich auf ihn bezieht und woraus er gewonnen werden kann, in der Gegenwart unversöhnt gegeneinander überstehen und durch ihren Gegensatz die lebendige Harmonie eines sichern, vielseitig-kräftigen Wirkens hindern; wie der spekulative Aberwitz die Ansicht trübt, das Handeln lähmt, während die gemeine Routine dem Zufalle huldigt und der gemächlichen Gewohnheit die Wahrheit gelassen zum Opfer bringt: eben so treten sich auf der andern Seite K o p f und Herz, Verstand und Gefühl kämpfend einander entgegen. Eine

Zeit ist vergangen, in welcher die Herrschaft einer einseitigen Religion und einer kraftlosen Klügelei die höchsten Angelegenheiten des Lebens sich unterwarf; wo der Begriff sein Reich ungebührlich ausdehnte, und die Aufklärerei auf den Thron erhob, wo jede ideale Richtung der menschlichen Natur vor einer frivolen Logik zurückweichen oder in dem Sumpfe des Sensualismus ersticken mußte; wiederum eine Zeit ist vergangen, in welcher durch eine ungewöhnliche, heftige Bewegung fast die ganze kultivirte Welt aus ihrer eflexiven Sicherheit und dem Schlaraffenleben einer seichten Erfahrung aufgeschreckt wurde; wo Noth und ein besserer Geist, welcher die Menschheit nie ganz verläßt, die Kräfte anregten, die Unzulänglichkeit des selbstgefälligen, dünkelvollen Begriffs zeigten und den Aufschwung energisch-lebendiger Thätigkeit heischten. Da trat Begeisterung an die Stelle kühler Klügelei, aber mit ihr zugleich, oder doch zu häufig und zu bald, das Gefühl an die Stelle der ruhigen Betrachtung. Um die Besonnenheit war es dann geschehen, mit ihr um die Wahrheit des Strebens. Ein anderes Extrem kam in die Geschichte, ein neuer Gegensatz mußte folgen, der zwischen alter

Kälte und neuem Enthusiasmus, zwischen Kopf und Herz.

Wo Extreme walten und sich bekämpfen, da verlieren die Urtheile das Gleichgewicht, die Stimmen ihren Mittelton. Der Schauplatz ruhiger Verständigung wird zum Tummelplatz vorurtheilerfüllter Schreier, das Publikum steht verdutzt oder folgt mit unerwogener Akklamation der rüstigsten Parthei, übertäubt oder durch gefällige Insinuationen verlockt.

Je näher dem Menschen in der Regel das Herz liegt, desto leichter gewinnt es, einmal zu einem ungewöhnlichen Leben aufgeregt, das Uebergewicht über den Kopf. Daher es denn kam, daß der Enthusiasmus, dem es bald an seinem eigentlichen Objecte zu mangeln anfing, sich verfälschte, die leitende und wahrhaft stärkende Idee der Vernunft verlor, und in dieser seiner Verblendung, übermüthig durch eingebildete Macht, endlich Alles besetzen und regieren wollte. Schwerer ist der Gedanke, welcher die Wahrheit sucht und allein in ihr sich beruhiget, als die falsche Begeisterung des Gefühls, die leicht durch epidemischen Einfluß gewonnen wird. Was Wunder also, wenn eine Zeit hindurch es gleichsam Mode wurde, Alles enthu-

siastisch aufzufassen und zu behandeln, wenn die Wohnungen der Wissenschaft von dem Geschrei mystischer Visionäre wiedertönten, wenn in die Hallen der Kunst das Geschwätz überschwenglicher Gefühlsweisheit eindrang; wenn in den heiligen Tempel der Religion statt wahrhaft beseligender, erhebender und erleuchtender Worte dunkelschwangere, unverständliche, mystisch-deutelnde Phrasen und Tiraden vernommen wurden, wenn endlich selbst die praktische Thätigkeit durch solche Irr- und Nebelsterne einer wolkenumhangenen Ueberzeugung verleitet und ihrer wahrhaften daurenden Energie beraubt ward?

Noch hallt dieses Geschrei vielfach nach, noch hängt die finstere Wolke in Wissen und Leben herab und die Verwirrung beharrt in mancher Verknotung ungelöst. Freilich erheben sich gemach wieder die bessern Stimmen, die kräftigere Geistesrichtung wird von den ernsteren Geschäften des Lebens in Anspruch genommen, die Wissenschaft strebt nach ihrem alten Rechte, die Religion nach ihrem ewig festen Grunde und das Handeln verlangt sichere Prinzipien. Wann aber der Gegensatz zwischen Kopf und Herz, durch deren Versöhnung allein Heil erwirkt, der Var-

barei gewehrt und die Kultur auf humane Weise gefördert werden kann, seiner völligen Ausgleichung auch nur bedeutend näher rücken werde, ist zur Zeit noch schwer zu sagen. Diese Zeit bietet eben daher, ihrer vielgepriesene Höhe und des allerdings vielfach Preislichen in derselben ungeachtet, doch so manchen Zug der Barbarei, daß die Erstrebung wahrer Kultur nicht so leichter Weise möglich seyn dürfte, als viele guthmüthige Menschenfreunde sich und Andere überreden möchten. Denn Barbarei ist überall, wo der Mensch in seinem eigensten Wesen entzweit wird; der erste Austritt aus derselben geschieht da, wo das Leben unter der Leitung der Vernunft in seiner unsprünglichen Einheitlichkeit sich entwickelt, bewegt und steigert. Nur in der Einheit liegt seine wahre Kraft; nur aus der Harmonie seiner Bestrebungen kann die Kultur sich gestalten.

Dieses erwägend und das Getriebe und Treiben der Gegenwart, soviel ihm möglich (denn Jeder ist in einer stark bewegten Zeit mehr oder weniger mitbewegt) ruhig betrachtend, suchte der Verfasser, wie er längst angedeutet, mit stetem Rückblicke auf den Gang der Geschichte in der Darstellung der

wichtigsten Angelegenheiten und Bestrebungen der Menschheit, sowohl die obenerwähnten Schattenseiten, wo sie sich bieten, als auch die Wahrheit des Strebens anzuzeigen, eine Warnungs- und Lehrtafel zugleich aufzuhängen.

Soviel er sich bewußt ist, hat er sich dabei gleich fern gehalten von spekulativer Ueberspannung, wie von empirischer Befangenheit, die wahre Philosophie, nach dem vorangestellten Motto, in der Zurückführung des Gegebenen auf seine Gesetze und in der Ausgleichung der Geschichte mit der nothwendigen Vernunftüberzeugung findend.

Religion.

Mit Recht sagt J. Paul Friedrich Richter, daß nichts so sehr den Menschen von Thiere unterscheide, als die Religion. Was aber ist Religion? Woher stammt sie, wohin führt sie? — In den innersten Tiefen der Brust, in dem Buche des Lebens, in dem Spiegel der Natur findet der Mensch die Antwort auf jene Fragen.

Hinaus in die Unendlichkeit strebt und sehnt sich das Gemüth; was ihm das Daseyn bietet, genügt ihm nicht, so lange es als vergängliche Erscheinung herantritt. Etwas Höheres, als Zeit und Leben zu geben hat, kann allein des Herzens Sehnsucht stillen; das Jenseits, welches über aller Körperform, erscheine sie auch als System von Millionen Sonnen, gelegen ist, vermag allein der Idee, wie dem Gefühle Beruhigung zu geben — in Gott, der wahrhaft ist und jegliches Seyn zur Unendlichkeit

erhebt, findet die ahnende Seele Frieden, und der forschende Geist den Ruhepunkt für den Flug seines Gedankens. Wer nun von dieser Sehnsucht nach dem Ewigen und Unendlichen ergriffen, Alles in dem Lichte des Göttlichen erblickt; wer in dem mannigfaltigen Spiele der Wesen, vom Menschen bis zur still-freundlichen Blume herab die wundersame Bedeutung eines nie alternden Schöpfergeistes gewahrt; wer in den Schicksalen seines Lebens und in der Geschichte der Welt die allmächtige Hand unergründlicher Weisheit ahnt und gläubig erkennt — der lebt in dem erquicklichen Strahle der Religion und genießt der unaussprechlichen Segnungen, die sie allein gewährt.

Religion, die höchste Angelegenheit des Menschen, befaßt also alle Gedanke und Gefühle, mit denen wir, in der Endlichkeit und Beschränktheit des Daseyns befangen, das Jenseits, die ewige Bedeutung des Lebens, das Göttliche und seinen Frieden anstreben und suchen.

Religion ist so alt als das menschliche Geschlecht, welches ohne sie eine bedeutungslose Erscheinung seyn würde. Woher kam sie ihm? Leicht wäre es mit ältern und neuern Weisen zu erwiedern «Von

Gott durch Offenbarung,» wenn nur in solcher Antwort nicht eine Verkehrung der Sache selbst hervorträte. Denn setzt nicht der Glaube an die Offenbarung der Religion diese letztere schon voraus? Muß nicht die Idee eines Gottes uns längst aufgegangen seyn, wenn wir seinem Worte und dem Zeugniß von ihm, wie es auch zu uns gelangen mag, vertrauen wollen? Warum aber auch nach dem Entfernten greifen, wenn das Nahe genügendere und einfachere Erklärung bietet? Ist das Göttliche die Unendlichkeit, welche mit ewig schaffender Kraft die Fülle des Daseyns gestaltet, welche in der Natur, wie im freiern Geiste des Menschen das Schöne mit dem Wahren und Guten aus dem ewigen und unerschöpflichen Quell seiner Selbst hervorbringt, kann, ja muß nicht alsdann in dem menschlichen Geiste ursprünglich die Idee jenes Göttlichen schlummern? Muß sie nicht, von dem verwandten Gegenstande in der Natur berührt, aufgehen in der Seele, und sich um so schöner und lichter entfalten, je inniger und ansprechender das Gegenbild aus dem Spiegel der Welt ihr entgegenscheint? Ja, aus dem Geiste, der sich in der Tiefe des ganzen menschlichen Wesens zuerst und zunächst

unmittelbar verkündet, stammt die Ahndung des Göttlichen, welche, von der Stimme der Natur geweckt, sich an den Heiligthümern der Brust, wie an den Wundern der Schöpfung zur schönsten und festesten Ueberzeugung hervorbildet, das Leben durchzieht, wie eine milde, heitere, befruchtende Sonne, und zu dem hehren Bogen sich gestaltet, der als Religion den Himmel unserer Seele umgibt, Hoffnung, Trost, Erhebung und Liebe zum Unendlichen erweckend. —

Aus dem Wesen, wie aus dem Ursprunge der Religion ergibt sich nun sogleich, wie Kultur des menschlichen Geistes und Gefühls eine nothwendige Bedingung ihrer wahren Erscheinung ist. Durch Bildung nur entwickelt sich die Vernunft, läutert sich das Gefühl, schwindet die Beschränkung der Gemeinheit, steigen aus der Tiefe die Vorstellungen und Bestrebungen auf vom Höhern nach dem Höheren. Die Geschichte der Völker, wie der Entwickelungsgang eines jeden Einzelnen beweiset dieß. Wo Thierheit waltet, wo lediglich endliche Rücksichten das Leben bestimmen, wo die Nothwendigkeit der Freiheit den Aufschwung noch nicht gestattet, da fehlt die Religion entweder ganz, oder

sie wirkt nur ein mattes, zweifelndes Licht. Umgekehrt verhält es sich, wo der Gedanke und die Freiheit sich losmachten von den Fesseln der gemeinen nothwendigen Beschränkung.

Vor allem setzt die Religion, wenn sie zugleich als thätige Gottesverehrung erscheinen soll, Entwickelung des sittlichen Gefühls voraus. Eine uneigennützige Gottheit kann nur von uneigennützigen Menschen gedacht, geglaubt und verehrt werden. Zu dieser *hohen Reinheit* der Religion gelangt der Mensch nur auf der Stufenleiter der allmähligen Ausbildung seiner gröbern und feinern Sinnlichkeit, seines Verstandes, seiner empirischen und reinen Vernunft. Aber gleichwie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf; so schafft sich wieder der Mensch seinen Gott nach seinem eignen Bilde, und der Gott ist verschieden in den verschiedenen Zeitaltern, und nach den verschiedenen Graden der Kultur des einzelnen Menschen. Daher wirkte dieselbe Lehre und derselbe Glaube von jeher verschieden, nicht nur in den verschiedenen Ländern und Zeitaltern, sondern auch in verschiedenen Menschen auf denselben Stufen der Kultur in einem und demselben Zeitalter, und in einem und dem-

selben Lande. Durch alle Belohnungen und Bestrafungen, Vorzüge und Zurücksetzungen wurde nichts erreicht, selbst da nicht, wo man nicht bloß Symbole, auf welche geschworen, sondern auch ein Buch besaß, das vom Himmel kam. Der Buchstabe in den vom Himmel gekommenen Büchern blieb derselbe, und unverändert erhielt er sich in den symbolischen Büchern; aber Veränderungen ereigneten sich, die eine nach der andern, nicht nur in den besondern Systemen einzelner Theologen, sondern in der Theologie des Zeitalters. Wir finden keinen Theologen der Zeit, der nicht von dem Systeme des vorigen Jahrhunderts wesentliche Punkte aufgegeben hätte. Selbst die Eifrigsten und dem alten Systeme Ergebensten wichen von mehreren Grundbestimmungen ab, *) und selbst das Volk blieb nicht, wo Väter und Großväter standen. Eine wahre Umwälzung war es, die wir auch in den Religionsbegriffen erlebten, die auch den großen Haufen ergriff und ergreifen mußte.

Durch die Einzwängungen des Glaubens in Formulare, durch entscheidende Auslegungen des

*) Planks Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Th. 1. S. 2.

heiligen Worts wurde der Altar entweiht. Gefesselt konnten wir nicht fortsetzen, was unsere Vorfahren angefangen hatten. Es wurde auf Vorstellungen gedrungen und Vorstellungen wurden erhalten, die unverträglich waren mit den Einsichten und Kenntnissen, welche das Steigen der Kultur, das Wachsthum der Wissenschaften uns verschafft hatte. Darum ist es nicht ein in Zufälligkeiten liegender, höchst unglücklicher Umstand, wie dies selbst von den vorzüglicheren Theologen der Zeit behauptet wurde, der in den ersten Zeiten der christlichen Kirche dem ganzen moralischen Sinne eine falsche Richtung gab und das Aufkommen einer echten Moral länger als ein Jahrtausend unmöglich machte, nein, der Grund liegt tiefer, und ist der allgemeinste, der bei Betrachtungen über den Bildungsgang des menschlichen Geschlechts gedacht werden kann.

Es gibt in der Menschenbildung von dem untersten bis zu dem obersten Punkte eine Reihe von Stufen, von denen keine übersprungen werden sollte. Was die Erziehung dem einzelnen Menschen ist, das ist Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. Wie bei jener, so wird auch bei dieser immer Unwesentliches neben Wesentlichem zusammen

seyn; das Erstere ist der Rahmen, in welchem das Letztere als Bild sich darbietet. Nur Schade, daß wir zu häufig, gleich Kindern, den Rahmen schöner finden, als das vortrefflichste Gemälde, so er umschließt. Was wurde aus dem Bilde, das der Gottmensch aufstellte von dem Vater der Wesen, der nur unser Bestes, unser Glück will, der unsers Beistandes nicht bedarf, und weder Dienst noch Aufopferung von uns verlangt? Wurde nicht der Schöpfer des Weltalls verwandelt in ein schwaches Geschöpf voll Mängel und Unvollkommenheiten? Verschwand nicht die Lehre des Ewigen, wie dessen Bild? Wurde nicht jene, wie dieses, verzerret und bis zum Unerkennbaren verunstaltet? Wurden nicht Tugenden zu Lastern, und Laster zu Tugenden umgestaltet? Verlor sich nicht selbst der Begriff der Tugend? Wurden nicht Rechte verhöhnt, die Natur und das göttliche Wort heiligten?

«Ihr Stolz ist Christen seyn, nicht Menschen; denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den frommen Irrthum würzt,
— Seine Tugend nicht — sein Name
Soll überall verbreitet werden.

— — — Um den Namen, um den Namen
Ist's ihnen nur zu thun.» *)

Hören wir neben unserm christlichen Dichter noch einen heidnischen der Vorzeit, wie er im Unmuthe die Mißverständnisse im Gebiete der Religion beklagt: **)

Als das Leben der Menschen verächtlich auf Erden noch dalag
Von der drückenden Religion zu Boden geworfen,
Die aus der Gegend des Himmels ihre scheußliche Larve
Fürchterlich drohend über der Sterblichen Anblick emporhält;
Unterstand sich ein Grieche zuerst die sterblichen Augen
Auf sie zu richten, und einmal ihr die Stirn zu bieten.
Ihn hielt nicht der Name der Götter, nicht Blitz, noch des Donners
Schreckliches Krachen am Himmel zurück, ihn machte das Alles
Nur begieriger mit des Verstandes durchdringenden Kräften
An der Natur verschlossenen Werkstatt die Thüren zu sprengen.
So gewannen des Geistes lebendige Kräfte den Sieg, und
Flogen weithin über die flammenden Grenzen der Erde.

---

*) Lessing, im Nathan.

**) Lucret. l. I. v. 63 seq.

Geist und Verstand durchstrichen das unermeßliche Weltall;
Von dort giebt der Sieger uns Nachricht, was hier entstehen,
Was hier nicht entstehen kann, auch wie sich am Ende
Jedes Vermögen zerstöhrt und wo die Schranken sich finden.

Im Laufe der Jahrtausende, von denen die Geschichte Kunde gibt, sahen wir wiederholt erhabene Menschen auftreten, die durch Lehre und Beispiel ihre Zeitgenossen mit sich fortrissen, aber niemals wurden sie verstanden, oft wurden sie statt Befreier des Verstandes, dessen Tyrannen und Fesselgeber, immer trat Irrthum wieder an die Stelle der mitgetheilten Wahrheit.

Das Uebermenschliche, das wahrhaft Göttliche in dem Geiste und in der Person Jesu, der erhabene Plan, der unverkennbar die ganze Menschheit umfaßte, worin er den Auftrag der Gottheit, oder seines Vaters, erblickte, und worüber er sein Leben aufzuopfern immer bereit war, dieser zur Bewunderung und Anbetung hinreißende Plan, wie wenig wurde er von Vielen in vielen Epochen seit Verbreitung des Christenthums begriffen? Durch die göttliche Lehre

ward gewiß eine Erkenntniß gesetzt, aber es lag in der Natur der Dinge und der Menschen, daß kein Fortgang der Erkenntniß gesetzt werden konnte. Der Gott des Evangeliums ist kein strenger Eiferer, der die Sünden der Väter noch an Kindern des dritten und vierten Gliedes heimsucht, aber er wurde es, und Vorstellungen verbreiteten sich von ihm, die furchtbarer ungeheuer-grausiger waren, als diejenigen, welche man von dem Donnerer hatte, der mit dem Nicken seines Hauptes den Himmel und die Grundfeste der Erde erschütterte. Das Evangelium hat nur ein Bild für den Unbegreiflichen, das schönste, menschlichste und vertraulichste aller Bilder, das Bild des Vaters. Unser Vater im Himmel, so sollen wir ihn grüßen. Darum wurden doch Altäre errichtet, zu denen man die Verehrer brachte einzig oder doch fast einzig durch Mittel, die das sinnliche Begehrungsvermögen in Anspruch nahmen. Das Evangelium gab ferner die Art der wahren Gottesverehrungen an. Nicht mit Opfern und Umgängen, mit Büßungen und Kasteiungen, mit Mysterien und Ceremonien, nein, nur eine Art gibt die echte Lehre Jesu; die Verehrung durch Tugend, und diese Tugend ist nur

eine Tugend — die Liebe! Friede und Wohlwollen gegen alle Menschen ist ihr Grundsatz, und sucht man eine Ceremonie, so findet sie sich in der einfachsten und natürlichsten Handlung. Und die Christusreligion verlor, zunächst durch den Mangel an Empfänglichkeit, dann aber durch Pfaffen und Herrscher in einem Grade, daß sie in unserer Zeit noch nicht vollkommen geläutert zum Himmel sich erheben kann, von woher sie stammt. Sie kann auf keine Weise das Werk eines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion, oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltgewebe seyn, sie ist ganz Sittlichkeit und darum auch ganz Sache der Individualität der Menschen. Eben das Unrecht und eben die Irrthümer, die dem wirklichen Christenthume bei seinem Ursprunge im Wege standen, sind, in einem geringern Grade nur, noch vorhanden. Soll das Innerste des Christenthums eine himmlische Freiheit seyn, und will man dasselbe, seinem Wesen nach, die Seele und das Urbild der neuen Welt nennen; so setzt man einmal etwas, was kommende Jahrhunderte im Streben nach dem Ideale verwirklichen werden, und sagt mit dem andern nur soviel, daß durch das Christenthum eine Flamme

hingeworfen ist, die in keinem Jahrhunderte aufhören wird, leuchtend und erwärmend zu seyn*).

Darum kann man aber nicht umhin, die größte, unsern Zeiten vorbehaltene Krise zu sehen, wo ein Veraltetes den Uebergang zu einem neuen Zustande

---

*) Eine neuerlich aus England mitgetheilte Uebersicht aller Christen, die in jedem Jahrhundert, vom ersten bis zum achtzehnten, auf Erden gelebt haben, zeugt von einer stets steigenden Vermehrung. Im ersten Jahrhundert lebten nur 500,000 Christen; mehrere Millionen brachte jedes Seculum hinzu. Im dritten zählte man, laut der Tabelle, 5,000,000; im zehnten 50,000,000; im achtzehnten 200,000,000. Die Zahl der Juden bleibt ziemlich stationär bei 2,500,000. Die der Muhamedaner, stationär oder im Abnehmen. Noch ist freilich nicht der vierte Theil aller Erdbewohner zum Christenthume übergetreten, aber seit 1818 hatte große Vermehrung in allen Erdtheilen statt. Tausend Bibelgesellschaften verbreiteten nach allen Seiten hin die Schrift. Im Jahre 1800 hatten die evangelischen Missionäre nicht mehr als 157 Etablissements, jetzt ist ihre Zahl auf 252 gestiegen und vermehrt sich immer fort. Der Eifer der römischen Kirche erstirbt auch nicht.

macht. Die neuere und die neueste Zeit, immer mehr vergeistigt durch eine Alles beleuchtende, Alles durchgrübelnde Philosophie, durch den Druck von oben in steter Regsamkeit erhalten, durch eine Alles wissenwollende Klügelei herzlos gemacht, konnte den alten Wahn in seiner Größe nicht ertragen und mußte die Dunstwolken verscheuchen. Dabei darf man sich nicht wundern, wenn die Alten und Frommen nicht begreifen, daß die Verkehrtheit, die Mißbräuche, die in der frühern Menschenbildung lagen, solche Entwickelungen herbeiführen mußten, wie unsere Generation sie sah. Auf der andern Seite zeigt aber auch eben die Geschichte des Christenthums, was eine geläuterte Religion da, wo sie sich eines Volks oder auch einzelner Menschen bemächtiget hat, zu leisten vermag. Welche Aufopferungen, ohne Wahn für das Glück der Brüder, welche erhabene Muster des reinsten Wandels, des gottergebensten einfachsten Sinnes stellen uns nicht die Jahrhunderte vor, seit welchen wir die Lehre Jesu besitzen? Nirgends liegt überhaupt echte Bildung und scheußliche Barbarei näher und auffallender bei einander, als in der Geschichte der christlichen Religion, welche

deshalb schon allein hinreicht, zu zeigen, was der Mensch werden kann im Edlen, wie im Gemeinen, je nachdem er seinen Beruf und die wahren Mittel seiner Verwirklichung erkennt oder mißkennt. Bleiben wir darum noch einen Augenblick beim Christenthum stehen.

Jesus wollte keine separirte, äusserliche Religion, da er das ganze Menschengeschlecht, als die große Familie Gottes, Gott aber als den Vater derselben, darstellte. Die Wüste war seine Kirche und der Berg seine Kanzel, von der herab er zum Volke sprach. Der Schaafstall, der sobald gebauet wurde, war nicht der der frommen Schaafe — diese verfehlen ihn doch nicht — sondern derjenige der Einfältigen, die durch Gewalt von den Fluren und Quellen, welche ihnen die Vorsehung verliehen hatte, vertrieben, bald die Geißel harter Treiber oder das Messer würgender Fleischer empfanden.

Als man Christus, den Gesandten, und nicht Gott als den Gegenstand der christlichen Religion darstellte; so war der große Mißgriff geschehen, und an eine allgemeine Religion war da nicht mehr zu denken. Es kam eine Vermehrung der Religionen, und sie mußte kommen; Gestalt und Form

wachten eine allgemeine, übereinstimmende, brüderliche Gottesverehrung immer mehr verschwinden. Neben der bürgerlichen kam eine geistliche Verfassung, und kirchliches Ansehen und kirchliche Auctorität wurden Stützen des gesellschaftlichen Lebens.

Wie Staat und Religion gegen einander zu stellen seyen, damit letztere nicht Last, sondern Hebel bleibe, diese Aufgabe ist in tausendjährigem Streben nicht gelöset worden. Männer von Bedeutung, unter ihnen Kant und v. Dohm, wollen, der Staat solle sich um den Glauben nicht mehr bekümmern, als in wiefern Jemand dadurch die Ruhe seiner Mitbürger stöhrt. Nur dann dürfe der Regent sich einmischen, wenn Friede und öffentliche Ruhe in Gefahr gerathe. Keine religiöse Gesellschaft könne mehr, als freie Aeusserung und vollkommenen Genuß aller bürgerlichen Rechte für ihre Glieder fordern. Längst würden wir keine Juden unter uns sehen, wenn der Druck sie nicht erhalten hätte. Aber der Grundsatz darf nicht vorschnell so weit ausgedehnt werden, daß auch die Lehrer der Religion nichts vom Staate zu fordern berechtiget sind. Viele Jahrhunderte liegt die Zeit hinter uns, wo man die kirchlichen Abgaben als

einen Gewinn für die Seele sehr häufig, die Staatsabgaben immer als einen Verlust für das irdische Wohlleben betrachtete. Mit der Erleuchtung, bei der der Glaube an einen unauslöschlichen Charakter von Heiligkeit und Würde der Diener des Altars verschwinden mußte, war die Willigkeit, der Vortheile bürgerlicher Ordnung halber, Opfer zu bringen, gestiegen. Die Sorge des Staats für die Geistlichkeit konnte nicht zur Gleichgültigkeit werden. Zu Luthers Zeiten machte man einen großen Versuch; aber ein Theil des Volks wollte lieber ohne Prediger leben, als die geringste Abgabe zu ihren Gunsten geben. Derjenige Theil, welcher sich Prediger miethete, ließ sie hungern und nöthigte sie wieder davon zu laufen. Eben so ging es weit später im schottischen Hochlande. Schon in dieser Hinsicht darf dem Volke nicht Alles, am wenigsten plötzlich, überlassen werden, wenn nicht Willkühr und Rohheit die Herrschaft übernehmen sollen. Weiter sehen wir, daß ein großer Theil von Menschen, theils wegen ihres eingeschränkten Verstandes und ihrer natürlichen Trägheit, theils wegen ihrer Gewerbe durch eignes Nachdenken sich von den Religionswahrheiten nicht unterrichten und über-

zeugen können; wir müssen also einen Stand haben, der Alle in der Religion unterrichtet. Der Staat kann die Religionslehrer nicht völlig wie Sachwalter und Aerzte der Freigebigkeit und Dankbarkeit des Publikums überlassen, sobald Wahrheit, Schicklichkeit und Anstand nicht leere Worte werden sollen. Die Vorschläge, daß der Staat den Altar ohne seine Unterstützung und ganz ausser seiner Sorge seyn lasse, anticipiren eine Bildungsstufe auf viele Jahrhunderte, oder setzen vielmehr gänzliche Mißkennung des Wesens des Staats in der Religion, so wie des Verhältnisses beider zu einander, voraus. Es ist in der That dieselbe Aufgabe, die der Staat und die Religion bezielt — die Humanisirung und (nach Platon) die Gottverähnlichung des Menschen daraus. Daß der Staat die Religion in ihrer Repräsentation durch die Kirche zu wenig beachtete, oder umgekehrt, diese jene bemeisterte, daraus entsprang oft wesentliche Gefährde für beide, und damit hundertfältiger Keim der Entsittlichung und Entwürdigung des Volks.

Weiter will man, daß nichts Schwankendes in der Religion sey; Alles müsse zusammenhalten, als sey es mit Faßreifen zusammengefügt. Es ist hier

nicht auf die Hierarchie gezielt; wir haben Vorschläge der Art ausserhalb des Gebiets der römischen Kirche gesehen. Dahin ist es noch nicht gekommen, daß man sich überzeugte, in der Kirche könne nur gelehrt werden; das Gesetzgeber- und Sittenrichteramt hat man noch nicht aufgeben wollen. Bedarf es der Erinnerung an die neuesten Bestrebungen unter den Protestanten? Als Lutheraner und Reformirte in Eine Gemeinschaft zusammentraten, wurden ängstliche und spitzfindige Verträge zur Schonung der Ueberzeugung und des Gewissens vermieden. Die Vereinigten wollten christliche Brüder, nicht entscheidende Systematiker seyn. Das weise, zarte Verfahren hier beobachtet, ließ den Geist höherer Religiosität, fern von bloßen Menschensatzungen, voraussetzen; und doch suchte man wieder die Bahnen priesterlicher Herrschaft! und doch schien, den freiaufblickenden Zeitgenossen gegenüber, vergessen zu werden, wie lange Concordien-Consensus-Formeln, Synodal-Beschlüsse u. s. f., nach der Glaubensreinigung, das Licht verdunkelt hatten!

Zu heilig und zu wichtig sind die religiösen Begriffe, als daß sie uns wie Arzneimittel zugetheilt werden könnten. Nehmen wir die Erfahrung zu

Hilfe, so finden wir, daß das, was von Pfaffenhänden und von weltlichen Machthabern in gedachter Rücksicht gebauet wurde, immer ein klägliches Machwerk war; verschieden freilich nach den Zeitaltern. Man denke an den Gott des Moses, an die Verunstaltung des Christenthums, endlich an den Gott dem der Minister Wöllner Geltung geben wollte. Die Philosophen älterer und neuerer Zeit waren nicht glücklich, wenn sie versuchten Altäre zu errichten für Jedermann. Platon machte die Anklage der Irreligion in seiner Republik zum Gesetze. Viele Philosophen Griechenlands waren für den alten Glauben und die Geisterlehre, in welcher der populäre Aberglaube seine Stütze und Rechnung fand. In der alten Welt, wie in unsern Tagen, hörten wir dagegen wieder andere Philosophen predigen: es gibt keinen Gott, keine Vorsehung, kein Leben nach diesem, keine andere Tugend, als die Beförderung der individuellen Zufriedenheit, und kein Laster, als die Stöhrung unsers individuellen Glücks. Man behauptete auch, daß ein ganzes Volk von Atheisten, bloß durch menschliche Gesetze und das Schwert der Gerechtigkeit, alle Tugenden üben und alle Laster verabscheuen könne. Ja, man pries

uns eine Moral ohne Gott und Unsterblichkeit, als das Erhabenste, was der Mensch erdenken könne. Protagoras sammt den übrigen Sophisten verspottete alle Religion fast auf gleiche Weise, wie in unsern Tagen d'Alembert, Diderot und Helvetius gegen alle positive Religion die Waffen führten. Bayle meinte, besser sei es, keine Religion als eine schlechte. Montesquieu wollte lieber eine schlechte als gar keine. So mannigfaltig sich durchkreuzende, *mit einander in* Widerspruch stehende Meinungen, Urtheile und Forderungen konnte bei einer lesenden und hörenden Klasse von Menschen, allerdings die Religion zum puren Menschenwerke herabsetzen, zum Betruge und Gespötte der Vernunft führen.

Der flüchtigste Blick auf den Menschen überzeugt uns oder sollte uns überzeugen, daß derselbe, bei allen Abstufungen der Kultur, nicht bloß ein räsonnirendes und spekulirendes Wesen ist, sondern, daß er auch ein Herz, ein Gefühlsvermögen besitzt, daß durch Berichtigung der Begriffe nicht Alles zu erlangen ist, und daß Vernunft allein nicht ausreicht zum Kampfe wider die Leidenschaften. Könnten daher auch Philosophen das vollendetste

Religionssystem durch Spekulation ergründen, und wären die Herrscher bereit, ihm Eingang zu verschaffen, so entsteht die Frage: ob man alsdann geradezu zur Reformation schreiten könne? — Ist denn Alles für Alle? Kann die unendliche Verschiedenheit je aufhören? Können Befehle Ueberzeugungen bewirken? Wer kann, damit wir der Sache näher rücken, wer kann angeben, was die Religion des Volks jetzt wirklich ist, und nicht ist; welche religiöse Vorstellungen, Begriffe und Meinungen der große Haufe jetzt hat und nicht hat; welche Lehren das Glaubenssystem enthält und nicht enthält; was dem Volke von seinen Lehrern dargeboten wird, und was das Volk wirklich in Empfang nimmt? Von vielen Millionen ist da die Rede. Dieselbe Vorstellung, derselbe Gedanke, dieselbe Empfindung kann selbst in nahe verwandten Wesen liegen mit ganz andern Farben und Schattirungen: hier ist aber eine unendliche Mannigfaltigkeit intellectueller und moralischer Fähigkeiten. Hören auch Alle dasselbe und lesen sie dasselbe; so hören und lesen doch nicht Alle dasselbe. Unnennbar verschieden sind Ohren und Augen, die Standpunkte und das Medium. Jedes Alter und jedes Geschlecht

hat seine Religion. Wollten wir auch Kopf für Kopf vernehmen, wir kämen doch nicht zum Ziele. Edle Schonung der am Geiste Schwachen, Liebe, Interesse, wie Furcht vor der Parthei, unter der man einmal lebt und von der man sich nicht loswinden kann, würden zu untreuen Bekenntnissen führen. Wie groß ist auch nicht die Anzahl derer, die selbst nicht weiß, was sie glaubt und nicht glaubt. Und selbst unter den Führern der Volksbildung, unter den Priestern des Altars und der Wissenschaft, welcher Kampf religiöser Meinungen, welche Verschiedenheit der Ansichten über die einfachsten Sätze des Glaubens! Also — wir kennen die religiöse Bildung nicht, und eben so wenig kennen wir die Früchte derselben.

Darum wolle man weit weniger die Religionsansicht ein für allemal feststellen, einen bestimmten Glauben der Menge mit Entschiedenheit aufdringen, als man nur die Empfänglichkeit für Religion mehr und mehr entwickelt, Unglauben und Aberglauben zu verhüten strebt, und die etwaigen religiösen Lehrsätze mit Achtung und Freiheit des Denkens dem Gemüthe und dem Verstande zugleich vorlegt. Aber wie viel Barbarei hat auch in dieser Beziehung die Unklugheit und

der falsche Eifer veranlaßt und gefördert? Nicht die prätendirte Unfehlbarkeit des römischen Bischofs, noch die Concilien der alleinseligmachenden Kirche sind hier einzig zu beschuldigen, zu beklagen, oft zu verwünschen; nein, auch die Lehrstühle protestantischer Schulen und Kirchen, die symbolischen, wie viele unsymbolische Bücher, welche das Ansehen beider stützen, erweitern, heben sollen, sind vielfach ähnliche Mittel zu ähnlichen Zwecken gewesen. Die Lehre, die Kirche dürfe nur Eine seyn, müsse unter einem Oberhaupte stehen, hat sich nach dem Tode der Reformatoren bezüglich des Strebens das ganze System unverändert und unbeweglich festzuhalten, gering modificirt, wiedergefunden, obwohl die Geschichte die vollendeteste Ueberzeugung dem Unbefangenen verleiht, daß in jener Lehre die Keime der Inquisitionen, die Holzstöße, Bluthochzeiten in jeder Religionsverfolgung liegen. Der Geist des Christenthums war gänzlich mißkannt, und die Deutung des: «Nöthige sie hinein zu gehen» konnte nicht befremden.

Hätte man sich doch nie in das unbekannte Heilige, in das innerlich Wahre einmischen, sondern Gott Alles befehlen wollen! Aber Ungerechtig-

keit kann nie Heil bringen. Jede Belohnung wie jede Bestrafung des Glaubens und der Meinung, sie werde verübt von wem und auf welche Art sie wolle, sie sey direkt oder indirekt, bedeutend oder unbedeutend, ist höchste, wahrhaft empörende, sinnlose Ungerechtigkeit. Wer sie verübt, heiligt die Lüge und den Irrthum, hemmt die Verbreitung der Wahrheit, veranlaßt Verwirrung und Kollision der Pflicht, die den Tugendhaftesten selbst zur Heuchelei und Gewissenlosigkeit führen kann, und verleitet zu falschen Eidschwüren. Unausbleiblich müssen Intolleranz, Verfolgungsgeist, Religionshaß, niedere Sucht zu dienen und zu gefallen, zur Bedrückung einer nicht zu berechnenden Menschenzahl, Spielraum suchen und finden. Die Völker- und besonders die Kirchen-Geschichte gibt reichhaltigen Aufschluß, und hier gelten Luthers Worte: «Was helfen Lichter und Brill, wenn man nicht sehen will.» Von jeher haben Pfaffen und Machthaber geglaubt, das Gewölbe des Himmels würde zusammenstürzen, wären sie nicht immer bereit, Säulen und Stützpunkte unterzuschieben oder in Bereitschaft zu haben.

Ein schönerer Tag schien in dieser Hinsicht mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts anzubrechen. Begeisterung für Philosophie, und mit ihr für das Schöne und Große, schien auch dem religiösen Glauben seine Unbefangenheit und Freiheit erwirken zu wollen; man sah, wie eine gewaltige Begebenheit den Völkern wie ihren Herrschern nicht nur Mäßigung in der Macht, sondern auch allgemeine Achtung der Meinung, aufrichtige Förderung religiöser Ansichten, Warnung vor Un- und Aberglauben mit Erfolg an's Herz zu legen geeignet war. Und in der That ist nicht Alles desfalls verloren, mancher Keim hat Wurzel gefaßt und schon jetzt schöne Früchte getragen; allein was man zu hoffen wagen durfte: «gediegene, einfach-reine allgemeine religiöse Erhebung» ist leider im Ganzen wenig verwirklicht worden. In Deuschland umnebelt Wunder-, Wahn- und Afterglauben vielfach die Sonne echter Aufklärung und religiöser Erleuchtung; in Frankreich schleicht jesuitische Selbstsucht umher und sucht, wen sie verlocke in das Dunkel alter Pfafferei und in das Labyrinth geist-

licher Herrschaft*). — Wie in Spanien die Finsterniß den Sieg über das Licht errungen, und nun in geschäftiger Eile und Begier aus ihrem nächtlichen Schooße Tod, Unglück und alle Schrecken der Barbarei über das arme Land verbreite, ist allbekannt. — Der Menschenfreund sieht traurig und weint über das Loos der Menschheit, welches er nicht zu begreifen vermag. Gern möchte sich der Blick nach dem gerühmten Lande der Freiheit wenden, wo edles Menschliche so schön gedeihen soll — nach Brittaniens glücklichen Inseln — aber auch hier findet der Unbefangene nur zuviel Unerfreuliches im Gebiete religiösen Denkens und Bestrebens. Bedarf's noch der Erinnerung an das Betragen gegen die Katholiken in Irrland und an die betreffenden Grundsätze, welche erst jüngst in denselben Sälen ertönten, in welchen die Freiheit der Völker

*) Es ist bekannt, daß in Paris eine Gesellschaft der Ignoranten seit Jahren besteht (des frères Ignorantins). Jetzt verlautet, in Marseille habe ein Abbé Coquichat auch eine Anstalt der Armen an Geist Etablissement des pauvres d'Esprit) errichtet. — Im Trüben ist gut —

so oft und so freimüthig berathen und besprochen ward? Dennoch waltet vielleicht der meiste religiöse Sinn in diesem Volke und Lande, und selbst die Intolleranz ist mehr politischer als religiös-fanatischer Art *).

Potters drückt sich im Allgemeinen, freilich stark, so aus: «In England huldigt man dem Urheber der Natur, fast in allen Theilen des Continents dem Geiste des Menschen.» Auf einen Unterschied unter den Ländern des Festlandes läßt er sich nicht speciel ein, er hat aber vorzüglich Holland als Gegensatz im Auge. Göde sagt: «Im größten «Theile des übrigen Europa's ist das Christenthum «im augenscheinlichen Verfall;» (übersehe man nicht, daß der Reisende von dem Zustande vor einigen zwanzig Jahren redet) «in England wächst «es auf dem Boden der christlichen Frei«heit immer blühender empor, umfaßt alle Glieder

*) Man vergleiche Göde's England, Wales, Irrland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst auf einer Reise 1802 und 1803. Th. II. S. 170 und H. Potters Lotgevallen en Ontmoetingen op eene mislukte reize naar de Kaap etc.

«des Staates und durchdringt mit seinem Geiste «das öffentliche und häusliche Leben der Bürger. «Es hat nichts Wunderbares, daß in England, je «höher Reichthum und Luxus steigen, die in andern «Gegenden das demüthige Christenthum verdräng«ten, das Reich der christlichen Kirche sich nur «um so mehr befestigte. Das Gebiet des Glau«bens ist in diesem Lande im Heiligthume «der sittlichen Freiheit, welches keiner «zustöhren, kein kirchlicher Spion zu «erforschen wagt.» Göde hat das stolze Wort Toleranz in England nie aussprechen hören, wohl aber hat er stets die Freiheit bewundern müssen, mit der sich so viele religiöse Sekten ausbreiten und befestigen, die ganz offenbar die herrschende Kirche bedrohen. Nicht blos in der Hauptstadt, sondern in allen Städten, großen wie kleinen, in den nahen wie in den entfernten Gegenden des Reichs, drängt sich das Volk an alle geweihte Orte eifrig zum Gottesdienste. Dieser religiöse Eifer beschränkt sich, zu noch größerer Ueberraschung des Fremden, nicht auf die ärmere und größere Volksklasse; der Reiche wie der Arme, der Gelehrte wie der Ungebildete, alle sind gleich eifrig. — Daß

England in dem letzten beharrlichen und heldenmüthigen Kampfe wider das ganze Europa keine Nebenstütze in der Religiosität seiner Bewohner hatte, ist vielseitig anerkannt. In London allein sind in den letzten fünfzig Jahren, vielleicht mehr als achtzig Kirchen und Kapellen entstanden, und die ältern wie die neuern sind gleichstark besucht. Zur Aufbauung neuer Kirchen bewilligte das Parlament vor wenigen Jahren 1 Million Pfd. Sterl.; zu demselben Behuf sind gegenwärtig wiederum 500,000 Pfd. ausgesetzt. Handelte es sich dabei nicht um eine Nationalsache, so würde die Stimmung des Volks, dessen kaufmännische Schattenseite bekannt genug ist, sicherlich dagegen sich auflehnen, jene große Bewilligungen unmöglich machen. Wollten wir blos von dieser Seite an eine Parallele in Deutschland denken, wie sähe es da aus? Wozu neue Kirchen, da die alten häufiger besucht werden könnten! Das in den sechs Wochentagen so geräuschvolle London verliert am Tage des Herrn seinen Glanz, das frische Leben der Straßen und Plätze ist verschwunden, viele Gegenden erscheinen todt und ausgestorben. Kein Laden ist geöffnet, ausser denen der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Der Vorhang des Theaters, der

Sonnabends fiel, rollt erst Montags wieder auf. Viele ehrbare Bürgerfamilien verleben den Sonntag einsam auf ihren Zimmern, da alle geräuschvolle gesellige Vergnügen ihn entheiligen, und Tanz, Musik und Spiel streng verpönt sind. Potters bemerkt — Th. III. S. 83 im angeführten Werke — über die Strenge der Sonntagsfeier in Plymouth besonders, daß demjenigen, der es wagen würde, Karten zu spielen, sicher sein Gesinde davon laufen, und daß ihm alle Achtung und alles Vertrauen seiner Mitbürger entzogen werden würde.

Die Hauptquelle, woraus diese erbauliche und ausserordentliche Erscheinung hergeleitet werden muß, ist bereits genannt, und dort ist sie vorzüglich zu suchen. Denn der Religionsunterricht der Jugend ist gewöhnlich geistlos und wendet das Gemüth weit eher ab, als daß er es aufschließt. In den Volkslehrern, obgleich lediglich auf das Lehramt beschränkt, liegt der Grund äusserer Achtung des öffentlichen Gottesdienstes, der christlichen Gemeinschaft zur Erhebung der Seele zu Gott, vielleicht noch weniger; denn was tief in dem Charakter der Nation begründet ist, kann nicht von aussen angebildet seyn, sondern muß sich frei im Innern

entwickelt haben. Das fromme Beispiel der Gemeinde gilt mehr als die Amtsverrichtungen der Geistlichkeit. Man erinnere sich nur noch an den Wucher, der in Besetzung der Pfarrstellen getrieben ward, an die noch vorkommenden öffentlichen Versteigerungen solcher Stellen, an das gesonderte Wohnen vieler Geistlichen von ihren Gemeinden, an die dürftigst bezahlten Stellvertreter derselben, und man wird in die Ueberzeugung einstimmen müssen, daß die Religiosität eines Volks weit mehr ein individuelles Erzeugniß seiner freien Charakterbildung sey, als ein zufällig ererbtes Nationalgut.

Wenn der klassische Niemeyer*), der jüngste ausgezeichnete Berichterstatter, der großen Schwierigkeiten eines allgemeinen desfallsigen Urtheils gedenkt, und bei Vielen Gewohnheit, angebildete Sitte, Tagesordnung, Augendienst, Mittel gegen häusliche Langeweile und mitunter mehr als jüdischen

*) Beobachtungen auf einer Reise in England, 2te Ausg. 1822, 1. Band S. 141; 2. B. 391. — Die Erinnerung an ein mit solch allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes wird sich von selbst eingestellt haben.

Aberglauben erblickt, wenn er sich nicht verbergen konnte, daß praktische Irreligiosität und Sittenverderbniß unter allen Ständen noch sehr groß ist: so bekennt er doch auch, daß jene äussere Achtung öffentlicher Religionsanstalten bei Vielen der reine Ausdruck innerer Religiosität, daß sie, entsprungen aus dem Bedürfniß, sich an die Gemeinde der Anbeter Gottes anzuschließen, die wohlthätigsten Wirkungen hat, indem sie den Sinn für das Göttliche und Sittliche rege erhält und fortbildet. Wir haben auf die Macht des Beispiels und der Angewöhnung zunächst verweisen wollen, zwei mächtige Stützen, unersetzbar für die Religiösität des Volks als Totalität. Vieles ist auch ungezweifelt verschieden nach Maaßgabe der Verfassungen und Verhältnisse der Partheien, aber höchst merkwürdig fand der genannte Schriftsteller den Vereinigungspunkt so vieler Tausenden aller jener Kirchen und geistlichen Corporationen in dem Bestreben das Christenthum durch seine heilige Urkunde über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. «Es bestätigt sich, sagt er B. 1. XX., auf's neue wieder, daß man das Wesen der Religion und ihren praktischen Geist immer weniger von äussern Formen und subjectiven

Ansichten ihrer Lehrer abhängig machen sollte.» Ruhig mag der Menschenfreund zuschauen, wie die katholische Kirche diesen Bestrebungen ihren prätendirten Reichthum an Gnadenmitteln, die heilige Schrift herabsetzend, entgegenstellt. Kommen wird in jedem Falle, was kommen soll und will, wir mögen einleiten, oder aufzuhalten suchen.

Wir sahen, daß das, was in England wurde, dem geringsten Theile nach durch Einwirkung der Menschen herbeigeführt ist, daß die Gemeinde im freien Vereine lediglich für sich die Würde der Religion begründete. Der ernste Charakter des Engländers, sein festeres Halten an religiösen Formen, sein den Glaubenszweifeln mehr unzugängliches Gemüth; besonders, so wie der, dem Sinnlichen und Aeusserlichen abholdere Norden im Allgemeinen, haben Theil und förderten; vorzüglich der Natursinn des freien Engländers, der selbst von seinen Gärten alle Künstelei entfernt hält. Auf dem Festlande ist bei allen Confessionen noch so viel Disciplinarisches, es ist auf Seiten der Geistlichkeit noch so viel Auctorität und größere oder geringere Abhängigkeit auf Seiten der Gemeinden, daß der Wunsch nicht rege werden darf, es möge

durch Veranstaltung von oben der Versuch gemacht oder nur sichtbar dahin gestrebt werden, jenen Zustand der Dinge zu uns zu verpflanzen.

Zur todten Gestalt ist ja auch auf dem Festlande die Sonntagsfeier bei weitem nicht geworden; sehnende Herzen, unzählbar und unberechenbar, finden Trost und Erhebung, die die sechs Wochentage und ihre Plage leichter machen; und wie viel stärker die sanftere Mahnung der altväterlichen Religion als die Gewalt kaltherziger Berechner, als der Zwang strafender Gesetze sey, bewies die Revolutionszeit, als die Dekade den siebenten Ruhetag verdrängen sollte.

Mannichfaltig und völlig unübersehbar sind die religiösen Bedürfnisse in jeder Nation, noch mannigfaltiger ist die Art, wie die Befriedigung jenes Bedürfnisses gefunden wird. Da wo es Noth thut, kann und soll der Religionslehrer helfen, oder er ist ganz unabhängig von seiner Gemeinde und unwürdig seines Berufs.

In die wiederholt erhobene Klage der Nutzlosigkeit eines besondern Standes, der weiter keine Bestimmung als die des Unterrichts in der Religion habe, stimmen wir nicht von neuem ein, sondern wir sind seine warmen Anhänger sobald und in so-

weit er würdig ist, Kenntnisse zu verbreiten, welche die edelsten und nothwendigsten sind. Die mannigaltigen Vorbereitungs- und Hilfswissenschaften, die Unentbehrlichkeit der Kenntniß gelehrter Sprachen, der Kirchengeschichte, der Kritik, der Völker- und Menschenkunde, und einer gesunden Philosophie bringen auch das theologische Fach nicht nur in die genaueste Verbindung mit dem größten Theile der Kenntnisse, auf denen die bessere Bildung beruht, sondern es wird auch in der Gottesgelehrtheit der Trieb nach Belehrung, Forschbegierde und prüfende Vergleichung in einem hohen Maaße gefordert. Freilich bietet das grade jetzt wieder so hoch gepriesene Frankreich in seinen Missionsgesellschaften so viele Beispiele der Entwürdigung des Religiös-Heiligen, des rohesten Heidenthums, der Vernunftverhöhnung, daß dem am Einzelnen haftenden Blicke die gesammte Klerisey leicht als ein leider noch fortbestehendes, und doch so verwerfliches, Denkmal der Barbarei erscheinen mag. Und wenn gar aus dem Schooße des geistlichen Standes noch im neunzehnten Jahrhundert die Plage der Jesuitenzunft sich erheben kann, wenn ganze Länder, wie Spanien, ihm sein grausames Hinsterben verdanken müssen — wer sollte nicht, statt kleinmüthi-

ger Klage, im gerechten Gefühle des Unwillens ein Urtheil der Verdammung für denselben bereit halten? — Allein nichts desto weniger muß dem Freunde echt religiösen Volkslebens keine Institution nothwendiger und wünschenswerther vorkommen, als die der Geistlichkeit. So sicher die Religion keine Sache des abstrahirenden Verstandes ist, so sicher sie ihre Tempel und Altäre fordert, als bedeutsame Sinnbilder der Erhebung zum Höchsten: eben so gewiß bleibt der Priester des Herrn angemessenes Zeichen der besondern höhern Abkunft der Religion und ihrer selbstständigen Würde. Nur daß er ein Priester sey des Herrn des Himmels und nicht der Herren der Welt, ist eine eben so wohl begründete Forderung, als die, daß Tempel und Altäre den Geist der überweltlichen Erhabenheit, nicht der weltlichen Verständigkeit und des Alltagssinnes verkündigen. Begreift der geistliche Stand die Würde seines Lehramts, dann erkennt er auch, daß zur Handhabung desselben es keiner aufgestellten Behörden, keiner Beobachter, Belauscher, keines Denuntiationssystems bedürfe. Dummstolz nährt er nicht den Wahn, es würde das Menschengeschlecht in Ruchlosigkeit versinken und in unvermeidliches Verderben gestürzt werden, falls er

nicht unaufhörlich stütze und führe. Nur mit Anmaßung und zum Nachtheile des Ganzen kann er als Stütze und Führer auftreten wollen. Der Weg zum Himmel wird betreten ohne meisternde Wegweiser. Tausendfältige, ungerufen sich aufdringende, Erfahrungen belehren jeden Einzelnen, daß Religion ungestörten Frieden in diesem Leben und beseligende Hoffnung in der Stunde des Todes gewährt. So kann denn auch eine Staatsverfassung auf Religion und Tugend förmlich weder gegründet seyn, noch dieselbe sich zum alleinigen Ziele setzen, obwohl beide durch eine gute Staatseinrichtung bedeutend gefördert werden können und sollen. Es ist ein Gräuel, einen Gott zu predigen, damit das Haus in Ordnung gehalten werde, aber es ist ein erfreuliches Schauspiel, wenn in dem wohlgeordneten Hause die Gottheit waltet und den Gliedern desselben Ehrfurcht einflößt für Tugend und heiliges Recht. Freilich wurde nur zu oft von Herrschern, weltlichen und geistlichen, der Verdacht erregt, daß Religion nicht Gottes Werk, sondern menschliches Machwerk sey, erfunden, die Unterthanen in's Joch zu bringen und im Joche zu erhalten. Religion ist Sache des Menschen, nicht des Bürgers; sie

ist eine allgemeine, ewige und geistige Triebfeder. Verweiset man auf die allmählige Entwickelung mit dem Körper, will man auf den verschiedenen Stufen eine Ueberredung und eine Lehre nöthig halten; so ladet man wohl nicht den Vorwurf des Haschens nach Idealen auf sich, wenn man behauptet: daß Religion, als das tiefste und höchste Erzeugniß des Gefühls, als der ursprünglichste Inhalt der Vernunft, nicht gelehrt werden könne, daß sie aber wohl durch die Bildung des ganzen Gemüths mitgebildet wird. Eben so schön als wahr sagt J. Paul Friedrich Richter: «Der rechte Unglaube bezieht sich auf keine einzelnen Sätze und Gegensätze, sondern auf die Erblindung gegen das Ganze. Macht im Kinde den allmächtigen Sinn des Ganzen rege gegen selbstischen Sinn der Theile; so erhebt sich der Mensch über die Welt, die ewige über die wechselhafte»*). Das Kind hat seinen Gott im Mutterschooße und an der Mutter Brust, es bedarf keines andern; der Knabe wird durch die Natur unterwiesen und sieht täglich, wenn ungerechte Disciplin ihn nicht fesselt oder

*) Levana, erstes Bändchen, S. 125, 2te Aufl.

falsche Spielerei ihn nicht unempfindlich macht, ihr großes Buch aufgeschlagen vor sich: ihre Lehren und ihre Weisungen müssen das wichtigste Gefühl in ihm bewahren. Der Jüngling findet seinen Gott, das Leben alles Lebens, die Seele der Welt, allenthalben, und die heilige Ehrfurcht vor dem Gewaltigsten, was er nur anbeten, nicht erklären soll, wächst mit jedem Tage. Ist durch Verrückung des Naturstandes, durch Aufhebung der göttlichen Ordnung, ein anderer Glaube aufgekommen, so darf doch darauf verwiesen werden, da ein Wiederannähern möglich und rathsam ist, und das Unnöthige und Gefährliche des Leitens und Lenkens daran gesehen wird.

«Was für eine Parthei du auch ergreifst, sagt Rousseau, so denke daran, daß die echten Pflichten der Religion nicht aus menschlichen Anstalten hergeleitet werden können; daß ein rechtschaffenes Herz der wirkliche Tempel der Gottheit, daß in jedem Lande und unter allen Sekten — Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben — die Hauptsumme des Gesetzes sey; daß es keinen Glauben gebe, der von den Pflichten gegen das Sittengesetz losbindet;

daß nichts so wesentlich sey, als Pflicht, und daß der innere Gottesdienst die erste aller Pflichten, und daß ohne diesen Glauben keine wahre Tugend sey.»

Wie nun aber auch Barbarei das heilige Gebiet der Religion in allen Zeiten und unter allen Völkern mehr oder minder entweiht haben mag; immer zeigt sich doch dem Blicke, der das Ganze überschauet, eine herrliche Saat des Guten, des Edlen, Schönen und Erhabenen, welche theils durch Religion allererst ausgestreuet worden, theils in ihrem erwärmenden und befruchtenden Strahle reifte und gedieh. Wer mißt die Fortschritte, welche die Menschheit zur echten Humanität gethan, an der leitenden und stützenden Hand der Religion? — Mögen falsche Priester und Propheten das Himmelreich, so das Christenthum unter den Menschen stiften will, zu einem tausendjährigen Reiche des Egoismus herabgewürdigt haben; Millionen und abermals Millionen haben doch die Segnungen im Leben und Wirken empfunden, welche es, wohl verstanden, zu gewähren vermag. Einfache, tröstliche Wahrheit ist, was Daja in Lessings Nathan sagt,

— — — daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Reformation.

Wenn irgend eine welthistorische Begebenheit den Freund der Wahrheit und den sinnigen Wanderer im Gebiete der Menschengeschichte mit Bewunderung, Freude und Ehrfurcht gegen höhere Weisheit in der Führung menschlicher Angelegenheiten erfüllen kann; so ist es jenes Ereigniß, welches unter dem Namen Reformation in dem Buche der Geschichte verzeichnet steht. Nirgends tritt die ewige Giltigkeit der Vernunft neben der Vergänglichkeit des Zufälligen und Willkürlichen entschiedener hervor, nirgends entwickelt sich der Kampf des Rechts mit der Gewalt, der Wahrheit mit dem Wahn, des Lichts mit der Finsterniß auffallender und kühner als in jener großen Begebenheit.

In langen Jahrhunderten war die Reinheit des Evangeliums fast gänzlich getrübt worden durch den Afterglauben, den das Heidenthum geboren, und eine unlautere Phantasie genährt hatte; die Heiligkeit des Sinnes war untergegangen in dem selbstsüchtigen Streben einer sich selbst überhebenden

Hierarchie. Zahllose Gebrechen der Kirchenverfassung droheten dem eigentlichen Geiste des Christenthums völligen Untergang, die wahre Werkthätigkeit des Lebens verlor sich in der Sinnlichkeit äusserer Gebräuche. Alles Selbstdenken und jede ernstere, freimüthige wissenschaftliche Bestrebung war entweder verachtet und vernachläßiget, oder ein Gegenstand der Verfolgung der selbstsüchtigen und unwissenden Zeloten. Wurde doch Erasmus, den man eines vorschnellen Charakters nicht zeihen konnte, als der Herold des Antichrists von den Dunkelmännern verschrieen, weil er es wagte, die heiligen Schriften in ihrem griechischen Texte zu reinigen und herzustellen? Ausserdem verdrängten scholastische Spitzfindigkeiten jenes reine Forschen nach Wahrheit, und waren das verderbliche Werkzeug, womit der Aberglaube und die hierarchische Glaubensdespotie ihrem Unsinne Stütze und Gewähr bereiteten. Nur allzu klar war es, wie dieser Verfall der Religion und der Sitte auch das äussere Wohl der Völker und Staaten gefährdete. Die geistliche Gewalt, der Altar, hatte tiefe, in alle Verhältnisse des Lebens, verschlungene Wurzeln. Ueberall war die Hand des Priesters. Natürlich

war dies drückend. Je mehr Vorschriften und Gesetze, desto mehr Zwang, desto mehr Sehnsucht nach Abänderung. Auf Kosten der Gefesselten bereicherten sich die Schwelger. In die ernste Frage kam also zunächst, sich von dem drückenden Joche zu befreien.

Wie bei den meisten Begebenheiten, welche eine wichtige Veränderung in dem Zustande der Menschheit hervorbringen, so war auch bei der Reformation das eigentliche Wesen nicht Sache des Augenblicks. Sie war nicht sowohl das Werk derer, die wir dort auftreten sehen, als vielmehr ganzer Geschlechter, die vorgearbeitet hatten. Das Kleinod der gesammelten Ideen war von Geschlecht zu Geschlecht in steigendem Verhältnisse fortgeschritten.

Luther selbst ahnete das Ziel ganz und gar nicht, zu dem er am Ende gelangte und gelangen mußte. Die nächsten Hauptschritte blieben ihm verborgen; jede neu erklommene Stufe zeigte den befangenen, überraschten Mann. Als aber das Werk dahin gediehen war, daß die allgemeine Erschütterung erfolgte, da zeigte sich Luther in seiner vollen Größe.

Die Reformation gehört einmal der Universalgeschichte an. Sie hat mächtig gewirkt, sowohl in religiöser, als auch in politischer und moralischer

Hinsicht; sie wirkt jetzt noch und wird in Zukunft wirken. Es hat Zeiten gegeben, wo man sie segnete, und Zeiten, wo man sie verfluchte; dieß nicht immer von den gegenseitigen großen Partheien, worin sie Europa theilte. Verweilen wir ein wenig bei den geschichtlichen Thatsachen *).

Luther wuchs in drückender Armuth auf. In den Ereignissen seines Lebens und in seinen Gefühlen

*) Eine Uebersicht der Reformationsgeschichte ist freilich mit dem Plane der Schrift nicht recht vereinbar. So lange es indeß Schriftsteller giebt, die, mit gänzlicher Mißkennung der Zeit und der Natur der Verhältnisse, die Geschichte der französischen Revolution gleichsam nur als eine Fortsetzung der Reformationsgeschichte wehrend und warnend darstellen, kann das besondere Verweilen bei dieser, ein Herabgehen auf das Einzelne, das Faktische, der Entschuldigung nicht wohl entbehren. Es tritt hinzu, daß der Verfasser, als Katholik erzogen, so mehr ein Interesse hatte, in gedrängter Zusammenstellung den geschichtlichen Ueberblick thunlichst partheilos zu geben, als er als Versuch erscheinen könnte, eine Verständigung insoweit hier und da zu bewirken. Sind es die Thatsachen nicht, über die endlich (gleichwie die Bilder des rechten und linken Auges durch die Einheit des Gesichtsnervs zusammenfließen) die Stimmen sich vereinigen: eine Vergleichung und Beurtheilung der einzelnen Confessionen wird die Zahl der mystischen Schwindler, die bedenklichen Uebertritte der Zeit zum Katholicismus und theilweise vice versa nicht mindern.

glaubt er den Wink zu finden, Mönch zu werden. Im Kloster, wo er die Bibel, die Kirchenväter und die Scholastiker (unter ihnen besonders Wilhelm von Occam, den freimüthigen Kämpfer gegen hierarchischen Uebermuth) eifrig studierte, fand er so wenig in diesem Studium als in der strengen Beobachtung der Klosterregeln Beruhigung wegen seiner Sünden, rang vergebens nach Ueberzeugung von der göttlichen Gnade. Staupiz, der Generalvikar seines Ordens, war ein sehr gelehrter und menschenfreundlicher Mann. Luther trägt ihm manche seiner Zweifel vor. Dieser löset sie ihm auf seine Weise, muntert ihn zugleich zur weitern Forschung auf, mit der Versicherung: der Himmel habe ihn zu etwas Ausserordentlichem ersehen. Staupiz gab Luthern ferner die Anweisung, wie er studieren solle, und dieser folgte nun dem Wege, der ihn vorzüglich zum Studium der Bibel führte. Er verläßt die Mauern des Klosters und wird auf Staupizens Vorschlag Professor in Wittenberg. Zwei Jahre später macht er in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom, wo ihn die Laster des Klerus empören. Nach der Rückkehr wird er, wieder auf den Rath des Staupiz, Doktor der heil. Schrift. Als solcher legt er

den Eid ab, nach seinen bessern Einsichten zu lehren, ohne alle Rücksicht auf Menschen. Dieser Eidschwur, verbunden mit Staupizens Versicherung der himmlischen Bestimmung, hielt ihn in allen Lagen aufrecht und gab ihm den Glauben, der Berge versetzt.

Das Anschlagen von 95 Theses zum Disputiren war an sich etwas ganz Gewöhnliches Der Inhalt des Anschlags selbst war von der Art, daß man sehen kann, wie sehr Luther damals noch dem Primate und der *vermeinten göttlichen* Macht des Pabstes huldigte. Indeß war es ein kühner und gewagter Entschluß, der vorzüglich darum in halb Europa Sensation machte, weil der im Gange befindliche Ablaßhandel, wovon Luther die Wirkung im Beichtstuhle spürte, mächtig dadurch gestöhrt wurde.

Die äussern Umstände waren jetzt die möglichst günstigen. Die Macht der deutschen Fürsten stand auf dem Punkte, sich zu ihrer möglichsten Höhe zu entwickeln. Dazu kam, Luther trat auf in dem Gebiete des mächtigsten deutschen Fürsten. Friedrich war Reichsstatthalter, und die Geschichte nennt ihn den Weisen. Die Lage der Kirchenverfassung war noch günstiger. Die deutsche Nation

trug das römische Joch mit so überschwenglicher Geduld, daß man selbst in Rom darüber lachen konnte. Der Kaiser Maximilian I. fühlte die Anmaßung der Römer um so empfindlicher, je kühner und heller der Geist war, der ihn beseelte. Auch hatten bereits andere deutsche Fürsten, wie Kurfürst Friedrich II. von Sachsen, nachdrückliche Verordnungen gegen Mißbrauch geistlicher Gewalt ergehen lassen. Auf den Reichstagen waren wiederholte Beschwerden über die Geistlichkeit und die Willkühr der päbstlichen Macht eingelaufen. Der Unwille stieg von Stufe zu Stufe. Unter der höhern Geistlichkeit fanden sich hier und da aufgeklärtere Männer, welche, soweit es Zeit und Umstände zu erlauben schienen, reformirend verfuhren; und im niedern Klerus waren manche Mönche, in deren Köpfen sich dasselbe Licht entzündete, was Luthern zu erleuchten begann. Mit welch gefährlicher Kühnheit hatte nicht gegen das Ende des XV. Jahrhunderts der florentinische Dominikaner, Hieronymus Savonarola, die Gräuel des römischen Hofes gerügt, den Ablaß verspottet, die göttliche Institution des Pabstes bestritten, den Glauben an die Tradition verworfen,

und den Kelch auch für die Laien im Nachtmahle gefordert? Freilich feierten die Römlinge in seinem Tode auf dem Scheiterhaufen einen schmählichen Triumpf ihrer Finsterniß und fanatischer Wuth.

Der schwerste Druck lastete vorzüglich auf dem Volke. Im Jahr 1513 brach ein Bauernaufruhr los, wurde zwar in der Geburt erstickt, aber der Funke glimmte fort. Bei dieser Empfänglichkeit der Zeit für ähnliche Versuche, wird es erklärlich, mit welcher Schnelle und Wirksamkeit sich die Thesen von der wittenberger Schloßkirche über Sachsen und andere Gegenden hin verbreiteten. Einige wunderten sich über die Kühnheit im Stillen; Andere gaben ihren Beifall, legten aber nicht Hand an's Werk. Einige Bischöfe erklärten Luthers Schritt für gutgemeinte Unbesonnenheit. Er selbst gestand, daß er der Unruhe fast zum Raube geworden wäre, und an mehreren Stellen seiner Schriften bekennt er, daß er nur mit Furcht und Zittern, und ohne gehörige Kenntniß, das Werk begonnen habe. Aber es lag nicht in seinem Charakter, im Sturme sich zu beugen. Tezel, Cajetan und die Uebrigen fallen ihn wüthend an. Sylvester Prierias und der bekannte Jakob von Hoch-

straaten, den der edle Hutten in der Folge züchtigte, beide Dominikaner, stellten ihn beim Pabste nicht nur als den schändlichsten aller Ketzer dar, sondern der letztere trug sogar auch auf den Scheiterhaufen an. Allein schon bei diesem ersten Angriff blieb Luthers Muth unerschütterlich. Der Pabst citirt ihn nach Rom, aber der Kurfürst und die Universität lassen ihn nicht dahin. Luther appellirt an einen besser zu unterrichtenden Pabst, und als dieser die Kraft seines Ablasses aufs neue bestätigt hat, von ihm an eine allgemeine Synode. Im Jahre 1519 hatte ein anderer Legat, Miltiz, Luthern dahin gebracht, daß er in einem demüthigen Briefe an den Pabst, seine höchste kirchliche Gewalt und die meisten katholischen Dogmen anerkannte, und, wenn auch nicht zu widerrufen, doch zu schweigen versprach, wenn seine Gegner schweigen würden. Dieß geschah nicht; das wider ihn eingeleitete Verfahren wirkte wie es sollte und mußte. Er sah die Verworfenheit seiner erbitterten Gegner, denen es nichts galt, der Wahrheit Hohn zu sprechen. Luther findet neue und größere Beweggründe zu kämpfen; ihn hebt das Bewußtseyn, daß er Wahrheit will. Zwei allmäch-

tige Springfedern, Staupizens Worte und der Doktoreid! Alle Widersacher fordert er in die Schranken nach Wittenberg. Die Bischöfe von Meißen und Brandenburg erklären sich gegen ihn. Jetzt wird auch Zwingli dreister, bringt es dahin, daß der Ablaßhandel im Canton Zürich verboten, und schon 1526 allen Predigern geboten wird, nur das Wort Gottes zu predigen. Dasselbe bewirkten Capito und Oecolampadius zu Basel, Hofmeister zu Schafhausen und St. Gallen, Haller zu Bern.

Friedrich der Weise war ein Mann von großer Rechtlichkeit und Großmuth, dabei aber vorsichtig und bedächtlich. In Sachen der Religion theilte er die Unwissenheit der meisten seiner Zeitgenossen, war indeß bescheiden genug, dieselbe zu gestehen, und sich darum jeder Stimme in dieser Angelegenheit zu enthalten. Dagegen besaß er Lauterkeit der Gesinnung und eine wahrhaft christliche Frömmigkeit in Gemüth und Wandel. Ein entscheidender Schritt war nicht leicht von ihm zu erwarten. Dem Spiele ruhig zuzusehen und sich dabei unterrichten zu lassen, war seine Absicht. Luther mochte diese scheinbare Lauheit nicht; er forderte den Kur-

fürsten auf, ihn vor jedes Gericht zu stellen, zugleich erklärend: er könne es nicht ertragen, daß seinetwegen eines Menschen Haß auf den Fürsten falle. Von der Behutsamkeit seines Landesherrn, welcher durch des Kardinals Cajetan Brief, worin dieser ihn aufforderte, dem argen Ketzer seinen Schutz zu versagen, einigermaaßen eingeschüchtert war, für die Dauer keine hinlängliche Sicherheit erwartend, stand Luther bereits im Begriffe, sich nach Frankreich zu begeben, um daselbst dem Resultate seiner Appellation an ein allgemeines Concilium entgegen zu sehen. Auch dachte er wohl daran, sich Rittern, wie Sickingen oder Schaumburg in die Arme zu werfen. Allein wider Vermuthen neigte sich Friedrich, durch des Reformators an ihn gerichtete und von dem edelsten Vertrauen auf göttlichen Beistand zeugende Vertheidigungsschrift tief ergriffen, entschieden zu des kühnen Mannes Sache hin, ihm so lange sichern Schutz verheißend, bis er der Ketzerei auf angemessene und gründliche Weise würde überführt seyn. Unter diesen Umständen und während Luthers Ruf von Tage zu Tage stieg, hofften dessen Gegner einen Donnerschlag von Rom aus. Dieser

kam wirklich in der Verdammungsbulle Leo X., welche zunächst seine Schriften traf, die ärgerliche Lehre vom Ablaß aufrecht halten sollte und Luthern unter Androhung des Bannes zum Widerruf aufforderte. Man zeigte an vielen Orten die größte Verachtung gegen die Bulle. Der Kurfürst war abwesend; seine Räthe warteten. Der Bischof zu Bamberg, die Universität zu Erfurt, so wie die zu Wien, weigerten sich die Bulle anzunehmen. Eck hatte die Raserei begangen, in die, von ihm vorzüglich bewirkte Bulle, die Namen von angesehenen Männern mitaufzunehmen und der dadurch gemachte Eindruck war ausserordentlich vortheilhaft. Andreas Bodenstein, gewöhnlich Karlstadt genannt, erklärte sich am ersten und freimüthigsten für Luther in seinen Vertheidigungsschriften wider Eck, und auch er appellirte vom Pabste an ein allgemeines Concilium.

Der Kurfürst erhielt auf seiner Reise ein Breve, worin die Vollziehung der Bulle verlangt wurde. Der Fürst forderte eine Prüfung der Lehre, und erklärte, Luthern bis dahin schützen zu wollen. Kein Mensch hatte in Rom dieß erwartet. Die moralische Ueberzeugung schien Allen das Unwesent-

lichste, und man setzte bei Friedrich politische Entwürfe voraus. Ueberdem hatte der italische Stolz die Deutschen als Barbaren immer verachtet, und Niemand erinnerte die römische Kurie ernstlich, die obwaltenden Händel zu Herzen zu nehmen. Die Verhältnisse Friedrichs mit dem Kaiser blieben freundschaftlich; Vorbereitungen zum Kriege und die Gefahr von Empörungen in den Erblanden, gaben Veranlassung dazu. — Jetzt erst denkt Luther ernstlich an die Reformation; denn sowohl die große Anzahl der Widersacher des Ablasses, als auch vorzüglich die Nichtigkeit und empörende Aergerlichkeit dieses Verfahrens von Seiten der Römer entwickelten und festigten in ihm mit lebendiger Kraft die Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Gottgefälligkeit seines Beginnens. Die Erklärungen Luthers leuchten mit der Flamme der Wahrheit, und machten bei der Nation, in der treuen und kräftigen Muttersprache, den allgemeinsten, tiefsten Eindruck. Endlich gibt der Kaiser den Bitten Roms nach, und verbietet in seinen Erbstaaten Luthers Schriften. Mehrere Fürsten folgen und die Theologen zu Löben bleiben nicht zurück. Das Verbrennen der Schriften, welches

gegenseitig geschah, sich häufig wiederholte auf Seiten der Gegner der neuen Lehre, verfehlte ganz den Zweck, ja in wachsender Vervielfältigung zeigten sich Luthers Werke. Auf Seiten Luthers entstand Grimm, so wie er denn überhaupt durch Widerspruch viel weiter gebracht wurde, als er anfänglich gehen wollte.

Der Reichstag zu Worms — 1521 — endigt ganz gegen die Erwartung Roms, gegen dessen Wünsche. Luther war erschienen, und was seinen Heldenmuth unsterblich beurkundet, er war erschienen, obgleich er die Ueberzeugung hatte, daß ihn Hussens Schicksal erwarte. Wohl begleitete ihn Unruhe auf diesem gefahrvollen Gange, aber es war nicht die, welche Todesfurcht in ihm erweckte, als vielmehr die Unruhe des hochbegeisterten Helden, der besorgt, die Selbstaufopferung möge ihres Ziels fehlen. Der Kaiser läßt ihn unter sicherm Geleite abziehen, erklärt ihn aber dann in die Reichsacht. Dadurch wurde die Lehre Luthers von Bedeutung; denn Sekte, Sektengeist und Sektenhaß wären wahrscheinlich ohne die Acht nicht entstanden. Luther wird, durch geheime Veranstaltung des Kurfürsten, auf die Wartburg in

Sicherheit gebracht, wo er anfängt die Bibel zu übersetzen. Inzwischen machte die neue Lehre erstaunliche Fortschritte, wobei nicht immer Luthers Weisheit, und selbst seine Mäßigung von den Anhängern zur Regel genommen ward. So wurde selbst in Wittenberg, wie an mehreren andern Orten Sachsens, nicht ohne Mißbräuche reformirt. In Zwickau trat eine Gesellschaft auf, welche, angeblich aus Propheten und Gesandten Gottes bestehend, den Auftrag haben wollte, Babel völlig zu zerstören, und ein Reich der Gläubigen zu bilden. Die Ungelehrten unter diesen wilden Schwärmern erklären alles Studium für schändlich. Es entstand Gefahr für die ganze Reformation. Luther, durch solche Vorgänge beunruhiget, verließ, ohne Wissen und Willen seines Herrn, die Wartburg, begab sich nach Wittenberg, und war so glücklich, in achttägigen Predigten die Gemüther zu besänftigen und die Ordnung wieder herzustellen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg — 1523 — wurde die Reichsacht nicht an Luthern vollzogen, sondern beschlossen, die Religionsstreitigkeiten von einer allgemeinen Synode beilegen zu lassen.

Luther fuhr fort seiner Ueberzeugung gemäß zu lehren. Er entzweit sich mit Karlstadt und Zwingli wegen der Abendmahlslehre, wodurch der Grund zu einer Trennung in der Reformationslehre selbst gelegt wird. Im Jahre 1525 bricht ein förmlicher Bauernaufruhr in Schwaben, Elsaß und Lothringen aus, welchen die mißverstandenen Reformationsideen, mehr noch die harten Bedrückungen, herbeiführen. Die Bauern zerstören, rauben, wollen alle Obrigkeit abschaffen und die Gemeinschaft der Güter und die christliche Freiheit einführen. Luther ermahnt die Bauern zur Ordnung, die Obrigkeit zur Erfüllung ihrer Pflichten. Mit Gewalt der Waffen wird der Aufruhr gestillt. — Der neue Kurfürst Johann bekennt sich öffentlich zur Reformation. Luther heirathet eine entflohene Nonne. Dieser Umstand, und die Heftigkeit und Verachtung, womit er seine Gegner und selbst Erasmus angriff, verhinderte vielleicht einen Heiligenschein, der ihn sicher alsdann in den Augen einer großen Klasse von Menschen, zum Nachtheile des Ganzen, umgeben haben würde, wenn er als Märtyrer gestorben wäre. In Betrachtung seines festen Glaubens, daß Gott ein Wohlgefallen an

seinem Werke habe, so wie bei der Erwägung des unerschütterlichen Gefühls und der flammenden Begeisterung für die Wahrheit in dem Gemüthe des kühnen, kräftigen Mannes, kann man Henken nicht beipflichten, wenn er sagt, daß die Behandlung des Erasmus sowohl, als die Streitsache selbst, ihm keine Ehre mache.

Im Jahre 1526 waren Sachsen, Hessen und andere Fürsten schon in ein kriegerisches Bündniß getreten; auf dem Reichstage zu Speier ward zuletzt nur beschlossen, daß, bis zu einer nächstens zu haltenden Synode, sich Jeder in Religionssachen so verhalten solle, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne, wodurch die Anhänger der Reformation freiere Hände bekamen.

Auf dem neuen dortigen Reichstage — 1529 — wurde dieser Beschluß wieder aufgehoben, bis zur allgemeinen Synode jede Neuerung verboten, wogegen aber Sachsen, Hessen, Brandenburg, Anhalt, Lüneburg und vierzehn Reichsstädte protestiren.

Die Protestanten tractiren aufs neue über ein Bündniß zu ihrer Vertheidigung. Da der Reichstag zu Augsburg sich nähert, auf welchem der Kaiser die Sache der Protestanten untersuchen

will; so läßt Kurfürst Johann durch Luther und Melanchton eine Konfession aufsetzen, welche daselbst vorgelegt werden soll. Bei diesem Reichstage, wie bei dem zu Worms, verdient bemerkt zu werden, wie der Kaiser eine, von der römischen Kurie längst abgemachte und entschiedene Sache, von neuem der Untersuchung unterwirft, welches so günstig für das gestiegene Ansehen der weltlichen Macht spricht, als es dem Fortschreiten der Reformation diente.

Die Reformation war jetzt in Kursachsen, Hessen, Zweibrücken, Magdeburg, Lüneburg, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt a. M., Nordhausen, Bremen, Stadt Braunschweig, Ostfriesland, Holstein ausgebreitet.

Der von den katholisch gebliebenen Ständen erst 1538 zu Nürnberg geschlossene Gegenbund, auch der heilige Bund genannt und auf 12 Jahre eingegangen, war allerdings kein Vorbote der Erhaltung der Ruhe, diente aber doch das Schwerd in der Scheide zurückzuhalten.

Im Jahre 1525 war das Herzogthum Preußen, aus einem geistlichen, dem deutschen Orden gehörenden Lande, vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg sekularisirt und protestantisch geworden. In

Schweden war die Reformation schon 1519 durch Olof und Lorenz Petri angefangen und durch König Gustav Wasa bestätigt. Nach Dännemark rief Christian II. aus Deutschland Reformatoren. In Frankreich und den Niederlanden fanden sich viele Anhänger, obgleich sich der Reformator der französischen Kirche, der ernst- und würdevolle Chauvin — Calvinus — erst später erhob. In Ungarn wurden Mart. Cyriakus und Math. Devay, der ungarsche Luther genannt, die berühmtesten Lehrer. In Siebenbürgen that Joh. Honter das Meiste. In Polen waren schon lange viele Hussiten gewesen. Keine eigentliche Reformation wurde von Heinrich VIII. in England vorgenommen, Eduard VI. setzte sie erst 1547 mit Hilfe Cranmers und der deutschen Theologen Bucer, Fagius und Lasco durch. Bischöfe wurden beibehalten, sonst aber der Lehrbegriff und die Kirchenverfassung fast ganz calvinistisch. Maria, Tochter Heinrich VIII. warf die ganze Reformation wieder um. Als eifrige Katholikin ließ sie die Urheber derselben und unzählige Anhänger in den Flammen sterben, und söhnte England mit dem Pabste aus. Elisabeth, ihre Nachfolgerin, war eifrige Protestantin, bestätigte

Eduards Religionsedikte und zerriß alle Verbindung mit dem Pabste. England litt unendlich unter solchen Stürmen, und keine Spur von Gemeinsinn zeigte sich in jenen Zeiten.

In Deutschland blieb das Schicksal der Protestanten während ganzer dreißig Jahre — 1516 bis 1546 — unentschieden. Der Kaiser konnte an die Vollstreckung des über sie verhängten Urtheils, wegen seiner Kriege und Händel mit andern Feinden, nicht ernstlich denken. Ohnedies lag Eile nicht in seinen Entwürfen. Die Religionsirrungen sollten ihm ein Erleichterungsmittel seiner ehrgeizigen Plane seyn. Dabei kamen die Reformatoren allmählig davon zurück, die Reichsstände aus Gottes Wort vor jeder Gegenwehr gegen den Kaiser zu warnen, indem man ihn ansah, als sey er ein Streiter im Dienste des Pabstes. Das von Paul III. festgesetzte Concilium schritt langsam vor; die Protestanten verwarfen die ersten Beschlüsse desselben, wiewohl der sanfte Melanchton noch kurz vorher, bei der Verhandlung der Theologen zu Schmalkalden, dem römischen Stuhle die Primatrechte bedingungsweise zugestehen wollte, indeß der Pabst mit einigen Kardinälen über die

gemeinen Schäden der Kirche und ihre Verbesserung geheime Berathungen anstellte. Beides konnte zu keinem Resultate mehr führen. Der Kaiser erklärte die Oberhäupter der Protestanten in die Reichsacht und ließ eine Armee wider sie marschiren, um die Auflehnung, den Ungehorsam zu strafen, keineswegs in der Absicht, die Religionsneuerungen mit dem Schwerde abzustellen, zur großen Unzufriedenheit der römischen Curie. Jene zogen ihm herzhaft entgegen, wurden aber zuletzt bei Mühlberg an der Elbe geschlagen, durch welches Ereigniß der schmalkaldische Bund so gut als aufgelöset war. Der Kaiser forderte Unterwerfung unter die Beschlüsse der Synode zu Trient, welche aber eben jetzt durch Zufall sich trennte. Nun rückte der Kaiser mit deren Interim heraus, kraft dessen die Protestanten, mit Ausnahme des Kelchs im Abendmahle, der Ehe der Geistlichen und einiger nicht mehr gefeierter Festtage, alles auf den Fuß zurückbringen sollten, wie es vor der Reformation gewesen sey; im Uebrigen wurde der Pabst dem Ansehen der Bibel und der Kirchengesetze unterworfen. Es zeigte sich, daß der Kaiser die Absicht hatte, die katholischen und protestantischen Stände sammt dem

Pabste niederzudrücken. Moriz, welcher inzwischen mit der Kurwürde Sachsens belehnt worden war, nöthigte den Kaiser hinterlistig und gewaltsam, (Frankreich wie die Türken waren wieder in drohender Stellung) zum Passauer Vertrage, wodurch das Interim aufgehoben und den Protestanten freie Religionsübung zugestanden wurde. Eine Religionsvereinigung sollte auf dem nächsten Reichstage versucht werden. Dieselbe kam zu Augsburg — 1555 — nicht zu Stande, aber Protestanten und Katholiken versicherten sich ihre Freiheiten.

Allmählig sammelten sich die Materialien zu einem furchtbaren Kampfe, der sich in dem sogenannten dreißigjährigen Kriege so schrecklich als folgenreich verwirklichte. Dieser Krieg war eben so sehr durch politische, als religiöse Motive begründet; wie denn sein Ausgang in beiderlei Hinsicht bestimmend wurde. Von Meinung war bald nicht mehr die Rede; das Mein und Dein, Abhängigkeit und Unabhängigkeit, kam in Streit und Frage. Der Religionsfriede ward namentlich von den Protestanten hinsichtlich des geistlichen Vorbehalts nicht gehalten; sie griffen um sich und

eigneten sich mancherlei Kirchengüter zu. Die Katholiken nannten sie Friedensbrecher. Die Hitze stieg auf beiden Seiten, so daß Mißtrauen und Erbitterung 1610 neue Bündnisse bei den Partheien erzeugten. Max von Baiern, wurde das Haupt der katholischen, Friedrich von der Pfalz, das der protestantischen Parthei. Der Dresdener Hof hatte sich inzwischen der calvinischen Lehre zugewandt und dadurch den Lutheranern entgegengestellt; der Kurfürst konnte schon deswegen nicht wohl an die Spitze der Protestanten treten. In Böhmen begann das große Trauerspiel, welches dreißig Jahre hindurch unser unglückliches Vaterland erfüllte. Innige Verbindung der Protestanten daselbst durch Bedrückungen; Mißhandlung der kaiserlichen Statthalter in Prag. Mathias stirbt 1619 und der Kurfürst von der Pfalz wird zum Kaiser gewählt. Baiern wird gewonnen — noch immer fürchteten selbst katholische Stände die Macht Oestreichs — Friedrich geschlagen und der Kur verlustig, welche an Baiern kömmt. Ferdinand II., dessen Charakter von den Jesuiten verdorben war, macht schnell dem Aufruhre in seinen Staaten ein Ende; vertilgt den Protestantismus, und scheint dasselbe in Deutsch-

land bewirken zu wollen. Siege durch Tilly und Wallenstein bis Meklenburg. Ferdinand erläßt das Restitutionsedikt, nach welchem alle seit dem Passauer Vertrage in protestantische Hände gerathenen Bisthümer und geistliche Stiftungen an katholische Herren zurückgegeben werden sollen. Die deutschen Reichsfürsten waren muthlos, schwach und uneinig. Gustav Adolph, landet 1630 mit 14,000 Mann, und tritt in einen Subsidientraktat mit Frankreich. Der herrschsüchtige und schlaue Richelieu stand dort am Ruder. Gustav nahm in kurzer Zeit Schwaben, Baiern, Franken und die untere Pfalz weg und stand an den Grenzen der östreichischen Erbländer, während der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eingedrungen war. Der Kaiser war in der größten Gefahr; Tilly an einer Wunde gestorben. Wallenstein brachte eine ungeheure Armee zusammen, fiel in Sachsen ein, wohin ihm Gustav folgte, und ihm die Schlacht bei Lützen — 1632 — lieferte, in welcher er zwar siegte, aber selbst blieb. Bis zum westphälischen Frieden — 1648 — währte der Kampf fort. Als die Schweden in's nördliche Deutschland zurückgetrieben, und Kursachsen einen Separatfrieden zu Prag schloß, und

selbst gegen Schweden Parthei nahm, da schickte Frankreich Hilfstruppen. Neue Vortheile; die Eitelkeit Richelieus fand Satisfaktion. Nach abwechselndem Kriegesglücke kam endlich der Friede herbei.

Der dreißigjährige Krieg machte Epoche in der Geschichte des Kriegs. Es kam durch ihn eine neue Taktik und eine Art von Disciplin. Der Uebergang von Räuberkriegen zu disciplinarischen Feldzügen ward hier vorbereitet. Daran hat das Genie Gustavs seinen Antheil; darin besteht zunächst das Gute seines Unternehmens; fast alle andere Wirkungen des Krieges waren durchaus verderblich für Deutschland, dessen Hauptschauplatz er war und blieb. Doch wenn die geistige Freiheit des Menschen höher steht, als das Leben selbst; so hat Gustav, in welcher Absicht er immer gehandelt haben mag, dem deutschen Volke, wie der Menschheit, einen unschätzbaren Dienst geleistet. Freilich dürfte es eben so schwer seyn, an ihm einen bloß uneigennützigen Edelmuth zu entdecken, als in seinem Unternehmen nichts als Eigensucht und gemeines Streben nach Macht darzulegen. Kaum wird ein Unbefangener leugnen, daß er sich wenigstens zu-

gleich denselben Preis gesetzt, welchen der Kaiser sich zum Ziel ersehen hatte. Von jenem wissen wir es noch sicherer, daß er die ehrgeizigsten Entwürfe in seinem Blute rollte, daß er Deutschlands Freiheit über den Haufen zu werfen im Sinne hatte, als wir es vom Kaiser erweisen können. Die Aufschlüsse des Nürnberger Archivs geben die Bestätigung, daß sein Tod für Deutschland ein Glück, für Schweden ein Unglück war.

Ungeheureres, Schrecklicheres und Höllischeres kann nicht gedacht werden, als ein Parthei = oder Meinungskrieg. Da mildert kein Mitgefühl, was das schwerste Unglück ertragbar macht, nein, selbst das Gefühl der Menschlichkeit verstummt und die Banden der Natur sind aufgelöset. Herrschenden Partheien ist Schonung Verbrechen, Verfolgung Verdienst; die edle Tugend der Mäßigung ist Schwäche, Sünde und Verrath. Unaussprechliches Unglück kam durch den Krieg über Deutschland. Ganze Provinzen standen verödet, der Bewohner beraubt wie alles dessen, was in langen Jahren ihr Fleiß und ihre Kunst erschaffen. So zählte die Pfalz nur noch einige hundert Bauern; mehrere Städte waren fast ohne Bürger; Baiern lag ver-

heert. Die große Industrieperiode Deutschlands, wodurch es England hinter sich ließ, nahm ihr trauriges Ende. Doch was ist dieser Verlust gegen die Einbuße der selbstständigen Einheit des deutschen Volks. Dreißig Jahre währte der gräßliche Kampf, nicht bloß Deutsche gegen Deutsche, auch Ungarn, Kroaten und Slavonier von der einen, Schweden, Dänen und Franzosen von der andern Seite, wühlten in den Eingeweiden Deutschlands und zertraten das herrlich aufkeimende Selbstgefühl des deutschen Volks, als Nation. Der Centralpunkt der Einheit, der Kaiser, sank fast zum Schattenbilde herab; die Fürsten, welche längst schon ein Band nach dem andern, wodurch sie noch an das nationale Oberhaupt geknüpft waren, gelößt hatten, gewannen förmliche Sanktion ihrer politischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. An die Stelle eines Reichs traten unzählige, welche die Interessen wie gemeinsame Nationalkraft unsers Volkes vielfach trennten und in ihrem Aufblühen hemmten. Nur der schöne Glaube an das Reich erhielt sich fort, auch nach dem westphälischen Frieden, und dieser Friede wurde garantirt von Frankreich und Schweden. Ludwig XIV. gewährleistete sogar den pro-

testantischen Ständen ihre Rechte, während er seine Unterthanen derselben Confession verfolgen ließ. Recht systematisch und wissentlich arbeitete man von aussen, unwissend und thöricht von innen an der Auflösung des Reichs. — Das arme Deutschland blieb von der Zeit an Mittelpunkt der Politik.

Wir haben in dem Vorhergehenden vorzüglich die historischen Hauptmomente zusammengedrängt, welche die Reformation herbeiführten und begleiteten. Es sey uns erlaubt, nach dem Plane dieser Schrift, nur in kürzerer Rede dasjenige darzulegen, was in und bei dieser wichtigen Begebenheit die Kultur gewann, die Barbarei zerstörte.

Wer die großen Folgen der Reformation in Beziehung auf das Wohl und Wehe der Menschheit richtig beurtheilen will, darf weder den bloßen Augenblick vergleichen, noch des Lebens nächste und sichtbarste Güter allein beachten. Die Reformation wurde weder durch den Zufall, noch durch Willkühr eines einzigen Mannes begründet und herbeigeführt, sondern durch den ewigen Gang der Dinge, welcher da, wo die Umstände, wie sie sollen, zusammentreten, die Geburt der Zeiten darstellt. Mit Recht sagt desfalls ein neuerer Schriftsteller: «Obgleich

zunächst in Deutschland und durch einen deutschen Mann entschieden, gehört die Reformation doch Europa an, und tausend und abermals tausend edlen Denkern und Streitern für Licht und Freiheit in der Vor- und Nachzeit. Nichts ereignet sich in der Welt in der Form absoluter Allgemeinheit. Still und weit umher sammelt und bildet sich das Allgemeine aus verborgenen Elementen, und tritt, reif zu einem großen Resultate, unvermuthet in einem Punkte hervor, aus dem es dann, einer Sonne gleich, seines innern Reichthums Segen spendet. Das ist zumal der Weg der Menschengeschichte. Jahrhunderte, und in diesen Jahrhunderten Millionen Menschen ringen zum Bessern hin, unvermerkt gestaltet sich das Ungemeine, welches in einer reichen Individualität, in einer Nation zur bestimmten Wirksamkeit lebendig koncentrirt hervortritt. Gleiches geschah mit der Reformation, welche, durch lange Zeiten vorbereitet, aus vielfachen Elementen zusammengereift, von manchem hellen Geiste vorgebahnt, endlich durch Luther, den Mann des Muths und persönlicher Kraft zur konkreten Erscheinung kam.» *) In

*) J. Hillebrand, Kulturlehre (der Anthropologie

diesen Worten scheint uns der Gesichtspunkt angegeben zu seyn, aus welchem das Wesen und der Einfluß der Reformation auf die Kultur der Menschheit einerseits, und die Ansichten der in diesem Bezug gegeneinander stimmenden Partheien andererseits beurtheilt werden müssen. Reden wir von dieser zuerst.

Man hört, selbst in unsern Tagen, eine auf Verjährung fußende Dummheit von neuem schreien: woher die Partheisucht und ihr Unglück, woher die traurige Trennung? — von dem starrsüchtigen, verfolgungslustigen, aller Verbesserung Hohn sprechenden Katholicismus, ist die Antwort. Gesetzt aber, die ganze westeuropäische, der Reformation widerstrebende, Welt hätte den Wahn, den Irrthum, den Aberglauben, soweit die Reformation dagegen sich auflehnte, erkannt, konnte sich denn nun gleich Alles zum Kampfe bestimmt fühlen? Haben nicht von jeher Irrthümer mit der Allmacht der Wahrheit gewirkt? Waren nicht die meisten Köpfe zum Prüfen ganz unfähig, also Maschinen? Wie oft

3ter Theil) Seite 290. Wohl das Hauptwerk des literärisch so thätigen Gelehrten und Freundes.

ist es auch bei Religionslehren geradezu unmöglich Irrthümer für das zu erkennen, was sie sind? Man empfing sie von höchst theuren und ehrwürdigen Händen, man wuchs mit ihnen auf, sie stützten und hoben in schweren Leiden. Wie können dort alle gleich schätzen, würdigen, fühlen und empfinden? Haben ja auch Köpfe vom ersten Range genug gegen die ausgemachtesten Wahrheiten sich gesträubt! Der hochverehrte und berühmte Kardinal Muretus hatte einen so grellen Widerwillen gegen den deutschen Norden, daß er wegen der dort eingerissenen Ketzerei nicht einmal einen Brief in die Gegend schicken mochte! Und was war damals nicht alles in wirksamer Thätigkeit? In einer Unterredung mit dem päbstlichen Nuntius 1534 ließ Franz I. merken, wenn gewissen Beschwerden nicht abgeholfen würde, so dürfte er wohl noch das Beispiel Heinrichs VIII. nachahmen, und sich von Rom lossagen. Sire! antwortete der Nuntius, das würden Sie zuerst zu büßen haben; eine neue Religion, die unter das Volk kommt, hat zur unausbleiblichen Folge die Veränderung des Regiments.

Von der entgegengesetzten Seite glaubt man unwiderlegbar zu argumentiren, wenn man sich

ungefähr also vernehmen läßt: nein, aus der Revolution, die eine herrschende Leidenschaft anrichtet, entsteht nichts Gutes. Abgestumpft kann der Mensch dadurch werden, aber nicht frei; und wird er nicht abgestumpft, so wird er immer leidenschaftlicher, zu jedem Extrem geneigter, wenn er sich einmal von der Leidenschaft beherrschen ließ. Alles Uebermaß zerstört, bewirkt Willkühr und achtet kein Gesetz, durch das nur bestehen kann, was besteht und bestehen soll. Dabei verweist man gratiös auf große ausgezeichnete Männer, auf die Erasmuse, auf die Leibnitze. Nur wenige seltenere Menschen von edler Natur, heißt es, geben den Becher, aus dem das Jahrhundert seine Kinder mit dem Wahne der Zeit tränkt, unberauscht zurück, und richten ihren nüchternen Blick von der drängenden, flüchtigen Gegenwart auf die Ewigkeit, und von einem Volke oder einer Menschenklasse, deren Angelegenheit uns in ihren Strudel ziehen, auf die ganze Menschheit. Den Ausschlag sollen die Fragen geben: was würde ein Luther ausrichten, wenn er in unserer Zeit mit seinem Reformationswerke in einem katholischen Lande aufträte? Sind die gemeinen Schäden und Mißbräuche nicht

dort von selbst verschwunden? Hat er durch sein wildes Sturmlaufen jene Mißbräuche nicht befestigt? Hat er nicht mit den Schäden, die weg fielen, zugleich unendlich viel Gutes, was hätte bestehen sollen, gestürzt? Sittliche Kraft und Weisheit, heißt es schließlich, war weniger bei ihm als brausende, wilde Leidenschaft, die häufig genug die Vernunft überstimmte. Ist endlich die Reformation nicht das Mittel geworden zu verderblicher Aufklärerei, welche wiederum den religiösen Sinn vernichtet, die Moral lockert und die Völker zu politischen Revolutionen geneigt macht?

Der weitschweifigen Widerlegung eines Theils der gesetzten Einwürfe ausweichend, beklagen wir, daß die billigere, freiere Denkart unserer Zeit noch nicht mehr auf Wahrheit und Anständigkeit gewirkt hat. Dies vorzüglich und zunächst hinsichtlich des noch so oft falsch beurtheilten Charakters des großen Reformators. Luther gehörte zu den seltenen Menschen, welche unscheinbar geführt und mit geringen Mitteln ausgestattet, das Größte wirken, weil sie, mit persönlicher Kraft ausgerüstet, gesunden Sinnes und edlen Gefühls voll, das Wahre mit ganzer Seele erfassen, in der Gunst oder dem

Drange der Umstände das Walten einer unendlichen Vorsehung erblicken, und hierin die Anweisung finden, zu handeln, wie ihnen ihr Gewissen gebietet und ihre Kraft gestattet. Was Luther geworden, ward er wenigstens zunächst durch sich selbst, durch das stille Benutzen derjenigen Mittel, welche ihm seine, in dieser Hinsicht freilich noch sehr dürftige, Zeit darbot. Voll graden Sinnes, begeistert von dem hohen Berufe, im Dienste der Menschheit wohlthätig zu wirken, ohne Neid auf den Ruhm Anderer, ergriff er jede Gelegenheit, wo er für Wahrheit und Recht handelnd und redend wirken konnte. Bei aller Empfänglichkeit für Genuß, doch Feind sinnlicher Ausschweifungen, besaß er die Kunst der Fröhlichkeit und der Entbehrung zugleich, wie auch hier und da eine verläumdrische Stimme ihn der Unmäßigkeit beschuldigen mag. Durch die lebendige Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Irrdischen vor dem Göttlichen, durch die Kraft der Wahrheit und seinen persönlichen Muth fühlte er sich über alle Menschenfurcht erhaben, und kannte nicht die zweideutige Klugheit, durch Schmeichelei dem verdorbenen Geiste der Zeit, wo und wann er ihm begegnete, nachzugeben. «Gott weiß es, sagt

er, was wir für Freude daran haben, wenn wir hören müssen, es sey für die Zeit, ehe das liebe Evangelium aufging, fein still und friedsam gewesen: nun aber, nachdem es aufgegangen ist, würden alle Dinge zerrüttet, die ganze Welt bewegt, daß sichs ansehen lasse, als wollt Alles in einen Haufen fallen. Wenn solchs ein gottloser Weltmensch hört, ärgert er sich bald daran und denket, es komme und folge solcher großer Ungehorsam, Aufruhr, Krieg, Pestilenz, Theurung, aus der neuen Lehre, wie man sie nennt, her. Daher kommt's, daß unsere Widersacher meynen, sie haben eine rechte gute Ursache gegen uns, daß sie uns Feind seyn und verfolgen, ja, haltens dafür, als thäten sie Gott einen Dienst und angenehmes Opfer daran, daß sie uns morden und tödten. Aber, Lieber, laß doch unsere Widersacher, die solche Aergernisse, so jetzt der Teufel erreget, so hoch aufzumutzen wissen, und so ein groß feindlich Mordgeschrei über uns, solcher Aergerniß halben in aller Welt anrichten, sagen, was Gutes gefolgt sey, da Christus selbst und die Apostel gepredigt haben? Ists nicht wahr, daß das ganze jüdische Königreich zerstöret und wüste ist worden, und die ganze Welt beweget?

Nicht, daß es des Evangelii Schuld gewesen, welches Christus sammt seinen Aposteln gelehrt haben, nicht zum Verderben, sondern zum Heil und Seligkeit der Menschen. Denn die friedliche Lehre richt solchen Lermen nicht an, sondern die Heiden, Völker, Könige und Herren im Lande. Die sind's, so da toben, rathschlagen, sich auflehnen, nicht wider uns, wie sie wohl meynen, oder unsere Lehre, die sie für ketzerisch und aufrührisch ausschreien und verdammen, sondern wider den Herrn und seinen Gesalbten. Darum sind auch und werden seyn alle ihre Rathschläge, Practiken, Tücke und arge List umsonst und vergeblich. Der im Himmel wohnt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Ps. 2. V. 4, 5.» Mit einer besonders würdigen Freimüthigkeit rügte er die Fehler an Hohen und Niedern, an Feinden und Freunden. Selbst vor seinen erhabenen Gönnern, den Kurfürsten Friedrich und Johann und Joh. Friedrich, scheuete er sich nicht, kräftige Vorwürfe zu machen, wenn er an ihnen wahrnahm, was das Christenthum verwarf, oder dem Heile des Volks entgegen war. Daß ein so seltener Charakter seine Schattenseiten hatte, wer möchte, ein Kenner alles Menschlichen, solches zu hoch nehmen?

Vorzüglich war es eine gewisse Leidenschaftlichkeit, der Luther nie ganz Meister ward. Aber selbst in dieser Beziehung gehörte Manches seiner Zeit an, in welcher ein entschiedenes Wirken kaum ohne einige Härte und Rauheit möglich war. Wie dem aber auch sey, Luther war in Behauptung der erkannten Wahrheit ein Held, der dem Scheiterhaufen gegenüber standhaft blieb und dem alle Macht und List Roms verächtlich war. War er nicht auf den Punkt gebracht, wo es großmüthiger ist der Gefahr die Stirn zu bieten und zu kämpfen, als feig zu dulden? Bei seiner großen Uneigennützigkeit hinterließ er bei seinem Tode fast Schulden. Nicht die entfernste Spur von Eitelkeit fand sich bei ihm. Voll Liebe zu seinem deutschen Vaterlande, muß Luther von Katholiken und Reformirten gleichgeachtet und sein Name mindestens hochheilig gehalten werden, wenn sie ihn nicht als Mann Gottes, als einen Heros der Menschheit verehren wollen und können.

Weiter ist mit der Liebe zur Wahrheit nicht zu vereinbaren, daß man gewöhnlich den großen Mann für den Urheber des großen Sturms ausgibt. Als er seine freimüthige Stimme zuerst über das Aerger-

niß des Ablaßkrams erhob, fand sie den Nachhall in der allgemeinen Stimmung. Action und Reaction führten zu den Extremen, die er immer verabscheuete. Und sahen wir den Geist der Reformation in England, Schweden und andern Reichen nicht parallel laufen mit Luthers Unternehmen, und wie entwickelte sich alles früh oder später ganz verschieden? Ja, was litt England von den Streitigkeiten der Kirche und von dem religiösen Fanatismus! Fürchterlich waren die Konvulsionen Großbrittaniens unter den Stößen der Partheien, zumal da der unkluge Freiheitsdrang gerade in die Zeit fiel, wo die Stuarte, nach ihren forterbenden Grundsätzen, bedingungslosen Gehorsam suchten. «Kein Schurkenstreich,» sagt unter andern Howell, «der je in eines Menschen Kopf aufsteigen konnte, blieb in dieser Zeit unversucht; kein Laster, vom schwersten Hochverrath bis zum schlechtesten Bubenstreich, dessen sich die Reformatoren nicht schuldig gemacht hätten! Der Räsonnirgeist hatte überall die Oberhand gewonnen, der unwissendste Klient kritisirte seinen Richter, der dummste Dorfpfarrer seinen Bischof, der geistloseste Spießbürger, der nie seine Hütte verlassen hatte, die klügsten Beschlüsse des Staatsraths.

Lange schon vor dem letzten fürchterlichen Ausbruche gährte dieser Geist des Widerspruchs, der Tadelsucht und der Widersetzlichkeit in den Gemüthern des gemeinen Mannes. Der königliche Märtyrer pflegte oft zu sagen: «« Der Teufel der Rebellion gefällt sich in unsern Tagen als Engel der Reformation zu erscheinen.»» Wilhelm Waller, anfangs General des Parlaments gegen den König, beschrieb den Zustand des Landes am Ende des Bürgerkrieges also: «Um es kurz zu sagen, so besteht der ganze Unterschied zwischen dem ehemaligen und jetzigen Zustande des Landes, nachdem so viel Gut und Schätze verschwendet worden, darin: Ehemals klagten wir über Unterdrückung, und lebten als freie Männer; nun spricht man uns von Freiheit, und wir leben wie Sklaven, und sind gezwungen, durch nicht aufzubringende Abgaben unser Unglück zu nähren und zu unterhalten. Das müßten wir, heißt es, alles mit Geduld ertragen, als Geburtsschmerzen einer Reformation, die nie ohne Wehen und Mühe zur Welt komme. — Ich leugne nicht, daß nicht hier und da in unserer Staatsverfassung Einiges als untauglich habe verbessert werden können; aber gibt es kein Medium zwischen dem Zahnweh und der

Pest? Zwischen einem bösen Finger und dem Krebs? Sind wir auf die Meinung Asclepiades gerathen, daß jede Unpäßlichkeit vom Teufel herrühre? Daß nur die heftigsten Gifte, daß nur Feuer und Schwert uns zu heilen vermöchten? War kein anderes Mittel, uns gesund zu machen, als daß man das ganze Reich in einem Mörser zermalmte, und aus dem Mus ein neues Gekoch zubereitete? Alle jene Fehler und Mängel, welche durch das Verderbniß der Zeiten unter uns aufwuchsen, hätten sie nicht ohne das gar wohl verbessert, und dabei der herrliche Wohlstand unseres Landes erhalten und befestigt werden können? Aber der ungezähmte Uebermuth einiger Menschen hat uns den Kopf von den Schultern gerissen, unsern Körper zergliedert und kein ganzes Glied daran übrig gelassen. Gleich jenen unbesonnenen Töchtern des Peleus haben sie uns die Gurgel abgeschnitten, um uns zu kuriren. Anstatt den Staat zu reformiren, haben sie den Staub erregt, ihn aber nicht weggewischt, nach jenem Ausdrucke der Schrift, gleich einem Manne, der einen Tisch abwischt, und dann sein Oberstes zu unterst kehrt, u. s. w. Andere Stellen von Zeitgenossen, besonders gesammelt in den Harleian Miscellany Vol. 8. 4.,

wo der Unmuth der Nation und ihre Verwünschungen der Urheber des Unglücks noch stärker ausgedrückt sind, mögen übergangen werden. Der herrschende Geist jener Zeiten, so wie die schreckliche Zerrüttung ist hinreichend charakterisirt. Unweise will man jenen Geist, einen durch das Studium des klassischen Alterthums erregten Untersuchungsgeist nennen. Was die Europäer in und seit dem dreißigjährigen Kriege hin und her riß, und unter einander entzweit hat, war gewiß etwas Gewöhnliches, die Tragödie, im rohen Umrisse betrachtet. Es war hauptsächlich der Religionsfanatismus, welcher das menschliche Gemüth auf den Siedepunkt des Wahnsinns brachte. Auch unser deutsches Vaterland ward durch den schrecklichen Bürgerkrieg im Innern zerfleischt.

Aber wie ungünstig auch solche und mehrere ähnliche Schilderungen und Urtheile rücksichts der Reformation in England und in gewisser Beziehung hinsichtlich der in Deutschland, lauten mögen, sie stellen, mehr oder minder wahr, ein Bild jener furchtbaren Zeichen dar, durch welche die Natur in ihren gewaltsamen vulkanischen Ausbrüchen, ihre verletzten Gesetze behauptet, das Bild der Gährung. Verderbliche Theile werden empor getrieben, viel

Gutes wird von der Gewalt des Stromes überwältigt, viel Böses herrscht gehoben in der Stunde der waltenden Nothwendigkeit. Es kehren endlich Harmonie und Ordnung wieder. Rom hatte in gewissen Zeitpunkten in England eine Tyrannei geübt, wie in keinem andern Lande. Die der Reformation folgenden Jahrhunderte haben, von ihr befruchtet, für England die schönste Blüthe und die herrlichste Frucht getrieben. Wer will dies leugnen, wenn er Elisabeths Regierung, und die Zeiten seit Wilhelms von Oranien Thronbesteigung überblickt? Was die Barbarei, welche der Konflikt der Partheien erzeugte, für den Augenblick verdarb, hat in der Folge reichlich sich ersetzt, so, daß der unpartheiische Geschichtsfreund gestehen wird, daß Englands schönste Kultur manche ihrer Wurzeln und vielleicht die kräftigsten in der Reformation hat.

Kehren wir aber zu unserm Vaterlande zurück, so ist zunächst allerdings zu leugnen, daß die Reformationsstimme die geschlossene Gemeinschaft des deutschen Vaterlandes vorzüglich zerrissen und uns hauptsächlich dahin gebracht haben, wo wir der französischen Hinterlist und Tyrannei zur leichten Beute wurden. Ein Hauptgrund der Spaltung und Uneinigkeit des

Vaterlandes liegt in jener Begebenheit, und Luther selbst schien dieses Unheil vorauszusehen. Wir wissen freilich, daß da, wo Menschen und Leidenschaften sind, auch widerstrebende Interessen sich finden; aber welche Zwietracht, welch feindliche Gesinnungen kamen mit und durch das Reformationswerk? Der peloponesische Krieg — man liebt es, Deutschland mit den griechischen Staaten der alten Welt zu vergleichen — ward allerdings nicht durch widerstreitende religiöse Meinungen veranlaßt, aber in Griechenland und unter den dasigen verschiedenen Staaten, war niemals von jenem Nothwendigkeitsgefühle, von jener Religion etwas vorhanden, kraft deren alle sich zu einem Ganzen verbunden fühlten, und fühlen mußten. Modesucht und das Streben klüger zu scheinen, als diejenigen, welche der allgemein gangbaren Meinung huldigen, zählte man neuerdings unter die erklärenden Ursachen, warum man vorzüglich seit den letzten drei Jahrzehnden ganz anders über die Reformation und deren Folgen urtheilt, als es früher der Fall war. Wäre der Einwurf gegründet, so würde doch nicht geleugnet werden können, daß bedeutende, große Auctorität habende Männer von jener Modesucht ergriffen

worden seyen. Wir unterlassen deren Aufzählung. Es mag ja nur jeder für sich einige Reichstage vor der Reformation mit denen vergleichen, welche nach derselben statt hatten, um inne zu werden, welch ganz anderer Geist dort vorherrschend geworden. An die Stelle der freundschaftlichen Berathungen, wozu jeder persönlich erschien, traten allmählig diplomatische Verhandlungen. Die Häupter des Volks, das einmal in Zwietracht getheilt war, wurden sich immer mehr fremd, und endlich durfte Friedrich der Große von den Zusammenkünften in Regensburg sagen: man belle dort den Mond an. Freilich ist nicht in Abrede zu stellen, daß die heiligen Worte: «Kaiser und Reich» auch nach der Reformation bei dem deutschen Volke noch Panier blieben, welchem auch protestantische Fürsten folgten, es darf und kann nicht geleugnet werden, daß bereits vor der Reformation ein Streben nach Unabhängigkeit unter den deutschen Ständen vielfach sichtbar wurde; allein dieses alles beweißt nur einmal, eine gewisse heilige, aber unwirksame Scheu vor der tausendjährigen Einheit des alten Reichs, dann dessen ungeachtet eine große Empfänglichkeit für die Wirkungen, welche die Reformation ihrer Natur

nach in dieser Hinsicht äussern mußte. In sofern möchte es denn wohl erlaubt seyn zu behaupten, daß, wenn das höchste Glück eines Volks in seiner politischen Macht und Würde besteht, wir Deutsche, soweit unser Blick bis jezt reicht, und überhaupt in die Gründe und in das innere Gewebe der Begebenheiten und Dinge zu dringen vermag, es herzlich beklagen müssen, daß eine Reformation kam, die jenes Glück nicht zur Verwirklichung kommen ließ. Spaltungen waren immer, aber verkehrter Wille der Gewalthaber und des Volks hätten sie nicht wohl noch weiter auseinander gerissen; Vaterlandsliebe und Gemeinsinn hätten groß gedeihen können; denn ein Volk von Männern und Bürgern, nicht von Philosophen und Kosmopoliten meynen wir.

Vergessen wir aber auch nicht, daß die Reformation es war, welche den Despotismus, womit der allmächtige Karl das Vaterland zunächst, und dann ganz Europa bedrohete, abwandte, und Ideen im Volke erweckte und möglich machte, die uns schwerlich sobald einer absoluten Unterdrückung werden anheim fallen lassen, möge sie nun von innen oder aussen herandringen. Daß übrigens die

Reformation für das gesammte europäische Staatensystem förderlich gewirkt habe, wer möchte das in Abrede stellen? — Sie war es, welche das politische Gleichgewicht ganz eigentlich vermöglichte, indem sie kleinern Nationen, wie z. B. Holland größere politische Bedeutsamkeit verschaffte, indem sie, Religion und Politik verbindend, den Enthusiasmus für Selbstständigkeit erhöhete, Bündnisse der Mächtigen mit den minder Mächtigen gegen die Anmaßungen der Uebermächtigen herbeiführte, die Opposition in dem Staatensysteme überhaupt für die Dauer sicherte.

Wahrhaft kurzsichtig und unhistorisch ist es, wenn man die Reformation einer Hemmung der Kultur beschuldigt. Man rühmt England und Frankreich wegen ihrer Bildung, und vergißt dabei sowohl das wahre Wesen derselben, als man übersieht, daß gerade die Ideen, welche durch die Reformation entwickelt und vorbereitet wurden, es sind, so in diesen Ländern, offen oder verborgen, die bessere Kultur beförderten und noch befördern. Wie sehr aber in Deutschland echte Bildung durch sie herbeigeführt ward, kann nur derjenige mißkennen, welcher sich über die Beschränkung einer

Parthei nicht zu erheben vermag, in deren Interesse ihn entweder Eigennutz oder Gewohnheit festhält. Zunächst erinnern wir an die Entwickelung und Ausbildung der deutschen Sprache, welche durch Luther begann, und von den Protestanten vorzüglich fortgeführt wurde. Wir machen aufmerksam, wie sehr die lebendige Gedankenbewegung selbst durch den Kampf der religiösen Partheien gewinnen mußte; welch mächtiges Hinderniß der Aufklärung durch sie in der Schwächung der Hierarchie entfernt ward. In wissenschaftlicher Hinsicht zumal tritt ihr wohlthätiger Einfluß entschieden hervor. Das Quellenstudium in Geschichte und Religionssachen wurde eifriger betrieben. Die Philologie, heilige wie klassische, gründlicher gepflegt; die Freiheit des Denkens, zumal in der Folgezeit, erworben; der Geist der Kritik endlich geweckt, wodurch allein der Wahrheit und Wissenschaft unberechbare Vortheile erwuchsen, obwohl hier und da Mißbrauch und Anmaßung des kritischen Verfahrens dem klügelnden Verstande zu große Herrschaft zueignete, und an die Stelle lebendiger, harmonischer Geistesthätigkeit, die trennende und somit tödtende Reflexion setzte.

Wenn der Reformation die Nachäffung des Fremden, die spätere Ausbildung unserer Sprache, oder gar die verächtliche Weise, womit England und Frankreich auf unsere Nationalliteratur blickt, zugeschrieben wird, so beweißt solches, wie wenig man die Geschichte nach allen ihren Seiten und Anknüpfungspunkten übersieht, wie sehr man einzelne scheinbare Momente für sich festhält, das innere gegenseitige Ineinanderwirken derselben nicht beachtend. Und würde selbst ein Schiller und Göthe, diese Genien deutscher Literatur, die, wie man glaubt, ohne Reformation einen größern Nationalruhm errungen hätten, würden sie, und so viele herrliche Geister unsers Volks auch nur emporgeblühet seyn in ihrer Genialität, hätte die Reformation unser nationales Seyn so ganz zerstört, wie man fälschlich glaubt? Weiß man denn nicht, daß der große, durch Genie wie Bildung glänzende Dichter und Künstler, besonders von seiner Nation und ihrer Nationalität erzeugt, getragen werden muß? Uebersieht man denn so ganz und gar, wie diese Zierden unserer Literatur mit der höchsten Freimüthigkeit, der gediegensten Aufklärung ihres Geistes Schätze spenden, indeß die gepriesenen

Fremden, zu denen die Reformation nicht drang, mehr oder weniger in ihren Gedanken die alten Fesseln zeigen in lobpreisender Unterwürfigkeit, oder, wo sie sich derselben entledigen mochten, dem Unglauben und der das Höchste verspottenden Frivolität huldigten?

Uebrigens bleibt es immer zu verwundern, welche mannigfaltige Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen statt hat, wenn eine Nation in mehrere Religionspartheien getheilt ist. Die Augen, die Standpunkte, die Brillen sind verschieden, und nur Wenige erheben sich auf die lichte Stufe des Allgemeinen. Wir machen nur auf Einiges dahin schlagendes aufmerksam. Zuerst erinneren wir an den Unterschied, den man zwischen Süd- und Norddeutschland macht, und wie man dabei verfährt. Ein ursprünglicher Unterschied kann hier gewiß nicht in anderm Maße gestattet werden, als in wiefern er auch vom südlichen und nördlichen Frankreich oder Spanien gilt: denn Sprache, Sitte und Denkart sprechen für eine natürliche Einigung. Im Norden von Deutschland that die Natur weniger für den Menschen; im Schweiße seines Angesichts muß er ihr ihre Gaben abverdienen, und

er kann ihrer Wohlthaten bloß durch Fleiß und Einsicht theilhaftig werden; im Süden hingegen schüttet sie ihre Güter in reicherer Fülle aus, sie reicht den Bedarf bei weniger Anstrengung. So thätig und arbeitsam als die nördlichen, werden die südlichen Deutschen nicht seyn. Daher vorzüglich bei jenen größere Industrie aller Produktion, und die mit derselben gleichen Schritt haltende Ausbildung der Verstandeskräfte. Und was hat man alles darauf gebauet und gefolgert? Man konnte so weit sich verirren, daß man den Süden geradezu für den Magen, dagegen den Norden für den Kopf von Deutschland ausschrie. Hier sollten die Lehrer und Wegweiser, dort die Unmündigen und Blinden ihren Wohnsitz haben. Auch in dieser Hinsicht hat indeß die Gegenwart, wie in so mancher andern das Unebene ausgeglichen, und, was nach dem bisherigen Entwickelungsgange und dem Grundcharakter unsers Volks vorauszusehen war, ist eingetreten. — Die allgemeiner gewordene Bildung, das freiere Hin- und Herbewegen der Ideen hat den Nord und Süd näher gebracht, und die höhere Einheit der Nation verwirklicht. Beide Seiten des Vaterlandes, die längst vor der Reformation

auseinandergiengen, ergänzen sich jetzt auf erfreuliche Weise. Was der Norden an wissenschaftlicher Aufklärung in seiner Ruhe etwa mehr leistet, findet im Süden willkommene Aufnahme, und was dieser an der schönen Kunst des Lebens voraus hat, weiset jener nicht mehr unduldsam störrisch von sich ab. Und wie überall der Kontrast, wo er in Einheit sich auflöst, die Harmonie des Schönen hebt, sollte nicht eben so der würdevollere Ernst des Norddeutschen mit dem vollen und musikalischen Leben des Süddeutschen sich gattend, eine um so lieblichere und innigere Verbindung zugleich darstellen?

Im Allgemeinen sollte man indeß bei der Beurtheilung menschlicher Bestrebungen auf das Resultat der Erfahrung Rücksicht nehmen, daß der Mensch schneller seine Ansichten, als das Chamäleon seine Farben verändert, wofern ihm ein gewisser Maßstab des Wahren fehlt, und er nicht weiß, daß nur allmählig das Reich der Wissenschaften sich vergrößern, nur allmählig unser moralischer Züstand sich verbessern oder verschlimmern kann. So nannte man z. B. Berlin in den neunziger Jahren und bis zur Katastrophe von 1806 hin, die aufgeklärteste Stadt, welche des Guten am meisten thue, den

Sitz der Aufklärung, des Geschmacks und der Kultur, und nachher schrieb man den Berlinern alles Unglück und Unheil zu; keiner sollte alberner, verdorbener und geschmackloser seyn als ein Berliner. Ferner, bezüglich des unnützen Gezänks über einen Vorrang der Nord- oder Süddeutschen, hat man mit baarem Ernst die Frage aufgeworfen: ob der Wein oder das Bier das edlere Getränk sey, und gefolgert, daß der Frohsinn, den Ersterer gebe, der Grübelei keine Herberge finden lasse. Im Gerstenlande sey das ewige Protestiren zu Hause. — Napoleon ist Vielen der größte Sterbliche, ein Halbgott; Vielen der oberste aller Teufel, ein Scheusal, u. s. w. u. s. w. Eine solche Folter der Ungewißheit trifft man in tausend andern Rücksichten. Der Irrthum ist immer noch ziemlich allgemein, daß es blos von der Regierung abhänge, die Denk- und Sinnesart einer ganzen Nation umzuändern und eine Widergeburt zu bewirken. Nichts weniger als schwer soll es seyn, aus einer trägen, gegen das Gute gleichgültigen, in Vorurtheilen verstrickten, im Alten befangenen Nation, eine aufgeklärte, selbstthätige, muthige und ehrliebende zu machen. Das Schwerste vom Schweren ist aber, die Vor- und

Rückschritte der Gesellschaft, die Entwickelung des individuellen, des bürgerlichen und des Staatslebens in ruhiger Beobachtung richtig auffassen und beurtheilen. Auf den großen Haufen, der bloß in der Aussenwelt lebt, für den nur seine Umgebung eine wirksame Schule rücksichts seines Verstandes sind, der ganz vorzüglich Sklave des Beispiels, nicht der Lehre ist, sieht man fast gar nicht. Je wichtiger gewisse Vorstellungen für die Menge sind oder zu seyn scheinen, desto schwerer hält es, sie zu verändern, oder gegen andere zu vertauschen. Eben deswegen erfolgen Veränderungen in religiösen Begriffen und Meinungen am allerlangsamsten und sind am allerschwersten zu bewirken *).

Nach diesen Abschweifungen wäre im Allgemeinen noch etwas hinsichts des Werths und des Verdiensts

*) Das Geschrei über Uberglauben ist so alt wie der Gegenstand, niemals grundlos, aber fast immer ohne Verstand. Möchte doch Jeder eine Gewissensbeichte mit sich anstellen! Wer will sich völlig frei von Uberglauben erklären? Friedrich der Einzige, Lichtenberg, andere ausgezeichnete Männer zeigten sich wie sie waren, und was sahen wir? Auch ist es wohl der Verfasser nicht allein, der unter den,

der Reformation zu berühren. Die Ehre des von den Reformatoren unternommenen Werks bleibt für sich unangefochten. Die Helle des Tages kann sich nicht auf einmal über die ganze Halbkugel der Erde verbreiten. Die Gespenster schreckender, ängstigender Gestalt sind vertrieben; es spukt nur noch bei den Andächtlern, bei den Wahrsagern, bei den Wunderthätern und ihren Patienten. Was wir, nicht so sehr beim Lichte der Reformation, als bei dem unserer Zeit, klar sehen, ist: daß das Labyrinth der Mißbräuche und Irrwege des Christenthums nicht unendlich ist, und die Ueberzeugung des Verfassers wird, so Gott will, immer die seyn, daß das Christenthum, welches gewiß ganz Sittlichkeit seyn soll, schwerlich allgemein Sache der Individualität des einzelnen Menschen ohne Reformation je hätte werden können. Dagegen ist es auch die Ueberzeugung desselben, daß wir, vielleicht erst nach langen Jahren, im Stande seyn werden, über die Folgen und den wohlthätigen Einfluß des Refor-

---

nunmehr immer seltener werdenden Wallfahreren zu heilig gehaltenen Orten, Protestanten traf. Die Nüancen sind freilich tausendfach.

mationswerks vollgiltige, nicht weiter in Zweifel zu ziehende Urtheile zu fällen. Unser Zeitalter möchte schwerlich völlig reif dazu seyn. Hätte es auch, wie jedes, seine Vorurtheile nicht, seine Irrthümer nicht, die es für Wahrheit hält; wirkten nicht Auctoritäten, Schule und Sekte; es würde doch, bei der geringen Anzahl vorhandener Erfahrungen, von den herrlichen Wirkungen zur Bewirkung allgemeiner Ueberzeugung sich wenig sagen lassen. «Dafür, daß wir noch Deutsche sind, haben Luther und die Reformation das Meiste gethan, seit Hermann» lautet der Ausspruch eines angesehenen Mannes. Ihm sind Leute, die deutsch reden, Deutsche, deutsche Länder, ein Deutschland. Zeige er uns Deutsche, zeige er ein Deutschland. Seit den letzten hundert fünfzig Jahren waren mit dem Vaterlande die Vorrechte deutscher Männer in Vergessenheit gekommen; kaum eine Spur von Gemeinsinn war übrig geblieben; die Waffen der öffentlichen Meinung verrostet. Tage schwerer Prüfung sind über uns gekommen, und wer sagt uns, daß sie nicht wiederkehren werden? Irrthümer hat die Zeit unzählige abgelegt, sind damit zugleich die moralischen Quellen der Irrthümer verstopft? Wer möchte sich überreden,

daß alles das in unsern Tagen gänzlich aufgehört habe, was religiöser Fanatismus in den menschlichen Ansichten verschoben, was er Böses angerichtet, wie er Deutsche den Deutschen entfremdet hat. Wie gern möchte der Verfasser, und wer nicht mit ihm? sich dem schönen Glauben überlassen, daß Humanität bereits so reiche Früchte trüge! Aber leider! sprechen zu viele Erfahrungen, die Ganzheit in's Auge gefaßt, dagegen. Noch immer gilt, was Lessing in seinem mehr angezogenen Nathan sagt:

«Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.»

Besonders hat die letzte Erschütterung unserer Nation, wie mehrerer europäischen Schwesterländer, mancherlei Bestrebungen geweckt und gefördert, welche für den Augenblick wenigstens Denjenigen leicht irren und an der Höhe unserer Bildung zweifeln machen können, der nicht gewohnt ist, der Erscheinungen inneres Getriebe, ihren Grund, ihre Verknüpfungen zu durchschauen, und überhaupt das Wesen von der Zufälligkeit momentaner Begebenheiten zu unterscheiden. Der Protestantismus und Katholicismus schienen ihren alten Kampf lebhafter als je erneuern zu wollen, der Glaube

und die Philosophie begannen sich hier und da verderblich zu befehden, der Mysticismus strebte in anmaßlicher Ueberhebung das Gebiet der Wissenschaft zu beherrschen, kurz die sonderbarsten Extreme droheten mitunter selbst der bessern Kämpfer für Recht und Wahrheit sich zu bemeistern. Die Kultur unserer Zeit wird, möchte man wohl sagen, namentlich im Vaterlande, zu kosmopolitisch und verliert dadurch an innerem Leben und wahrhaft geistiger Bedeutung. Daß hiervon die Reformation an und für sich keineswegs die Schuld trage, bedarf für den Unbefangenen und Kundigen der Nachweisung nicht. Allein daß der Protestantismus hier und da gewissermaßen sich selbst äusserlich wurde, indem er sein Reich nur im Gebiete abstrakter Verständlichkeit und Begriffserkenntniß finden will, da es doch ganz eigentlich innerhalb der Grenzen des lebendigsten Gottesbewußtseyns gelegen ist, kann wohl nicht geläugnet werden. Manche andere dieser Aeußerlichkeit gegenübertretende Versuche verirren sich in unverständliches Dunkel und gefallen sich im Götzendienste neuester philosophischer Systeme, welche naiv genug gestehen, daß sich in ihnen das Selbstbewußtseyn zerstöre und die Vernunft in den Abgrund

ihrer selbst stürze. Wahres Christenthum, das Erfassen des ewigen, göttlichen Geistes und Wirkens durch das Evangelium und in demselben, die Belebung des nach Heiligung des Daseyns strebenden Sinnes, ist, wie es scheint, noch keineswegs so allgemein geworden, als man sich wohl überreden möchte. Noch immer arbeitet hier die Schule zu wenig für's Leben und macht sich selbst zu oft zum Zwecke ihrer Bemühung. Die katholische Kirche ringt an manchen Orten so sehr als je in ihren Häuptern nach äußerlicher Geltung, obwohl es auch für sie in mehreren Ländern (z. B. namentlich in Preußen) nicht an Anstalten fehlt zur Belebung eines freien, wissenschaftlichen Denkens *). « Staat und Kirche werden darum nicht freundlicher beieinander stehen. Unter den Elementen

---

*) Als ein Zeichen der Zeit ist die Schrift von Carove, die alleinseligmachende Kirche u. s. w., zu betrachten. Möge die neue Hochschule in München dem katholischen Deutschland mehr werden als ein Sammlungsplatz sich selbst nicht verstehender Enthusiasten. — Der hochherzige Monarch will das Beste; Er ist ein Stern der Hoffnung Vieler, die sich nach Licht und Luft sehnen! —

Wasser und Feuer sind sie, mit behutsamer Klugheit von katholischen Schriftstellern dargestellt. In gehöriger Form gehalten, sollen sie der menschlichen Gesellschaft wohlthätig seyn; bei der Annährung aber ein Aufbrausen; bei der Vermischung ein Aufgähren und Verdampfen zur Folge haben. Eine Vermittelung des freien Denkens seitens des Staates würde sonach eine Vermehrung der löschenden Kraft heißen dürfen. Möchte man doch endlich äußere Macht und Herrschaft nicht mehr mit Hirarchie verwechseln!»

Volksbildung.

Leise und unsichtbar geht die Natur ihren steten Gang, wenn sie die Wesen durch alle Stufen und Zwischenstufen zur Reife bringt. Alles scheint zu ruhen, und Alles wirkt rastlos fort. An der Hand der Natur erhebt sich auch unser Geschlecht von Stufe zu Stufe. Die Natur leitet zur Vernunft, sie führt uns aus den Fesseln der Sinnlichkeit zum Tempel der Tugend. Jedes Geschlecht tritt mit einem größern Fond auf. Ihm wird zum Erbtheile, was die vorhergehende Generation errungen. Der Untergang der Völker und Reiche ist nur nothwendige und weise begründete Erfüllung eines ewigen Gesetzes, welchem gemäß jede daseynliche Erscheinung, selbst die vollkommenste, von dem Meere der Zeit verschlungen wird, damit in dem unendlichen ununterbrochenen Entwickelungsgange des allgemeinen Organismus der Geschichte jedes mögliche

Glied zur Entfaltung komme und somit die Majestät und ewige Bedeutung des Ganzen verwirklicht werde. Senken wir darum unsern Blick nicht nieder, wenn der Mensch unter den Menschen verschwindet, ob der Menschheit müssen wir uns erheben. Unzählige Kräfte und Fähigkeiten bleiben ungenutzt und unentwickelt, weil Mangel an Gelegenheit, Lebensdauer und Schicksal, ungünstig und beschränkend wirken. Allein der Mensch soll für den Bau der Ewigkeit thätig seyn; was heute nicht vollendet wird, erhebt sich vielleicht morgen um so schöner, dauernder, bedeutsamer. Darum verzweifle und verwirre sich Niemand, weil er nicht Jedes in jeder Zeit gedeihen sieht; wer weiß, ob nicht seine Unbedeutenheit die Quelle wird für die Wichtigkeit Anderer im Gebiete der Menschheit, ob nicht die Unfruchtbarkeit einer Zeit die Keime birgt für die reiche Saat zukünftiger Jahrhunderte. Freilich scheint im Reiche der vernunftlosen Geschöpfe die Aussteuer der Natur ganz und vollständig benutzt zu werden. Aber hier ist auch die Gegenwart allein Zweck und Ziel, die Ewigkeit verliert ausserhalb des Gebiets der Vernunft ihre Bedeutung, diese nur ahnt und erstrebt das Unendliche. Das Schick-

sal legte Nacht um uns, und gewährte nur spärlichen Fackelschein für den nächsten Weg, damit wir uns nicht betrüben über die Klüfte der Zukunft und über die Entfernung des Ziels. Es gab Jahrhunderte, wo das Menschengeschlecht mit der Binde vor den Augen vorwärts schritt. Es gab Jahrhunderte, wo Gespenster die ganze Nacht polterten, Alles umzustürzen, Alles zu zerstören schienen. — Der Morgen kam, und Alles stand unverrückt. Es gab und gibt Zeiten, wo durch Sturm und Donner gewirkt wird, wo sich Segen und Leben in der Gestalt der Zerstörung entwickelt, wo zerrüttetes Gleichgewicht nicht anders als unter Zittern und Zagen der Erdbewohner in Ordnung gebracht werden kann. — Völker steigen, wie Völker fallen, aber die Menschheit steigt immer; sie reicht über den Planeten, über alle körperliche Form hinaus; ihr Jenseits beginnt, wo die Weltsysteme enden; denn ihre eigentliche Aufgabe ist die Darstellung des Göttlichen selbst, welches kein Bild, keine Form hat. Ein angefangenes, vielleicht eben erst angefangenes Werk, dessen Vollendung künftigen Jahrtausenden, der Ewigkeit selbst vorbehalten ist, liegt vor uns. Jede Zeit, und mißt sie sich nach Millionen Jahren, ist in dieser Vergleichung weniger

als ein Augenblick. Ob es aber eine solche Unendlichkeit des menschlichen Seyns gibt? — Der Verstand begreift sie nicht, er verliert in seinem Nachdenken den Kalkul, in seiner Vergleichung den Maaßstab. Nur das Gleiche erfaßt das Gleiche. Die Idee, welche wundersam aus der Tiefe unserer Vernunft hervortritt, reicht in's Unendliche; sie selbst ist unbegrenzt. Kennt ihr nicht die Sehnsucht des Jünglings, wenn er fern die blauen Berge ragen sieht? Hinüber zieht es ihn, und, wenn er jenseits ist, weiter hinüber und sofort über alle Grenze hin. Beobachtet ihr nicht die Plane des Mannes? Sie umfassen die Welt; nimmer rastet sein Gedanke; das Gebiet der Wissenschaft liegt vor ihm in seiner ganzen Unermeßlichkeit; das Leben entfaltet sich ihm mit all seinen Interessen; aber die Wissenschaft begrenzt sein Denken nicht, noch das Leben seinen Sinn. Jenseits liegt ihm das Ziel, und was er hienieden strebt und schafft, es ist ihm eine Stufe zur unbekannten Ewigkeit. Und der Greis — seht ihr, wie er die Vergangenheit nur für einen Traum achtet, der ihm die ewige Zukunft andeuten kann? In seiner Brust ist längst der Leidenschaften unklares Spiel verklungen, aber

die Idee einer unendlichen Bedeutsamkeit seines Daseyns und Lebens tritt nur um so entschiedener und nothwendiger hervor. So wendet sich also stets und überall des Menschen Geist und Gemüth auf ein Jenseits hin; aber nicht auf ein Jenseits, welches, in dem Reiche der endlichen Formen gelegen, selbst nur ein Diesseits ist, sondern auf ein Jenseits, vor welchem jedes Diesseits schwindet. Ja es gibt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir begreifen können, es gibt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in jedes Einzelnen Leben. Die Aussenwelt wie die moralische ist von einem Urheber; die physische Welt stellt uns in ihrem Urheber den Vater der Liebe und der höchsten Weisheit auf; es gibt eine Vorsehung, die nach andern Regeln, als unser armseliges Wissen, unsere Erfahrung von heute und gestern begreifen kann, unsere verwirrte Erde als Tochterland zu einem höhern himmlischen Vaterlande verknüpft. Unser Geschlecht muß seine Bestimmung, trotz alles Widerspruchs, sicher erreichen.

Die Kultur des menschlichen Geschlechts, die Erkenntniß des wahren Interesses desselben, das Bewußtseyn des Einflusses Gottes auf die Welt

und den Menschen; der Glaube an diesen Gott, als den Gesetzgeber in der Geisterwelt, sind hochheilige Angelegenheiten, von denen unsere Gesinnungen und Handlungen, unsere Ruhe und unser irdisches und künftiges Glück abhängt. Wo das Höchste und Heiligste in Frage steht, da ist es Thorheit zu glauben, daß des Menschen Willkühr, böser wie guter Wille, Laune, Wahn, Verblendung und Kurzsichtigkeit gebieten könne. So wenig wie es allen Regenten der Erde, vom stolzesten Negerkönige an bis zum mächtigsten Chan der Tartaren möglich ist, das Heute zum Gestern zu machen, und die fortgehende Entwickelung unsres gemeinsamen Menschengeschlechts daurend zu hindern, eben so wenig können die weisesten Regenten, in treuester Verbindung auf einmal schlummernde Kräfte wecken, Gedanken, Thätigkeit, Lust, Erfindung ins Leben rufen, und plötzlich die Generation, der sie angehören, auf eine höhere Stufe der Kultur empor führen. Den stillen Gang der großen Lehrerin Natur zu begreifen lernen, sagt Herder, und dann ihre Winke behutsam befolgen, ist unendlich schöner, als sich einem ganz fruchtlosen Bemühen widmen, welches kein Verstand ist und wodurch dem Tode neue Bahnen gebrochen werden.

Ursachen, unendlich der Zahl nach, und unübersehbar mannigfaltig hoben jedes Volk, das vom Staube sich loswand. Wollten wir daran gehen, den gegenwärtigen Kulturzustand Deutschlands zu erklären, so würden wir nicht ausreichen, gingen wir bis in die germanischen Wälder zurück. Zu unsern Vorfahren, zu der langen Reihe von Geschlechtern, wie zu uns selbst, flog und fliegt aus allen Jahrtausenden, aus allen Erdtheilen, von den verschiedensten Völkern, bald ein guter, bald ein böser Saame herüber. Unendliche Kräfte wirkten in uns und aus uns, und von aussen her auf uns. Keines Sterblichen Auge durchschauet das Gewebe und verfolgt die einzelnen Fäden. Das Emporsteigen einer Nation zu einer höhern Stufe hängt von einer Unendlichkeit zusammentreffender Ursachen ab, die die Regierungen um so weniger in's Daseyn rufen können, als sie vielmehr selbst unter ihrem Einflusse stehen, und immer nur denjenigen Grad von Bildung besitzen, den ihr Jahrhundert zuläßt. Wohl hat man in diesem und jenem Lande beschleunigte, nicht gehörig vorbereitete Aufklärung gesehen; die Dauer und Reife der Früchte ließ die Ersprieslichkeit des Werks erschauen. Kann es sich mit

schleunig versuchter Verfinsterung hinsichtlich der Dauer und Wirksamkeit anders verhalten, da Finsterniß zum Lichte reizt?

Die Wahrheit, daß zunächst jeder Regent den Stempel seiner Zeit trägt, und im Geiste seiner Zeit beurtheilt werden muß, ist noch immer nicht praktisch genug berücksichtigt. Der Regent ist nicht unser Gott. Nur von diesem hängt unsere Glückseligkeit ab; vom Fürsten können wir Wohlthaten und Beschützung unserer Rechte verlangen. Wie sollte er die Zustände der Menge beobachten und überschauen? Er sey vor allem Andern Beispiel der Tugend und Weisheit; im Uebrigen darf er dem Treiben des Volks gelassen zuschauen.

Aber wir haben herrschsüchtige Andächtler an der Spitze des Staats gesehen. Moralische Glückseligkeit war ihr Ziel. Dumpfer Aberglaube, sklavische Abhängigkeit des Geistes, die falschesten Begriffe über Sittlichkeit, und zugleich die Herrschaft des Lasters ward genährt und unterhalten. Tausende von Bürgern wurden geopfert und die blutigsten Kriege angefacht, eine nie endigende Zwietracht im Innern des Staates erregt. Man denke an das Spanien früherer Zeit und unserer Tage. Die von

Jesus verkündigten Wahrheiten, planmäßig bestimmt in die ganze Welt und unter alle Stämme der großen Menschenfamilie gebracht und darin erhalten zu werden, ruhend auf den allein richtigen Mitteln der Wirksamkeit, geistige Bildung und sittliche Veredlung, wie sehr wurden sie mißkannt, wie gering beachtet! Das Böse mußte sich bilden wie die Härte und Kälte des Volks. Wir sehen noch in der Gegenwart allenthalben Regenten, die mit allen Mitteln dahin streben, das physische Wohl des Volks herbeizuführen: und nicht nur wurden alle Staaten in Benutzung ihrer Kräfte mehr oder weniger gehindert, sondern, da man das Moralische und Göttliche plötzlich weit in den Hintergrund stellte, so verlor sich Seelenadel im bedeutenden Grade, und Kraftlosigkeit und Weichlichkeit, Sinnlichkeit und Pflichtvergessenheit schienen eine siegende, Unheil drohende Obergewalt zu gewinnen. Eine nähere und namhafte Nachweisung vermeiden wir gern; aber die Quelle des Verderbens ergießt sich reichlich fort und fort, so oft auch die neueste Geschichte ihre Gerichtstage hielt, die höhern Interessen des Menschengeschlechts bei Ansehen und Würden zu erhalten.

Es sind Vorurtheile von der großen Macht der Herrscher, von den Institutionen, die im Bereiche des Regenten liegen, oder von ihnen ausgehen sollen, welche uns jeden Fortschritt in der Kultur wie jedes Zurücksinken von ihnen ableiten machen. Gleichwie aus dem Drange der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst eine gewisse unsichtbare Kraft hervorgeht, welche die Angelegenheit der Menschen ordnet und vorwärts treibt; so ist auch besonders die Erziehung und der Unterricht des Volks, zumal in unserm Jahrhundert, bei weitem nicht mehr eine vorzügliche Aufgabe der Regierung, da die Mittel dazu größtentheils ihren Händen entfallen sind. Was von den Fürsten kam, waren allerdings Mittel und Gelegenheiten zur Ausbildung menschlicher Fähigkeiten und Kräfte, und natürlich ist nur auf die weisen und guten Regenten gezielt, die wir als die köstlichsten Geschenke der Gottheit verehren. Aber keine menschliche Macht und Weisheit konnte jene Mittel und Gelegenheiten von den Mängeln und Unvollkommenheiten befreien, die ihnen, wie allem Menschlichen, ankleben müssen. Oft wirkten sie daher harmonisch mit dem, was die Natur gab, öfter aber dem entgegen und also schädlich, was

keines Menschen Hand herbeiführen kann und je herbeiführen wird. Die hohen Benennungen der Herrscher, die eines göttlichen, gesalbten, eines Verwesers des göttlichen Willens, haben nicht, wie Kant erwartete, immer die Wirkung, daß sie Demuth hervorbrächten; es wurde freilich auf ein Amt gezielt, das für Menschen zu groß ist; aber es hat auf Seiten der Regierten und des Regenten den Glauben an die Allgewalt bestärkt.

Es kann nun freilich nicht die Frage seyn, ob die Regierung das Recht und die Pflicht habe, an dem Erziehungsgeschäfte Theil zu nehmen, und Institute zur Bildung des Volks anzuordnen; aber thöricht ist die Hoffnung, wenn man ein Leiten und Führen von dort erwartet, thöricht die Besorgniß, daß ohne ihr Eingreifen und Fördern nicht ein Fortschreiten statt haben werde. Nichtsdestoweniger hatte noch in unsern Zeiten Volksbildung, Beförderung der Aufklärung, mithin Veredelung, ihre Vertheidiger und ihre Gegner. Diese sind mißtrauisch gegen das hellere Licht und besonders gegen die Volksbildung im engern Sinne, weil sie rebellisch und unbändig machen soll. Hätten sie Recht, dann erwachten sie spät zur Sorge. Würden

sie die Materialien zu einem Damme auch zusammen bringen, wirksam wird der Damm selbst nicht mehr. Der geringste Landmann, der Dienstbote hat Lesen gelernt, und die Presse hat die Mittel des Unterrichts, der mit dem ersten gewählten Buche beginnt, so ausserordentlich vervielfältigt und wohlfeil im Kauf und in Leihanstalten gemacht, daß Privatlehrer in allen Wohnungen anzutreffen sind. Sollen wir über den unterlaufenden Mißbrauch solch allgemeinen Unterrichts jammern? Wer nichts denkt, wünscht auch nichts, und wer nichts wünscht, thut auch nichts. Faulheit, Sinnlichkeit, Laster und Verbrechen bieten sich die Hand, und jeder schlaue Betrüger findet seinen Anhang, seine Beute leichter dort, wo sie vorherrschend sind. In der Geschichte finden wir auch nicht ein Volk, das, ausgezeichnet durch Unwissenheit, sich nicht auch in gleichem Maaße ausgezeichnet hätte durch Laster. Aber nirgend haben Kultur des Herzens, hellere Einsichten und richtiges Gefühl, Verbrechen, Unordnungen und Widersetzlichkeit hervorgebracht. Blicken wir auf den Norden und Süden Europas. Mehr Aufklärung, Freiheit, mildes Regieren dort und — Ruhe; hier in Spanien,

Portugall und Italien, Kampf gegen die Fesseln und wegen der Fesseln. Und wer hätte die Vermessenheit zu behaupten, daß Weisheit und Kraft die Ruhe dort gewiß nicht befestigen und begründen könne und werde? In den ehemaligen östreichischen Niederlanden sahen wir den Fanatismus und die Unwissenheit häufig Aufruhe erregen. In den Zeiten der Gräuel und des Schwindels, wo die Revolution Frankreichs, Verbrechen ohne Zahl beging, fanden die abscheulichsten Plünderungen, die schädlichsten Verwirrungen in den Gegenden der ärmsten und unwissensten Bewohner statt. Und sähe es etwa in der Vorzeit anders aus? Moses war weit über seinem Volke. Er nahm Gesetze vom Himmel, Jehova übergab sie selbst; er ließ Feuer vom Himmel fallen, er sprach das Todesurtheil über viele Tausende: aber nichtsdestoweniger erfolgte ein Murren nach dem andern, und eine Empörung nach der andern, sowohl gegen Jehova als gegen Moses. Dieselben Erscheinungen fanden wir in den Wildnissen Amerikas. Bei dem Emporsteigen jedes Volks aber heben alle Stände und alle Klassen sich zugleich. Wo es tiefe Nacht in den Hütten ist, da ist selten reines Sonnenlicht in den Pallästen. So bei unsern

rohen Ahnherrn im Mittelalter, so in unserer Zeit. Jene hatten einen strengen Gott im Himmel und eine zahllose Menge Heilige, einen Teufel in der Hölle, und Galgen und Räder aller Orten; und Adliche wie Bauern, Bischöfe wie Laien stahlen und raubten in Deutschland. Als den Bischof Vergelius der Bannstrahl traf, weil er Gegenfüßler annahm; als Galilei im Gefängniß büßte, weil in seinen Gesichtskreis die Sterne anders fielen; als Harvei über den Umlauf des Bluts sich vor Gericht vertheidigen mußte: da wurden auch die nützlichsten Entdeckungen, die kühnsten und wahrsten Hypothesen für Werk der Zauberei angesehen, die Entdecker als Gotteslеugner verschrieen, verfolgt und verbrannt. In den obern wie untern Regionen war Nacht. In unserer Zeit beweiset sich unverkennbar in den höhern Ständen mehr Achtung vor der Menschenwürde überhaupt, Wissenschaft und thätiges Streben nach Bildung und bedeutsamern Lebensgebrauch; die untern Klassen des Volks gewinnen mit jedem Fortschritte der Zeit mehr und mehr an Milde, an reiner Ansicht der Religion und ähnlichen Angelegenheiten höherer Art. Vielfältig liegen auch Beweise vor, daß Regierungen diesen

Standpunkt der Dinge nicht nur wohl zu beachten und zu würdigen wissen, sondern daß sie auch erkennen, daß Vieles entdeckt werden wird, was noch nicht entdeckt ist, daß viele Vorurtheile werden vernichtet werden, die jetzt noch als Wahrheit gelten.

Es war leider! nöthig gegen die sinnlosen Lehren derjenigen, welche die Unwissenheit in Schutz nehmen, einige Worte zu verlieren. Wenden wir uns zu den Vertheidigern des Lichts und sehen, was sie wollen, daß der Staat in Hinsicht der Kultur thue und nicht thue. — Der Posauner und Auf- und Ausrufer gibt es hier eine unübersehbare Menge. Derjenigen unter ihnen kann nur Erwähnung geschehen, welchen es gelang, einen höhern Platz zu erklimmen, wo sie einen Haufen Anhänger erhielten und verschiedene Tummelplätze bildeten. Eine von diesen Partheien scheint Amerika im Auge zu haben. Sie schweigt gänzlich von der Religion, weil der Staat seine Macht bis auf sie nie soll ausdehnen wollen. Beim Schulwesen soll ein Vielregieren besonders schädlich seyn; Zeit, Geld, Staatsklugheit unnöthig verschwendet werden. Ein behutsames Einmischen wird indeß für zuläßig gehalten. In

den vereinten Staaten sehen wir alljährlich Bücher zu zwei bis drei Millionen Dollars an's Licht treten: der öffentliche Unterricht ist im Ganzen unabhängig von Regierung und von Korporationen; die höhern Schulen allein werden von 300,000 Schülern besucht. Mehr denn 1000 Zeitschriften, jede mit mehreren Tausenden von Lesern. Dagegen tritt eine andere Parthei auf, welche eine gänzliche Trennung des Staats von der Schule fordert. Weil der Staat sich eingemischt, sey bei den Eltern Liebe zur Bequemlichkeit entstanden. Sie übergeben der Regierung das Erziehungsgeschäft, weil sie es sich zugeeignet, es übernommen habe. Problematisch wird hingestellt: ob dem Staate überall ein Recht zur Einmischung zustehe, da die Natur selbst den Eltern die Pflicht der Erziehung heilig auferlegt, mithin ihnen das ausschließliche Recht ertheilt habe. Endlich wird an das herrschende Princip des Staates, an den Zwang, erinnert, wogegen die Erziehung auf Liebe ruhend, allein gedeihen und Früchte bringen könne. Der häuslichen Erziehung ist in Frankreich von jeher das Meiste überlassen worden; Mirabeau war gegen alle Institute für Volksbildung. — Dagegen will eine dritte Parthei, daß der

Staat für nichts eifriger sorgen und wirken soll, als für Kultur, Wissenschaft und Erziehung. Beständig wachsam, beständig thätig soll er den wissenschaftlichen Gang lenken; von ihm soll, gleichsam wie von einer unsichtbaren Gottheit, Alles zu einem Zwecke überschauet, geordnet werden.

Es ist überflüßig zu bemerken, daß alle diejenigen, welche zur Fahne dieser Parthei geschworen haben, die Menschen als unmündige Kinder ansehen, die nicht unterscheiden können, was ihnen nützlich, was schädlich ist, sondern die sich ganz passiv verhalten und abwarten müssen, was die väterliche Regierung für sie thun will. Die Ashantees sind auf einmal die völlig rohen Wilden nicht, verrathen vielmehr unerwartet etwas von der neuen Taktik des siebenjährigen Krieges, schlagen die Engländer, und die Ruhr und die Blattern sollen gegen sie ziehen. Aus der äussersten Spitze Europas, aus dem vergessenen eisumgürteten Lappland berichtet der neueste Reisende (Schubert) weitgediehene Kultur und Sittigung der untersten Volksklassen. Baare Räthsel, unauflösliche für jene Leute. Nach diesen drei Hauptpartheien muß noch einer vierten Erwähnung geschehen, welche verlangt, daß

bei den Bildungsinstituten die vorzüglichste Rücksicht auf den gemeinen Mann zu nehmen sey; daß der Staat nur Gelegenheit zur Bildung des Geistes verschaffe, nur Lehrer anstelle und für ein Auskommen derselben Sorge trage, alle nähern Bestimmungen dem bessern Wissen und Gewissen der Lehrer überlasse.

Es läßt sich nicht verkennen, daß Volksbildung, im engern Sinne, im Allgemeinen, wichtig, wohlthätig und nothwendig ist. Wir übersehen dabei nicht, daß weise Staatseinrichtungen zunächst die sittliche Erziehung der Erwachsenen zu übernehmen haben, daß den Vorurtheilen, den Lastern, der Unordnung der Gesellschaft durch die Gesetzgebung mehr und mehr gesteuert werden könne und müsse. Ist ein Volk arbeitsam, verständig, wohlhabend, alsdann finden sich die Mittel zur Jugenderziehung leicht, und diese ist ganz vorzüglich eine Folge der bescheidenen und verständigen Gewöhnung der Eltern. Bis zu diesem Ziele ist noch eine weite Strecke Weges zurückzulegen. Eine andere Gewöhnung, eine andere Erwartung ist größtentheils unterdessen eingetreten. Die unterste Klasse, mußte man sagen, fühlt das Bedürfniß des Unterrichts am wenigsten.

Hat ein Theil der arbeitenden Klassen — und diese machen neun zehntel des Volks aus — soviel, daß er dem Hunger nicht Preis gegeben ist, so hält er leicht alles andere für unnöthig und überflüssig; er begnügt sich mit der ausreichenden Nahrung. In eben diesen Klassen finden sich die Eltern, die ihre Kinder nicht allein erziehen können und dürfen. Wahr ist, daß Viele dieser Kinder in früher Jugend, wo der Unterricht allein zulässig ist, ihrer Eltern beraubt werden. Wer ganz vernachlässigt aufwächst, bleibt immer unfähig das Versäumte nachzuholen. Wahr ist, daß eine zweckmäßige, gute Erziehung die natürliche Tradition der Humanität ist, wozu Jeder die Bestimmung hat. Könnte die unterste Klasse völlig roh und vernachläßigt bleiben, so würde sie, je zahlreicher sie ist, desto gefährlicher der öffentlichen Sicherheit und Ruhe seyn *). Immer würde ein

---

*) Welch geringe Sorge dem Volksunterrichte die französische Regierung in den von Deutschland abgerissenen Provinzen zuwandte, ist bekannt. In gar vielen Dorfgemeinden wurden die vorhandenen angemessenen Schulhäuser veräussert, und dienten den

großer Theil aus dem Volke des Unterrichts entbehren, und gewiß muß der Staatsschatz, der es vermag, einen Theil der Kostenlast übernehmen, sowohl für die ärmern Gegenden beisteuren, als überhaupt günstige Verhältnisse einleiten. Für höhere Schulen dagegen Einkünfte ermitteln in kleinen Städten oder an Orten, wo kein eigentlicher Bür-

---

dringenden Bedürfnissen des Gemeindehaushalts. Der Organismus des Schulwesens war aufgehoben und die ständigen Schullehrer quiescirten gezwungen, nachher freiwillig. Nach Verlauf von wenigen Jahren zeigte es sich, daß die Liebe und Sorge der Eltern nichts weniger als ausgestorben war. Für den Winter wenigstens wurden überall Schullehrer gedingt; die ärmlichsten Hirtenhäuser, wahre Spelunken, ersetzten die Schulhäuser. Von Haus zu Haus wurde der Schulhalter, häufig dem Handwerke, dem Taglohne für die Zeit entzogen, gefüttert, und selbst die Dürftigsten zollten gern den kleinen Geldbeitrag. Die alten ständigen Schullehrer, an bessern Lohn gewöhnt, blieben in Unthätigkeit; aber es fand sich auch, daß ein dem Spiel, dem Trunk ꝛc. ergebener Lehrer, nach dem Willen der Wähler, g l e i c h i m n ä c h s t e n Win-

gerstand, vielmehr das ländliche Gewerbe im frühen Alter die Thätigkeit der Jugend anspricht, einiger wenigen Bemittelter halber oder in Rücksicht der Beamtensöhne die alten Sprachen lehren wollen, ist ungezweifelt soviel, als die Pferde hinter den Wagen spannen, überdieß ein verderbliches Spiel der Eitelkeit. Jene Institute aber, wie Frei- und

---

tersemester vacirte. Eine Vergleichung der Schreib- und Lesefähigen, nach Maßgabe der Zeit der alten und neuen Schulen, schlägt noch vielmehr zu Gunsten dieser aus. Wie die Zeit in den Rheinprovinzen vorwärts trieb, braucht nicht erwähnt zu werden. Wie die Ansprüche an die Schullehrer bei steigendem Wohlstande erhöhet, welche Anstalten bei daurender Ruhe in's Leben getreten seyn würden, läßt sich, da die neuen deutschen Regierungen wieder stark eingreifen, nicht mit Erfahrungsgründen unterstützen. Möge gegenwärtig nur, zumal da die Baarschaften so sehr schwinden, der Kostenaufwand möglichst gering seyn; denn die beste und kräftigste Unterstützung, so von den Regierungen für das Schulwesen namentlich auf dem Lande, ausgehen kann, besteht in der Vermeidung der Geldabnahme, soviel nur immer thunlich.

Sonntagsschulen, Schulen von geachteten Privatpersonen unternommen, sind freilich an vielen Orten ohne Mitwirkung der Regierungen entstanden, aber sie sind zu selten, wiewohl auch Früchte einer höhern Kultur und des Wohlstandes, und eben so sehr dafür sprechend, daß Volksunterricht seyn wird und seyn muß, als dafür, daß sich gar Manches bildet, wovon sich die Regierung nichts zueignen darf. Nicht wie jene Anstalten, welche die Erkenntniß des Menschenadels wie die Bekanntschaft mit dem Gange der Entwickelung stiftete, in denen der empfangene Unterricht den sonst ertheilten gewaltig überwiegt, entstanden die Schulen in unsern neuern Reichen. In der ältern Welt ließen Regenten und Philosophen, der Regel nach, Volk Volk seyn. Freilich wollte Platon, daß alle Bildung und Erziehung eine Staats-Erziehung- und Bildung seyn sollte, allein seine Lehren blieben theoretische Spekulationen *). Dafür war aber auch die Staatsverfassung der Alten meistens der Art, daß das Volk, durch das Ganze in lebendige Gegenseitigkeit gezogen, nicht ohne Theilnahme an dem bleiben

---

*) Vergl. Plat. de republica an vielen Stellen.

konnte, was in den obern Regionen und von den Weisen an Bildung gewonnen, an Ideen und Aufklärung gefördert ward. Doch noch während der Dauer des Alterthums fühlte man das Bedürfniß eigentlicher Schulen und öffentlicher Bildungsinstitute. Die Ptolomäer in Aegypten geben desfalls löbliches Beispiel, und unter den Römern waren Vespasian, Hadrian und mehrere andere Kaiser für Einrichtung eines Schulwesens thätig. In der christlichen Folgezeit wurden zuerst von den Domstiftern und Klöstern, später von den Magistraten der Städte und den Fürsten Schulen angelegt; noch später wirkte die Nachahmungssucht, dann Eitelkeit und Ehrgeiz und zuletzt Gewinnsucht. Es mußte aber überall schon eine hellere und bessere Zeit mit Wohlstand eingetreten seyn, man mußte das Bedürfniß der Schulanstalten in großen Kreisen tief gefühlt haben, als man daran ging sie zu errichten. In allen damals aufkommenden Schulen mußte der Geist herrschen, welcher in den Klöstern und Stiftern selbst wirkte. Das ganze Schulwesen gerieth in Abhängigkeit von dem Stande der Geistlichkeit. Bei Anlegung von neuen Instituten nahm man die ältern

zum Modell, und der alte Geist lebte und webte in ihnen, da man den Geist der Zeit nicht auffassen konnte. Die hier angestellten und besoldeten Lehrer hatten einen Wirkungskreis, der ihnen genau vorgeschrieben war; und da die Geistesbedürfnisse nicht immer dieselbe bleiben, da keine Weisheit die Entstehung neuer Bedürfnisse voraussehen kann; so gab es, mit geringen Ausnahmen, beständig Nachfragen im Publikum, die die Schule nicht befriedigen konnte. Das Vervollkommnen, das Verbessern schloß ein Hinzufügen und ein Hinwegräumen in sich. Das Eine war in der Ausführung so schwer als das Andere; das Interesse sprach so laut als auf der andern Seite die Gewohnheit wirkte. Gelehrte Barbareien wurden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und manche Schule ward zu einer Leiche, die jährlich große Kapitale wegfraß und Gutes verhinderte.

Es ist gewiß die höchste Absicht der Natur, daß alle Anlagen, welche im Menschengeschlechte liegen, aller Grade und im Laufe von Jahrtausenden entwickelt werden; aber die Menschheit hat sich in uns noch nicht so weit ausgebildet, und vielleicht stehen wir noch auf der Stufe der halben Menschheit;

doch trostlos ist die Aussicht nicht, weil das Ziel so ferne liegt. Das Reich der Zwecke hebt auf dieser Erde an; sie ist ein Theil eines andern Gebiets; die Tugend muß auch hienieden ihre unzerstörbaren, ewigen Wirkungen haben. Und doch wollen wir von Regierungen, auf der dem Menschengeschlechte vorgezeichneten Laufbahn, nicht Mittel, sondern Zwecke, ja Ziele aufgesteckt erblicken, da doch der Staat selbst, wie alle Menscheninstitute bloße Mittel sind. So seufzen wir z. B. über die Menge unbrauchbarer Lehrer, die von Regierungen angestellt werden, wir tadeln mit Recht manche der Arten, die Lehrer zu wählen: aber sollten wir nicht endlich begreifen, daß, wenige Fälle abgerechnet, die Wahl hier vorzüglich ein Spiel bleiben muß, für welche Art zu wählen, zu welcher Vorsicht man sich auch bestimmen mag! Fast allgemein ertönt die Klage, daß allenthalben verhältnißmäßig zuviel für die Bildung der höhern Stände, die sich viel besser selbst helfen können, und zu wenig für die Bildung des Volks geschehe. Und doch liegt diese nicht zu leugnende Partheilichkeit wieder in der Natur des Menschen. Die ganz unverkennbaren Fortschritte aller europäischen Völker in der Kultur

finden nirgends ihren zureichenden Grund, stehen als ein großes Räthsel da. Denn troz jenem unleugbaren Fortschreiten, haben diejenigen Schriftsteller, die Alles von den Regierungen erwarten, nie aufgehört zu klagen; ja man hat es gradezu ausgesprochen, daß von oben herab bisher gar wenig geschah, und oft das Gegentheil von dem, was hätte geschehen können und sollen; auch soll — und darin mag man Recht haben — in manchem Lande im Fache der Wissenschaften viel Vorzügliches geleistet seyn, welches keineswegs durch die Regierung, wohl aber gegen den Geist derselben geschah. Ist wohl durch die ewigen Klagen, durch die unablässigen Vorschläge der vermeintlichen Reformatoren auch nur in etwas verhindert worden, daß nicht weiter den rohesten, unwissensten und verdorbensten Subjekten der Unterricht der Jugend überlassen wurde, daß man nicht ferner, wie noch vor vierzig Jahren Beispiele waren, das Amt eines Schulmeisters und eines Kuhhirten in einer Person vereinigt seyn ließ — es waren alle die vorgenommenen Verbesserungen Folgen des lebhaft gefühlten Bedürfnisses, so wie des bessern Geistes, der mit der wieder hellern Zeit rege geworden war. Seit-

dem hat das Vieleingreifen, Vielvorschreiben (häufig eine Thatkraft ohne Zweck und Ziel) immer mehr das Uebergewicht gewonnen, und das was Werk der Natur war — wir nennen es nicht Werk des Lebens, der Welt und der häuslichen Erziehung — hat man frecher Weise für Folge der weisen menschlichen Vorkehrungen ausgegeben. Man vergaß und vergißt noch so oft, daß selbst der Staat und seine Anordnungen in jeder Zeit mehr oder minder Produkt des gesetzlich-organischen Ganges der Natur ist, welche sich in der Menschengeschichte wiederholte. Nur insoweit, als jede Zeit, jedes Volk und jedes Individuum in dieses organische Getriebe paßt und passen kann, werden sie wirklich und gedeihen sie. Alles willkührliche Vorgreifen wird an dem ewigen Gesetze nothwendiger Ordnung zu Schanden. In auffallenden Beispielen zeigt die Geschichte, wie oft höhere Bildung und selbst Aufstreben des Volks zu edlerer Kultur nicht nur positives Mit- und Einwirken der Regenten, sondern oft sogar aus dem Zustande feindseliger Entzweiung in der Politik, wo fast gänzliche Auflösung die wirklichen Regierungen bedrohete, empor blühete. Man blicke auf Italien im 13ten und 14ten

Jahrhundert. Entsprang nicht in und aus dem zerstörenden Kampfe der Gulfen und Ghibellinen eine gedeihliche Kraftanstrengung des nördlichen Theils dieses Landes für Wissenschaft und Kunst und höhere Lebensanwendung? In dem Gefühle der ursprünglichen und vielfach angeregten innern Lebensfülle durchbrach das Volk die Schranken der geistlichen und weltlichen Tyrannei, drang es empor zu freier Thätigkeit, zu selbstständiger Entfaltung seiner Kräfte, zu allseitiger Veredlung seines Lebens. Handel, Industrie, die meisten Zweige des Wissens und der Kunst gediehen in erfreulicher Entwickelung.

Kehren wir den Fall um, für den wir uns entscheiden müssen, nehmen wir an, daß Alles von oben herab zu erwarten sey; so schicken wir der Regierung ein Werk zu, das aller Menschen Macht und Weisheit unendlich übersteigt, das geradezu wider den Willen der Natur ist. Einmal sind wir noch gar nicht einig über das, was allen und über das, was den einzelnen Klassen von Lehrlingen Noth thut; dann streiten wir noch über die Gegenstände des Unterrichts wie über die Methode. Selbst diejenige, welche darüber einig sind, daß weder das Erkenntniß-, noch Gefühls- und Begehrungs-

vermögen ausschließend, oder eins auf Kosten des andern gebildet werden solle, schlagen ganz verschiedene Mittel und Wege vor. Lange Zeit hindurch, von Platon und Aristoteles bis auf Kant, blieb das weibliche Geschlecht in den Unterrichtstheorien fast ganz oder doch über die Gebühr vernachlässigt *). Im Klaren und Reinen ist man

*) Doch giebt es in dieser Hinsicht einige nicht unbedeutende Ausnahmen. *Es mag hier genügen*, nur einige treffliche Werke über Erziehung des weiblichen Geschlechts anzuführen. Der tief-fromme Fenelon schrieb vor länger denn einem Jahrhundert seine bemerkenswerthe Schrift: de l'éducation des filles, worin er die religiös-fromme Beschaulichkeit zur Grundlage der Erziehung macht, und im XIX. Jahrhundert erhielt die deutsch-pädagogische Literatur durch J. P. Fr. Richters Levana ein Denkmal geistreichster Behandlung der Erziehung überhaupt und der weiblichen im besondern (im II. Bändchen). Bemerkenswerth ist in dieser letztern Hinsicht auch noch außer mehreren Andern Suabedissen, über den Unterschied in der Erziehung der Knaben und Mädchen. Lübeck 1808. E. M. Arndt, Briefe an Psychidion, oder über weibliche Erziehung. Altona 1819.

bei weitem noch nicht; nur hat man, weil das Publikum des endlosen Experimentirens müde wurde, in neuerer Zeit aufgehört, neue Systeme vorzuschlagen. Und wirklich sahen wir Vorschläge, gegen die Kopf und Zeit und Herz sich gleich stark empörten. Erziehungsmethoden und Unterrichsmethoden, die eine oft geradezu der andern entgegengesetzt, wurden von Politikern und Pädagogen gleich eifrig empfohlen und gleich eifrig verdammt. Der Wechsel war in den drei letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts so groß, wie der im Reiche der Moden, ja, das Kreuz der Methode im Unterricht und Erziehung war selbst zur Mode geworden. Was hätte werden müssen, wäre jedes der vorgeschlagenen Systeme, jede dieser Methoden von oben herab eingeführt worden! Schon schädlich und unheilbringend genug waren die größern Uebergänge, die die Zeit herbeiführte, die aber der Unverstand gar häufig zu plötzlich machte und wobei man viel zu weit ging. Die mönchische Erziehung, bei der der militärische Ernst und die immer rege Aufsicht ein maschinenartiges Treiben hervorbrachte, wurde so verhaßt, und der Schrecken vor derselben so groß, daß man die andere Seite des Abgrundes berührte; man

bildete Affen der Convenienz wie der Gelehrsamkeit. Es war ein Stoßen, Rütteln und Manipuliren jeder Art sowohl im Unterrichte, als in der sogenannten physischen Erziehung, daß das jugendliche Leben gleichfalls aus dem freien Naturspiele gerissen wurde. Gott sey Dank, von beiden Seiten sind die tollsten Uebertreibungen aller Grade verschwunden, weil man noch etwas Gehör für die Mahnungen der Natur hatte, und weil die Folgen der gethanen Mißgriffe allmählig sichtbar wurden. Einstimmen müssen wir aber in die begründete Klage, daß für die höhern Stände, denen die Mittel der Bildung so ganz zu Gebote stehen, wohl die harmonische Ausbildung aller intellectuellen und moralischen Anlagen und Fähigkeiten als Ideal entdeckt und dargestellt ist, daß aber durch Angabe der Mittel zum Zwecke, durch die Ausführung selbst, besonders wenn recht systematisch zu Werke gegangen wird, die Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls verloren geht. Gewöhnlich läuft Alles auf Vielwissen, Brauchbarkeit und Emporkommen hinaus. Wo man weniger hohe Absichten hat, kommt man durch ein unglückliches Dressiren zu demselben Ziele. Was den Menschen zu seiner

zeitlichen und ewigen Bestimmung, zu seiner wahren geistigen Würde leite, was in den Unterricht gehöre, ob das klassische Alterthum der Mittelpunkt bleiben müsse, oder ob auch andere und welche Bildungsmittel aufzunehmen seyen, lauter Fragen, die bei weitem noch nicht genügend beantwortet sind, ja es läßt sich sagen, daß man erst angefangen hat, das hohe Interesse solcher Fragen mehr und mehr zu begreifen. Unterdessen ist aber der wissenschaftliche Geist, das ganze Verhältniß der Wissenschaft zum Leben wieder anders geworden. Wer sollte bei dieser Unentschiedenheit der Principe, bei solchem Zwiespalt in Bestrebung und Leitung, nicht geneigt werden mit Vater Göthe dem glücklichen Mittelstande,

> « — der stilleren Wohnung
> Wo sich nach der Natur menschlich der Mensch noch erzieht,»

ein Loblied zu singen? Denn hier bilden sich genügsame Mitglieder der Rechtschaffenheit, die das Hauswesen und dadurch den Staat erhalten, wenn dieser den Weg nicht völlig verfehlt. — Wie vermöchte der beste Lehrer Gewissen und Herz zu ersetzen, das sich in jedem Menschen findet, und aus der natürlichen Umgebung die schönste Nahrung zieht!

Es ist sicher eine nicht in Zweifel zu ziehende Wahrheit, daß die Deutschen ganz vorzüglich ein gelehrtes Volk bilden, und daß dieselben mehr als jedes andere Volk mit Schulen, hohen und niedern, bis zum geringsten Dörfchen hinab, versorgt sind, und daß sie aus denselben recht viel holten und auf sie halten; aber dessen ungeachtet gibt es bei uns so manches Licht, das hell leuchtete und das die Schule nicht anzündete. Und, genau betrachtet, waren und sind nicht eben diese unzähligen Anstalten der Bildung in unserm Volke, ungeachtet das europäische Unterrichtswesen sich einmal so gestalten mußte, nicht größtentheils natürliche Produkte des nationalen Selbststrebens und Selbstentwickelns? Regenten und ihre Ministerien des Kultus — sie haben, wo sie nichts verdarben oder verderben wollten, doch nur der nationalen Selbstthätigkeit nachgeholfen und ihren Winken sich gefügt. Große Ernten wurden auch hier in Wissenschaften und Künsten gehalten, von denen sich die Sorge der Regierung nichts zueignen kann. Von England dürfen wir, in Beziehung auf die höhern Stände, mit Bestimmtheit behaupten, daß die dort vorhandene hohe Bildung nicht der Schule, sondern den

großen Wirkungen der Staatseinrichtungen zuzuschreiben ist. Eine Vergleichung der dortigen Bildungsstufe mit der diesseitigen ist so unthunlich als unnöthig; werfen wir aber einen Blick auf die Früchte, so finden wir dort, daß Gleichgiltigkeit jeder Art etwas sehr Verhaßtes ist, daß sich dabei eine große Selbstständigkeit äussert, daß Jeder nur seiner eignen Ueberzeugung folgt, daß Sinn und Charakter etwas Erhabenes sind, worauf die Mode niemals Einfluß haben darf. Freilich mag die Bildung des eigentlich Menschlichen dort bei weitem nicht so allseitig und umfassend den Schooß des ganzen Volks durchdrungen haben, als dieses bei uns der Fall ist, wie unpartheiische Fremde selbst jetzt immer lauter und unbefangener bekennen. Möchten, dieses erwägend, die neu- und altmodischen unbedingten Bewunderer Englands, doch endlich zur Einsicht kommen, daß, wie in so vieler Hinsicht, so auch in Betreff der wahren Volksbildung Deutschland frei sein Haupt erheben darf. Was von einer bekannten Anklage: «die Vielheit und Allheit der deutschen Nation sey wie ein breiter seichter Strom, der nirgends ein Bett mehr finden könne; unser Elend sey, daß wir Alles wollen und

versuchen» in Beziehung auf Bildung zu halten sey, wird der weise Beobachter und ruhige Denker, sich leicht selbst sagen können.

Wollte man nun auch, um auf unser Thema noch einmal zurückzukommen, der Regierung das eigentliche Geschäft der Volksbildung übertragen; so würden die Mittel zur Ausführung eines solchen Werks nimmermehr zulangen; weder die Fonds noch die Menschen würden hinreichen *). Oder

*) «Die geringste Steuererleichterung vermehrt die Zahl der Schreib- und Leseverständigen im Staate stärker, als eine Legion von Schulmeistern. Ein Grad von Wohlstand beim Landmanne mehr wird die Zahl der Erdprodukte und den gesunden Menschenverstand höher steigern, als alle Landwirthschaftsgesellschaften und alle Professoren der Logik von Europa» sagt de Tracy im Kommentar über Montesquieu's Geist der Gesetze, bearbeitet von C. E. Morstadt 2ter Band S. 280. Sehr überflüssig würde es erscheinen müssen, dem erleuchteten Kommentator, dessen Werk, trotz dem des Montesquieu selbst, mit dem allgemeinsten, ausgezeichnetsten Beifalle längst aufgenommen ist, eine erläuternde Anmerkung hier beizufügen. Wer den obigen Ausspruch auf Rechnung von Paradoxienjagd setzen würde, bei

wäre etwa das Werk nicht so ganz ungeheuer groß, vorausgesetzt, daß man wähnte kein leeres Stroh zu dreschen? Mit Leitung des Schulunterrichts, der nun größtentheils, wie die Sachen stehen, in den Händen der Regierung ist, wäre wenig geschehen: der Staat müßte die Oberaufsicht über die häusliche Erziehung zu führen versuchen. Untersuchen müßte er zuförderst, ob die Eltern ihre Kinder erziehen wollen oder können, wo Prüfungen der Eltern, der Kinder und der Gehilfen vorzunehmen wären. Wo das Wollen und Können fehlen oder nur zweifelhaft seyn würde, müßten unabweichlich Institute die Kinder aufnehmen. Diese Institute müßten unter Kontrolle gehalten, häufig reformirt werden, weil sie leicht aufhören könnten, dem Zwecke und Willen der Regierung zu entsprechen. Dem Eigennutze der Lehrer müßte gesteuert, gleichgiltige und saumselige Amtsführung gestraft werden. Auch dem vermögenden Theile des Publikums müßte das Halten von Privatlehrern untersagt und die öffentlichen Anstalten angewiesen werden; kurz die er-

---

dem wären tägliche Erfahrungen wie die der Geschichte spurlos vorübergegangen.

staunliche Wachsamkeit, die ewigen strengen Prüfungen, die nie abreißenden Anordnungen, Aenderungen, Verbesserungen, welche mit Nothwendigkeit im großen Werke lägen, würden ein Marionettenvolk ohne Sinn und Geist voraussetzen. Ein solches Volk in Europa aber nur voraussetzen, hieße sich eines Frevels schuldig machen und das so greller, als keine Nation sich mehr sondern und gegen den Geist des Prüfens und Forschens versperren kann, als Menschen, Stände, Völker sich gegenseitig bilden und erziehen.

Hoffen wir Manches von aufgeklärten guten Fürsten und Regierungen, aber nur im Sinne echter, d. h. natürlich begründeter Kultur und Civilisation. Auch hier führt, wie überall, einseitige Willkühr, übel motivirtes positives Meistern, Anordnen und Befehlen zur Barbarei. Man mache vielmehr in treuer Priesterschaft am heiligen Heerde der Natur und Geschichte, belausche mit unbefangenem Sinne, wie die Flamme des Lebens in beiden sich entzündet und an ihnen sich nährt, man helfe mit geweiheter, scheuer Hand die Flamme schüren, damit sie ja nicht durch unheilige Frechheit oder Nachläßigkeit ersticke und verlösche. — Gern

verweisen wir zum Schlusse unsres Aufsatzes auf die schönen Worte hin, welche Arndt in seinen Fragmenten über Menschenbildung niedergeschrieben:

Wie schön bist du, einfältige Natur!
Wie wohnt sich's lieb in Deinen Hütten!
Du lehrest still durch stille Sitten,
Dein einz'ger Schwätzer ist das Vöglein auf der Flur;
Die Ameis' und die Biene sind die Lehrer,
Die Spieler sind der Busch, der Bach, der Blumenwind;
Der Wasserfall — süß horchend lauscht als Hörer,
Mit zarter Brust das unschuldvolle Kind.
Hierher! ihr, die in Folianten
Uns, wie wir Menschen werden, lehrt!
Wo man den großen Unbekannten
In einem stillen Seufzer ehrt,
Wo nur der fromme Blick für fromme Unschuld betet,
Und sie der Erde dann, dem Himmel übergiebt:
Hierher! und wenn ihr hier nicht auch bescheiden tretet,
So kennt ihr Menschen nicht, und habt sie nie geliebt.

Der Staat
und
die Staatslehre.

„Wo Licht und Wärme, da ist Leben.“

J. v. Müller.

Es gibt Epochen im Leben der Völker, welche man als entscheidende betrachten kann, als Krisen des Uebergangs aus einem mehr oder minder gewohnten und veralteten Zustande zu einem neuen oder merklich veränderten. Nichts ist natürlicher, als daß sich in den dann herrschend werdenden Stimmungen, die etwaigen Lebenskräfte bedeutsamer regen, gegeneinander treten, Verbindung schließen, überhaupt sich vielfach kämpfend und ausgleichend versuchen.

Die Menschen sind im Denken und Handeln der Regel nach, Freunde der Gewohnheit. Wie diese

die Richtung bestimmt, pflegt man den Weg zu nehmen. Was Wunder, wenn oft lange Zeiten hindurch das Reich der Gedanken und Bestrebungen ruhig und feststehend erscheint, wie das Leben des Volks selbst? wenn nur die Gewalt eines unvermutheten Einbruchs in den alten gewohnten Gang das unbesorgte Vorstellen aus dem tief gefahrenen Gleise wirft? —

Alle plötzliche Veränderung bewirkt zunächst einen Zustand der Verwirrung. Wen der Zauber aus seiner stillen Hütte in die Wohnung königlicher Pracht urschnell versetzt, der weiß zunächst nicht, wie ihm geschieht; er muß sich erst finden in der Welt seiner neuen Umgebung; sein Bewußtsein war entwickelt an der *einfachen* Reihe sinnlicher Gegenständlichkeit; Vorstellungen ringen in ihm mit Vorstellungen, bis sich gemach wiederum *eine* festgestaltet, erhebt und durch ihre Kraft die übrigen bestimmt und beherrscht.

Gleiches ereignet sich, wenn eines Volks langgewohnter *politischer* Zustand plötzlich angeregt wird, und nun all die stillgebildeten Vorstellungen, Gefühle, Bestrebungen eine neue Richtung nehmen, auf derselben andern begegnen, welche, der Zeit

gleichsam voreilend, bereits früher den alten Weg verlassen hatten und eine gewisse Stärke und Selbstständigkeit gewonnen haben. Da verliert die Meinung ihr Gleichgewicht, sie fällt in ein unbestimmtes Schwanken, zergeht in verschiedene Seiten; überall erheben sich Stimmen, viele neue Wege werden eingeschlagen und wieder verlassen, Kampf und Versöhnung wechseln oft in unglaublicher Schnelle, und es sind nicht allein die leichten Schwimmer, die der sturmbewegte Strom fortreißt, auch der kräftige, besonnene Mann mag sich schwer halten oder auch nur einen Festpunkt gewinnen, von welchem aus er sich orientirt und das Spiel des jungen Lebens vorüberziehen läßt.

Die französische Revolution (von ihr datirt sich, was man hier und da sich auch wehren möge, eine neue Zeit in der Politik der Völker) die französische Revolution war für die Welt eine solche Erscheinung, welche zwar mit vorbereiteter, aber doch unerwarteter Gewalt in das gewohnte Getriebe greifend, den größten Theil der Zeitgenossen ausser Fassung setzte. Alle bisherige eingebildete historisch-politische Weisheit ward durch sie verhöhnt, weil diese Weishrit sich wirklich ausserhalb der Geschichte,

und der Geschichte fremd, gestaltet hatte; mit jedem Tage ward ihr Gang schneller, zerstörender, kritischer; mit jedem Schritte vorwärts entwickelte sie Erscheinungen, über deren Möglichkeit und Natur die von kluger Erfahrung verlassene Tagesvernunft sich vergebens Erklärung und Aufschluß suchte. Aber auch selbst die Geschichte bot, das Ereigniß in seiner ganzen Konkretion und Besonderheit betrachtet, keine Analogie; nur der unbefangene, schärfere Blick drang in die innern Beziehungen, welche das auffallende Phänomen an seine wirkliche historische Begründung knüpften. Mit Recht sagt in dieser Hinsicht ein geistreicher Geschichtschreiber und Politiker unserer Nation: «Auch mußte die Geschichte sich selbst gestehen, daß sie in allen ihren Annalen kein Beispiel von einer Revolution fand, zu welcher die Vernunft durch Resultate ihre Spekulation, wie zu dieser das Feldgeschrei gegeben hatte. Für Götter, die man nicht kannte, für alte Rechte, deren Urkunden fast vermodert, und die selbst mehr eine Bürde für das bürgerliche Leben als eine Wohlthat waren, für die Sehnsucht nach einem gewissen Grade von innerer Freiheit, oder für Nationalunabhängigkeit hatte sich das Geschlecht der

Sterblichen oft in den dampfenden Abgrund der Revolution gestürzt: aber zum ersten Male geschah es jetzt für Meinungen, die als ewige Wahrheiten der reinen Vernunft ausgegeben wurden.» *) Die französische Revolution war gleichsam ein politisches Gedicht, während die frühere Revolution in England, so wie andere reformirende Erscheinungen, z. B. der siebenjährige Krieg, baare Wirklichkeit enthielten. Alles ist in ihr gleichsam verkehrte Idealität, und dabei doch alles auch scharf geprägte Charakteristik.

Diese Revolution, bestimmt, fast der ganzen europäisch-civilisirten Menschheit eine neue Richtung zu geben und besonders das politische Leben umzugestalten, mußte, ihrer Natur nach, den bisherigen Schlummer lösen und in vieler Hinsicht ein plötzliches Erwachen zur Folge haben. Daher die Unberathenheit und Verwirrung Dieser, die verwegene Kühnheit Jener; daher das Halten der Einen an den alten, so schmerzlich gestörten Träumen, das schonungslose Vernichten und leichfertige Aufbauen

*) K. L. v. Woltmann, Geschichte und Politik Bd. 1. S. 3.

der Andern; daher endlich das vielfache Interesse an den Staatsangelegenheiten überhaupt, die mancherlei Versuche der Aufstellung neuer politischer Formen im Praktischen wie Theoretischen, die oft wiederholte öffentliche Sprache und Polemik über denselben Gegenstand, der noch immer unerschöpft vorliegt.

Und in der That gibt es in dem gesammten Gebiete menschlicher Angelegenheiten keine, welche nach Umfang, Wichtigkeit und innerer Verschlingung ihrer mannigfachen Beziehungen derjenigen gleichzustellen wäre, welche sich uns in dem Staate darbietet. Alle andere Interessen umfaßt er, alle humanen Bestrebungen, die höchsten wie die niedrigsten, können nur in seinem Schooße gedeihlich keimen, wachsen und reifen, und sich wiederum gegenseitig neu befruchten. Abgesehen vorläufig von dem Werthe und Unwerthe des griechischen Staatswesens, in Vergleich mit dem der neuern Zeit, ist zunächst nicht zu leugnen, daß bei dem erwähnten Volke der Staat nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch (z. B. von Platon und Aristoteles) als die erste und nothwendigste Bedingung der Humanität gesetzt, und demgemäß auch

als die wichtigste Aufgabe des menschlichen Denkens und Strebens aufgestellt wurde *).

Es ist nun Vieles hin- und her geredet worden darüber, wer im Kreise politischer Fragen mitstimmen oder auch entscheidend abstimmen soll, ob der bloße Staatsmann, oder der philosophische Denker, ob der Empiriker, oder der Theoretiker? Zunächst ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß viele Unberufene viel Erträumtes, oft Absurdes in dieser Angelegenheit mitgesprochen haben und mitsprechen; aber in welcher Angelegenheit, die das Menschliche etwas näher berührt, geschah und geschieht dieses nicht?

---

*) Es bedarf hier vielleicht zur Vermeidung eines gewöhnlichen Mißverstandes hinsichtlich des vorgeblichen hohen politischen Standpunktes der Alten der vorgängigen Bemerkung, daß, so richtig und für die Humanität von Bedeutung die hohe Meinung derselben von dem Staatsleben auch seyn mochte, sie dennoch auf der andern Seite das politische und sittliche Leben zu sehr amalgamirten, wovon natürliche Folge die Hemmung der Bildung eines allgemeinen sittlich-menschlichen Verhältnisses der Bürger und ihrer Privatpersönlichkeit seyn mußte.

Der selbstständige Beobachter, der denkende Forscher läßt sich durch eitel Gerede nicht mehr stören, als jener bekannte Mathematiker des Alterthums durch das laute, ihn umgebende Kriegsgetümmel der seine Vaterstadt stürmenden Feinde in der ruhigen Zeichnung seiner Zirkel sich irren ließ.

Was aber den Gegensatz zwischen dem Staatsmanne und Philosophen angeht; so kann die Antwort für keinen von beiden ausschließlich entscheiden, wofern sie selbst aus richtigen Prämissen hervorgeht. Ueberall in den menschlichen Dingen muß, wenn sie gedeihen sollen, Theilung der Arbeit statt finden, auf daß sich die einzelnen Seiten vollständig herausbilden, und so das Ganze selbst durch ihr nachfolgendes Zusammenfassen wohlgestaltet und in seiner Einheitlichkeit kräftig hervortrete. Dasselbe findet bei wissenschaftlichen und theoretisch-praktischen Aufgaben statt, zu welchen letztern vorzugsweise die Politik oder Staatskunde zu rechnen seyn dürfte. Möge daher zum Heil des hochwichtigen Gegenstandes der erleuchtete, scharfblikkende, welt- und menschenkundige Staatsmann seine gereiften Ansichten anwenden und zum Behuf möglicher Beurtheilung und weiterer Entwickelung der

öffentlichen Meinung mittheilen; möge der Philosoph aus der Tiefe der Vernunft und einer allgemeinern Weltanschauung das Ideal der Staaten zu entwickeln und sein Resultat in einem «Sollen» bescheiden aussprechen *); mögen endlich die Resul-

*) Neuerlich hat ein Philosoph (Hegel in Berlin) in seiner Philosophie des Rechts behauptet, daß die Philosophie und mithin auch die Philosophen, es mit einem Sollen in keinerlei Hinsicht zu thun hätten, in specie auch nicht in Bezug auf den Staat. Ihnen komme nichts zu, als das, was ist zu begreifen; denn alles was ist, sey das Vernünftige und alles Vernünftige sey. Den Staatsmännern wird dabei gelegenheitlich ein kleines Weihrauchopfer gebracht, wogegen billiger Weise nichts zu erinnern seyn würde, wenn sich in den Duft nur nicht die graue Wolke eines wegwerfenden, auf jeden Fall, in der Art wie er ausgesprochen ist, unziemlichen und wahrhaft unphilosophischen Tadels mischte. Wir überlassen indeß dem unleugbar scharfsinnigen Urheber, obiger, nicht gradezu verwerflichen Vernünftigkeitslehre, ihre weitere Begründung, Bewahrheitung und Vertheidigung, in der Ueberzeugung; daß des Unvernünftigen leider noch zu viel ist und es daher bei der Gebrechlichkeit

tate beiderseitigen Bemühens sich nähern, sich ergänzen, wechselweise sich an einander bewähren oder doch verbessern. Das Erwünschteste dürfte indeß wohl immer seyn, daß die platonische, oft mit Unrecht und aus bloßem Unverstande bespöttelte Forderung sich verwirklichen ließe, die nämlich, daß der Staatsmann und vollendete Philosoph sich in einer Person vereinigen, als aus welcher Vereinigung allein die göttliche Kunst der Staatsführung entspringe, deren Musterbild im Himmel, also in Gott selbst, wohl ruhen möge *).

Ob endlich der Empiriker, oder der Theoretiker über das eigentliche Wesen des Staats vorzugsweise stimmen und entscheiden solle? Diese Frage fällt mit der vorhergehenden so ziemlich zusammen, und hat sonach ihre Antwort bereits erhalten. Außerdem ist oben in der allgemeinen Einleitung über das wahre Verhältniß zwischen Theorie und Praxis das

---

und Unvollkommenheit menschlich irdischer Dinge fortwährend nöthig seyn wird, daß eine besonnene tiefgreifende und dabei bescheidene Philosophie das «Sollen» motivire und recht ernstlich ausspreche.

*) Plat. de rep. V. p. 52. und IX. p. 276. ed. Bip.

Erforderliche angedeutet worden, worauf sich zu beziehen, hier genügen möge *).

Wenden wir nun unsern Blick zunächst auf unser deutsches Vaterland; so werden wir finden, daß jene allgemeine Anregung des politischen Lebens und unmittelbar damit auch des auf das Politische sich richtenden Denkens und Redens hier sich gleicher Weise vielfach bemerklich macht, nur in eigenthümlicher Gestalt, wie's der nationale und geschichtliche Charakter gerade dieses Volks mit sich bringt.

Von Natur einsichtig, bedachtsam und vielseitig in seinen Bestrebungen, dabei aufgelegt für Anerkennung des Rechts, des Guten und des Wahren, ergeben in Liebe und bescheiden in der Selbstwürdigung, haftend an alter Sitte und langsam in Ent-

---

*) Ueber diesen Gegenstand hat Cicero in der Einleitung zu seinem Werke de repub. geredet, wiewohl bloß aus dem Gesichtspunkte der Staatsverwaltung. (de rep. l. I. c. 2 — 9. In dieser Hinsicht möchte wohl bedingter Weise eher für den geübten Empiriker als gegen den bloßen (gelehrten) Theoretiker entschieden werden müssen. — Vergl. die Schrift Zachariä's zu Cicero's respub. S. 44 ff.

schließung und That, weil kein Leichtsinn ihm die Furcht vor Reue nimmt, hat es seit Jahrhunderten sich zu einer politisch-äußerlichen Vielgestaltigkeit entwickelt, welche auf den ersten Blick als eine kopflose Mißgeburt erscheinen muß. Staaten, oft noch nicht so groß wie mittelmäßige Städte, treten selbstständig neben einander, verwickeln sich in einander, verfolgen ihre besondern Interessen, hemmen die der übrigen und beschränken die freie Durchdringung der Kräfte und gegenseitigen Bestrebungen *).

Das Kleine umgibt sich mit kleinlichen Beziehungen: der Mensch mit seinem Fühlen, seinen Ansichten und Bestrebungen wird immer mehr oder weniger von den Verhältnissen bestimmt, unter denen er sich entwickelt. Er tritt kühn, großartig und vielgewandt, oder behutsam, kleinlich und ungeübt auf, je nachdem jene ihn so oder anders bedingen.

---

*) Wir fühlen uns übrigens keineswegs geneigt die vielfachen guten und für die Nation wie für die ganze Menschheit wohlthätigen Wirkungen zu übersehen, welche auf einer andern Seite aus jener Vielgestaltung deutschen Lebens und jener politischen Zerstückelung entsprungen sind.

In Deuschland herrscht daher bei viel innerer Tüchtigkeit und wahrhaft humaner Trefflichkeit dennoch in Beziehung auf äusseres Leben, meistens Kleinlichkeit, Spaltung, und oft Ungelenkheit in Ansicht, wie in Sitte und Gewohnheit. Nirgends tritt aber diese Schattenseite, wenigstens in vielen Beziehungen auffallender hervor als in den politischen Angelegenheiten. Selten konnte es in dieser Rücksicht unsere Nation auf die Dauer, sowohl nach innen als nach außen, zu einer gediegenen Großartigkeit bringen.

Abgesehen von andern Beziehungen, hat diese politische Stimmung und Lage Deutschlands sich auf eigenthümliche Weise in der betreffenden Literatur kund gegeben. Daher erklärt sich zunächst die späte Entwickelung derselben. Längst hatte Italien *), dann Frankreich und England ihre gefeierten Namen und weitberühmten Werke in diesem

*) Nur an Machiavelli und an den spätern G. B. Vico erinnern wir. Letzterer (von Göthe in frische Erinnerung gebracht) zeichnet sich besonders durch die Kühnheit seiner philosophischen Ideen aus, während im Ersten der durch Gelehrsamkeit und Erfahrung gebildete Geist des Staatsmanns glänzend hervortritt.

Gebiete, als die Deutschen, zum Theil von den Ausländern angeregt, sich langsam anzuschließen begannen. Zwar entwickelte sich nun auch diese Seite bei uns reichhaltig und mannigfaltig, jedoch im Vergleich mit den genannten Nationen wiederum in ganz eigenthümlicher Form. Das Gepräge der Kleinstädterei, der Mangel großartiger Auffassung, — überblickender Weltanschauung und Weltbildung, gefälligleichter Combination und Entwickelung der Materien machen sich sehr bald bemerkbar. Hinzu kommt nun noch der bekannte deutsche Ernst und Tiefsinn, welcher Alles bis auf seinen Grund verfolgen will und darüber so leicht die Gegenwart sammt ihren Forderungen und Beziehungen vergißt. Die Metaphysik mischte sich auch hier mehr als billig ein, und hielt den Gang der Betrachtung über Gebühr auf; die Theorie sonderte sich zu oft von der Praxis, die Speculation von der Erfahrung, wodurch sehr bald bei den ausserordentlichen Fortschritten der Bewegungen in der politischen Wirklichkeit das Gewirr der Meinungen und Ansichten in's Unendliche wachsen mußte *). Wie gelassen

*) Es soll damit keineswegs gesagt seyn, als habe unsere politische Literatur nichts Klassisches aufzu-

indeß der Deutsche bei all dem Wechsel der theoretischen Gebäude hinsichtlich des Staats den Schritt des Schicksals abwarte, wie ruhig er an der großen Urne stehe, welche die Namen aller Völker und ihre Loose umfaßt, unvorgreiflich mit Ergebung harrend, bis auch das seinige erscheint, beweist die einfache Erfahrung, daß in allen andern Ländern die Meinungen wirkliche, staatsgefährliche Partheiungen entweder erzeugten oder doch in ihrem Gefolge hatten, während in unserm Lande keine ernsthafte und in irgend eine Weise durchgreifende Bewegung solcher Art statt fand *).

---

weisen. Die zwei letzten Decennien förderten Vieles, was neben dem Vorzüglichsten anderer Völker sich noch als vorzüglich bewährt, indem es mit der leichten Combination und Darstellung die wissenschaftliche Gründlichkeit eint. Mit jedem Tage mehrt sich die Masse echter politischer Aufklärung, wenn gleich die Kraftsuppen eines Görres nicht mehr munden. Worüber so manche vorfindliche Edelsteine und Prätiosen nicht in das rechte Licht treten.

*) Eine in den meisten Zügen treffende Zeichnung Deutschlands, besonders in politischer Hinsicht und

Wir mögen nach diesen gleichsam vorbemerklichen Andeutungen unserm Zwecke näher treten, mit wenigen allgemeinern Sätzen und Ansichten die Betrachtung beginnend.

Was ist der Staat? — So leicht die Antwort scheint, so schwer ist sie doch in bestimmter Begriffsbegrenzung darzulegen. Es geht hiermit wie mit so vielen andern Dingen, in deren lebendiger Umgebung wir Wurzeln und Bedingungen unseres eignen Seyns und Wirkens finden; wir kennen sie in dunkeln Gefühlen, durch Gewohnheit und Gebrauch sind sie uns befreundet und nahe, allein umsonst streben wir, ihr eigentliches Wesen uns zu verdeutlichen.

Wenden wir uns mit unserer Frage zunächst an den Staatsmann, so werden wir Vieles vernehmen von künstlicher Maschinen socialen Zusammenlebens, von allgemeiner Kulturanstalt, von nothwendiger Zwangsordnung, auch wohl manches Schöne über

---

mit Berücksichtigung der neuesten Zeit, hat J. Weitzel gegeben in seiner jüngst erschienenen Schrift: «Europa in seinem gegenwärtigen Zustande.» Wiesbaden 1824 S. 236 ff.

gesellschaftliches Gleichgewicht, und was sonst im Einzelnen hervorsteht.

Der Rechtsgelehrte, aufgewachsen in der ehrfurchtsvollen Betrachtung des Gesetzes und des bestehenden Rechts, dazu durch die strenge Consequenz in der Anwendung desselben, gefestigt in der Ueberzeugung von dessen souveräner Bedeutsamkeit, sagt uns, daß der Staat nichts sey und seyn könne, als eine Garantie der Rechte, eine Anstalt für Rechtspflege, die Erhebung der subjectiven Rechtsverpflichtung zu einer objectiven mittelst Aufstellung äußerer Gewalt u. s. w., also eine Art Zwangsanstalt *). Tritt man endlich in die Hallen der Philosophen um des Räthsels Lösung zu gewinnen; so ertönen von tausend pythischen Sitzen eben so viele Orakel, unter denen nur wenige klar genug sind, um nicht den, der ihnen folgen würde, wie weiland die delphi'schen den armen Oedipus, an den Rand des Verderbens zu leiten.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die menschliche Natur und ihre mögliche Darstellung in dem

*) Dieses letztere hat indeß ein Philosoph, Kant, wohl zuerst mit voller Bestimmtheit behauptet.

coexistenziellen Leben; so wird uns Zweierlei vorzüglich zu bemerken entgegen kommen. Zunächst sehen wir, daß die Natur des Menschen in sich verschiedene Elemente beschließt, welche in gegenseitigen Conflikt zu treten geeignet sind, das Element nämlich der sinnlich-natürlichen Nothwendigkeit und der selbstständigen freien Selbstbestimmung nach vernünftig begründetem Urtheile. Jedes Wesen muß aber, damit es seinem Begriffe entspreche und sich nicht selbst aufhebe, in einheitlicher Konkretion erscheinen, wirken, streben, überhaupt thätig seyn. Dieses einheitliche Verhältniß herzustellen, dient das Gesetz. Alles, was demnach existirt, oder da ist, also in die Reihe der erscheinenden Dinge tritt, steht unter dem Gesetze.

Es ist natürlich, daß das Gesetz sich verschieden beweise, je nachdem die Begriffe verschieden sind, welche den einzelnen Wesen unterliegen. Jedes eigenthümliche Wesen, so wie jede eigenthümliche Wesengattung hat somit ihre eigenthümlichen Gesetze.

Je zusammengesetzter, innerlich reicher ein Wesen ist, je höher es auf der Stufenleiter der Dinge steht, desto mehrfacher sind seine Kräfte, desto vielseitiger ist seine Wirksamkeit. Jede Kraft und jede

Wirksamkeit hat wiederum ihr besonderes Gesetz, und je edler die Kraft ist, desto höher ist eben ihr entsprechendes Gesetz, so daß mit der Potenz des Wesens sich auch die Mehrheit und Potenz der Gesetze steigert. Sollen nun nicht die Gesetze ein isolirtes Wirken erzeugen, so müssen sie selbst auf irgend eine Weise zusammentreten, sich verbinden. Was sich zu einer bestimmten Einheitlichkeit verbinden soll, muß verschieden und verwandt zugleich seyn; denn weder das absolut Ungleiche, also das Widersprechende, noch das absolut Gleiche (wenn es ein solches geben kann) konstituirt ein konkretwirksames Ganze.

Wo indeß Verschiedenes sich einen soll, kann es nur durch Unterordnung geschehen. Also in einem bestimmten Wesen, welches wegen seines vielseitigen Inhalts eine Vielheit der Gesetze voraussetzt, muß eine Unterordnung der Gesetze selbst statt finden. Diese Unterordnung nun ist entweder eine unmittelbare, natürlich-gegebene also selbst ein nothwendiges, unverrückbares, gesetzmäßiges Verhalten, oder sie ist eine mittelbare, erst durch das Wesen selbst herzustellende, insofern es das Gesetz in sich walten läßt, dem die Herrschaft gebührt.

Soweit die Beobachtung reicht, ist die letztgenannte Erscheinung nur in der menschlichen Natur möglich. Der Mensch kann und soll eben damit die Unterordnung seiner gesetzmäßigen Thätigkeiten unter ein oberstes Gesetz selbst herstellen, einmal, weil in seinem Wesen ein gefährlicher Streit der Elemente statt finden kann, dann, weil er diesen Streit aufzuheben im Stande ist. Das oberste Gesetz des Menschen ist nun natürlich dasjenige, welches, wenn es waltet, die Harmonie, Einheitlichkeit und Zweckbestimmung unserer Natur verwirklicht. Selbstbewußtseyn und Erfahrung stimmen in dieser Rücksicht für das geistige Gesetz, d. h. für dasjenige, wodurch ein reifes, wohlmotivirtes Urtheil, und mit diesem eine feste, dem Ganzen angemessene Bestimmung des Strebens und Wirkens möglich wird. Will man dieses Gesetz, insoweit es sich in uns gleichsam selbst ursprünglich setzt, Vernunft nennen; so würde sich das Resultat dahin aussprechen lassen, daß die Vernunft im Menschen herrschen müsse, wenn er überhaupt seinem Begriffe entsprechend Mensch seyn will.

Die individuelle Natur des Menschen stellt sich ihren Grundzügen nach, jedoch zum Großbilde

erweitert, dar in der geselligen Vereinigung, in der Coexistenz, welche sich einerseits auf ihre Eigenthümlichkeit gründet, andererseits ihre Zwecke und Interessen betrifft. Dieselben Elemente, dieselbe Möglichkeit ihres Konflikts, dieselbe Nothwendigkeit ihrer Leitung, die Verhinderung ihrer Disharmonie und der endlichen Ausgleichung des Widerstreits finden hier statt. Kurz die individuelle, subjective Natur des Menschen wiederholt sich in der Coexistenz als allgemeine, objective.

Nur das Gesetz kann demnach hier wie dort die Bedingungen einheitlichen Verhaltens befassen; aber auch hier wie dort nur das Vernunftgesetz.

Sowie nun die Coexistenz gleichsam die allgemeine, objectivgewordene menschliche Natur und das gesammte Spiel ihrer möglichen Thätigkeiten darstellt; so muß das ordnende Vernunftgesetz gleicher Weise ein allgemeines, objectiv = gültiges seyn, was es nur wird durch das Ineinandergreifen und gegenseitige Bestimmen der subjectiven Vernunftgesetze. Diese Entwickelung und Gestaltung des objektiven Vernunftgesetzes geschieht zunächst durch eine Art von Nothwendigkeit, durch eingebornen unmittelbaren Vernunftinstinkt, um so zu

sagen, und durch die höhere Ordnung der Dinge selbst. Es zeigt sich dabei größere oder geringere Langsamkeit, je nachdem die innern und äussern Bedingungen günstiger oder ungünstiger wirken. Der höchste Punkt dieser Objectiv-Darstellung des Vernunftgesetzes ist da erreicht, wo die Vernunft um diese ihre Objectivität selber weiß, in der Epoche der Selbstkonstituirung oder Selbstgesetzgebung eines Volks (populus nicht plebs) d. h. einer bereits bestehenden, geordneten coexistenziellen Gesammtheit mit Haupt und Gliedern.

In der Objectivität des Vernunftgesetzes liegt der Grund der eigentlichen allgemeinen, obersten Gewalt in einer geordneten Coexistenz. Die Vernunft billiget diese Gewalt, weil sie ihr Werk ist; sie wird in ihrer Freiheit dadurch nicht beschränkt, wie man grundirrig vielfach lehrt und behauptet, sondern wahrhaft erweitert, weil sie selber die Beschränkung setzt, die daher in der That nur Beschränkung der Willkühr ist.

In dieser Objectivität des Vernunftgesetzes und der daraus sich nothwendig entwickelnden Gewalt liegt endlich das souveräne Princip innerhalb der geordneten Coexistenz. Es hat demnach ur-

sprünglich die Souveränität eben so wenig einen bestimmten Sitz im Haupte oder irgend einem Gliede (also z. B. um es vorläufig zu bemerken, im Fürsten oder im unterthanen Volke), als die Seele einen eignen, besonderten Sitz im Körper hat — ihr Sitz ist die Einheitlichkeit des gesammten Lebens.

Sehr leicht könnte man nun gegen diese objective Vernunftgesetzgebung einwenden, daß sie ein Abstrakt sey und eben deßhalb abstrakte Bestimmungen rücksichts der coexistenziellen Ordnung aufstellen werde. Allein wider solche Behauptung läßt sich mit Recht die Exception der Unkunde und somit der Incompetenz des Urtheils aufführen. Denn in der That verräth sie sowohl Gedankenlosigkeit an und für sich, als auch Mangel an Wissenschaft und gediegener Betrachtung menschlicher Dinge. Wie ist denn überhaupt eigentliche Vernunft d. h. selbstständige Wirksamkeit des menschlichen Geistes nur möglich, ohne Voraussetzung einer gegenübertretenden nothwendigen Naturordnung, an der sich jene entwickelt? Wie ist der Fortschritt jener Entwickelung gedenkbar ohne lebendige Anschließung an den nothwendigen Entwicklungsgang der Dinge,

der Umstände, also ohne Geschichte überhaupt? — Kurz, wo Vernunft erscheinen soll, müssen objective Momente der Vielheit, muß Natur seyn; eine rein abstrakte Vernunft ist der Wirklichkeit nach ein Unding. Hieraus folgt nun, daß eine wahre objective Vernunftgesetzgebung eben sowohl auf natürliche und historische Umstände Rücksicht nehmen muß, als die subjective auf die nothwendigen individuellen Bestimmungen, die aus der Eigenthümlichkeit und dem besondern historischen Standpunkte eines Jeden hervorgehen.

Kommen wir jetzt nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf den Staat zurück; so beweiset sich leicht, daß dessen Begriff und eigentliches Wesen in der angedeuteten Deduction bereits entwickelt und dargelegt worden. Man wird demgemäß den Staat erklären können, als die bestimmte, konkrete Darstellung der objectiven Vernunftgesetzgebung in und mittelst der Coexistenz.

Daß diese Erklärung keine willkürliche sey, dafür bürgt die vorangeschickte Betrachtung; daß sie aber zugleich das wesentlichste, für die Staatslehre wie Staatspraxis fruchtbarste und beide vermittelnde Moment enthalte, wird eine kurze Weiterführung der Darstellung selbst deutlich ergeben.

Die Fragen nach der eigentlichen, wahren Begründung des Staats, seinem Zwecke, nach der Rechtmäßigkeit der Herrschaft wie der Staatsgewalt überhaupt, lassen sich mit Beziehung auf jenen apriorisch sowohl als genetisch nachgewiesenen Staatsbegriff genügend beantworten.

Was zunächst die Frage nach Begründung des Staats betrifft; so muß hierbei sogleich unterschieden werden, zwischen der historischen und der wesenhaften Begründung. Jene ist eins mit dem Ursprunge der Staaten, wobei, um es kurz anzudeuten, die mannigfaltigsten Umstände, welche mit Bestimmtheit nicht auszumitteln sind, die Veranlassung geben können. Vor Allem muß die auch historisch beweisbare Bemerkung festgehalten werden, daß der Staat, wie Alles, was daseynlich sich gestalten soll, dem Schicksale des Werdens unterlag. Daher er sich zuerst in unscheinbaren Keimen ankündigte, sich langsamer oder schneller, so oder anders entwickelte, und endlich auf diese oder jene Weise seine Reife bewies, je nachdem die Bedingungen, Umstände, natürliche wie eigentlich geschichtliche Einwirkungen verschieden waren. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit dem

Staate, als einer bestimmten Darstellung einer objectiven Erscheinung der menschlichen Natur, fast grade so, wie mit der subjectiven Individual-Natur. Dieses oder jenes menschliche Einzelwesen wird im Leben so oder anders sich entwickeln, je nachdem äussere Naturumgebung, Beispiel, Erziehung u. s. w. es bestimmen. Daher ist es einseitig und irrig, ein menschliches Individuum nach seiner menschlichen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, nach seinem möglichen Werthe oder Unwerthe mit einem allgemeinen Maaßstabe willkürlich messen, was freilich bequemer ist, als in seine individuelle Natur eindringen, seine Geschichte erforschen, sein bestimmtes Werden beachten, und den betreffenden Resultaten gemäß das Urtheil über ihn aussprechen. Gleiches gilt von den Staaten. Daher denn in Absicht auf historischen Ursprung und Gang derselben durchaus keine allgemeine Gleichförmigkeit aufzufinden ist (am wenigsten die, welche sich in einem vermeintlichen Grundvertrage darthun soll); selbst das Urtheil über den jedesmaligen Vorzug oder Nachtheil einer bestimmten Staatserscheinung wird nur hypothetisch d. h. mit Berücksichtigung der Genesis derselben aufzustellen seyn, wie dieses weiter

unten nähere Andeutung finden soll. Ja, man könnte aus diesem besondern Gesichtspunkte sogar mit Fug behaupten, daß jedes Volk, als politische Erscheinung, sein eignes Naturrecht habe, ohne das darum Möglichkeit und Wahrheit eines allgemeinen Naturrechts zu leugnen wäre *).

---

*) Es wird nach Obigem also immer mehr oder minder einseitig heißen müssen, den Ursprung der Staaten aus einem bestimmten, gleichsam allgemeingiltigen Momente herleiten zu wollen, wie dieses häufig geschieht. So z. B. stellt als ein solches Moment Platon die Noth und die Geselligkeit auf, jene in seiner Republick, diese in seinen Gesetzen. Aristoteles dagegen die Gemeinschaftlichkeit des Strebens nach Tüchtigkeit, Cicero (in seinem Staate l. I. c. 25. erklärt sich für die natürliche Geselligkeit. Ejus (sc. coetus) autem prima causa coeundi est non tam imbecillitas, quam naturalis quaedam hominum congregatio. — In der neuern Zeit hat man vielfach einen Urvertrag, als ersten Anfangspunkt staatlicher Vereinigung gesetzt. So Hobbes, Locke, J. J. Rousseau, viele deutsche Staatswissenschaftslehrer, so wie so ziemlich die liberale Parthei secundum eminentiam. Allein

Von der geschichtlichen Begründung, welche nach dem eben Bemerkten nur die Veranlassung der Verwirklichung des Staats ist, unterscheidet sich die wesenhafte oder das eigentlich reale Princip des Staats.

Dasselbe liegt in der Ursprünglichkeit der menschlichen Natur und der darauf beruhenden menschlichen Verhältnisse selbst, wie bereits angedeutet worden. Ohne Staat ist nämlich weder Humanität, noch rechtlich-garantirte Gegenseitigkeit der Interessen möglich. Beide fordert die Vernunft aber so gewiß, als sie sich selbst nicht aufgeben oder verleugnen kann. An und für sich ist daher der Staat gleichsam ein Postulat der Vernunft, eine vernünftige Nothwendigkeit. Hieraus ergibt sich

auf die Frage nach dem Ursprunge der Staaten muß die Geschichte antworten, nicht das abstrakte Denken, und jene weiß nichts von solchem Anfange des politischen Lebens. Die Schwierigkeiten sowohl, als auch die allseitige Nichtigkeit des vorgeblichen Urvertrags hat Hügo in seinem Naturrechte hinlänglich hervorgehoben. Das Epitheton: « scharfsinnig » ist bei ihm stehend geworden.

denn auch sogleich, einmal, wie jeder Mensch im Staate leben soll, oder die Rechtmäßigkeit des coge intrare, und wie die Verwirklichung desselben nicht erst von einem freiwilligen Zusammentritte, von der Wahl abhängig seyn kann, sondern durch höhere Fügung statt findet; dann, daß allerdings eine Fortschreitung der politischen Ordnung nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig ist. Dieses Fortschreiten geschieht nur ganz eigentlich durch Vernunftbildung selbst, oder durch die Entwickelung des Vernunftbewußtseyns, woraus gleichsam eine fortdauernde Revision der bestehenden Staatsformen und eine Vergleichung derselben mit den nothwendigen ursprünglichen Forderungen der menschlichen Natur und den historischen Bedürfnissen und Umständen hervorgeht. Die gleichsam konkrete, zeitlich-bestimmte Verwirklichung eines solchen nothwendig geforderten Fortschrittes kann daher auch vernünftig nur durch Reform geschehn; jede eigentliche Revolution ist niemals ohne Schuld, somit stets unvernünftig, sey es von Seiten des Staatsoberhaupts, der Regierung oder des Volks.

Die andere Frage ist die nach dem Staatszwecke. Auch hier ist unter Rücksicht auf die De-

duction des Staatsbegriffes die Antwort bald gefunden. Höchstmögliche Harmonie der objectiven menschlichen Bestrebungen in der Coexistenz — so lautet die Aufgabe, welche jeder Staat, der in sich selbst wahr seyn will, zu lösen hat. Es bietet dieser Zweck eine doppelte Seite dar, eine negative und positive. Einmal nämlich muß durch Handhabung des Rechts und der Sicherheit die Behinderung des socialen Verkehrs beseitiget werden; dann soll der Staat aber auch, von der Höhe herab das Spiel der Kräfte überschauend, ihre mögliche Vereinigung gewahren, um so eine erhöhete Wirksamkeit für die Entwickelung der Menschheit selbst zu befördern. Man fürchtet hierbei nun freilich, und zwar nicht ganz ohne Grund, das Vielregieren, weil eben die Grenze, wo sich das Oeffentliche, Allgemeine und das wirklich Private und Reinpersönliche scheidet, oft schwer zu bestimmen und festzuhalten ist. Allein diese Gefahr dürfte da verschwinden, wo es ein für allemal, wie die vernünftige Theorie solches fordert, allgemeine Maxime der Staatsführung ist, in allen Verhältnissen die Gerechtigkeit walten zu lassen, welche allein Maaß und richtiges Verhältniß bestimmt.

Unter dieser Voraussetzung wird in gegebenen Fällen die richtige Entscheidung nicht so schwer seyn, wenn zumal durch gehörige Gegenseitigkeit des inneren Staatsgetriebes die Möglichkeit bleibt, daß die Privatinteressen den vorgeblich öffentlichen sich vergleichend, abmessend, bestimmend entgegenstellen können *).

Es ist demnach die Gerechtigkeit allerdings ein hauptsächliches Moment rücksichtlich der Staatsaufgabe; allein sie ist diese nicht selbst, sondern nur das leitende, sichernde Princip des betreffenden Stre-

*) In wiefern dieses geschehen könne, muß die Lehre über die Staatsform zu beantworten suchen, wovon sogleich das Nothwendigste angedeutet werden soll. Sonderbar ist es, in welch auffallenden Widerspruch sich diejenigen, so den alleinigen Staatszweck in der Rechtssicherung finden, mit einer von ihnen selbst für vernünftig, ja nothwendig gehaltenen Wirklichkeit setzen, worin ein positives Eingreifen von Seiten des Staats statt hat. Wir erinnern nur an das Bedürfniß öffentlicher Schulen z. B. der Universitäten, deren Verwirklichung von Staatswegen doch offenbar ein positives Thätigseyn beweist.

bens. In dieser Bedeutung wurde sie denn auch von den meisten Alten, besonders von Platon, als den Mittelpunkt aller Staatsthätigkeit gesezt.

Die Rechtmäßigkeit der Staatsgewalt und ihrer Ausübung (der Herrschaft) bedarf nach allem Vorstehenden kaum einer weitern Beleuchtung. Ist die Staatsgewalt nur diejenige nothwendig-bestimmende höchste Macht im Staatsleben, welche aus der Erweiterung der Vernunft zu einer objectiven allgemeinen Geltung hervorgeht; so ist sie in der That identisch mit der objectiven Vernunftgesezgebung selbst und demnach gleich rechtmäßig, wie diese. Ohne eine bestimmte Ausübung, mag dieselbe nun durch eine physische oder moralische Person vermittelt werden, würde inzwischen die Staatsgewalt (die souveräne Auctorität) für's Leben ohne Bedeutung und wirksame Kraft verbleiben. Es muß daher mit der Rechtmäßigkeit der obersten Staatsgewalt nothwendig auch die der Herrschaft zugleich gegeben werden.

An diese leztere Frage nach der Rechtmäßigkeit der obersten Staatsgewalt und Herrschaft überhaupt, schließt sich die nach der Rechtmäßigkeit einer bestimmten Herrschaft. Hierbei ist erforderlich sich

an frühere bezügliche Bemerkungen zu erinnern. Es führt nämlich die Menschen nicht eigne Willkühr in den Staat, noch beruhet dieser selbst auf irgend einem zufälligen Momente, sondern ist seinem Wesen nach Nothwendigkeit, gleichsam unmittelbare Folgenentwickelung des menschliche Daseyns, unmittelbare höhere Anordnung. Zu seiner Verwirklichung ist bestimmte Führung der Herrschaft, irgend eine konkrete Obrigkeit, unabweisliche Erforderniß. Man kann daher im Allgemeinen sonder Fährde für Staat und Recht die Lehre aussprechen, daß jede Herrschaft, so lange sie sich behauptet und die oberste Staatsgewalt nach ihrer nothwendigen Beziehung auf die Gesammtheit einer bestimmten Coexistenz wirklich führt, als solche rechtmäßig ist. Sie hat ihren Rechtsgrund in ihrem Daseyn, in dem factischen Besitze selbst, und ist wenigstens in sofern auch gesetzlich (legitim); denn sie besteht in Folge einer höhern Nothwendigkeit, und jede vernünftige Betrachtung, muß sie eben so gewiß für recht erkennen, als sie eben so gewiß jede Unterbrechung, jedes Nichtdaseyn des Staats für verderblich und unvernünftig halten müßte. Könnte aber in einem bestimmten Augenblicke eine andere Herrschaft bestehen

als die, welche wirklich ist; so würde sie seyn. In sofern gilt in der That für den jedesmaligen Moment das Recht des Stärkern von Vernunft wegen, als welche die Anarchie nicht rechtlich finden kann. Sehr wahr heißt es darum in der Schrift: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist» oder: «Seyd gehorsam der Obrigkeit, so Gewalt hat über euch» — «Alle Obrigkeit ist von Gott» u. s. w. Genau genommen, gibt es nun auch wirklich keine Usurpation, sobald nämlich irgend eine Herrschaft mit fester Hand und Gerechtigkeit das Ruder führt. Absolute Schwäche und Willkühr allein ist Usurpation *).

*) Wie gefährlich für die meisten gegenwärtigen Dynastien die Frage nach einem andern Rechtsgrunde der Herrschaft, als dem, welcher im Besitze liegt, seyn würde, bedarf für den Geschichtskundigen der weitern Erörterung nicht. Die Verjährung kann hier nicht wohl vorgeschoben werden, indem reine persönliche Rechte, wie das der Herrschaft offenbar ist, nie verjähren können. — Die englische und nordamerikanische Regierung befolgt in der That obige Ansicht, beide wollen diejenigen Staaten Amerika's für selbstständig anerkennen (also natürlich auch ihre neue

Von diesen allgemeinen Ansichten und Betrachtungen geht unsere Darstellung nun zu einigen besondern über.

Zunächst bietet sich die mögliche Erscheinungsweise des Staats in der Wirklichkeit, also die etwaige Form desselben, die Verschiedenheit der Staaten und andere hierauf bezügliche Gegenstände dar.

Wie Mancherlei, Wahres und Halbwahres, Nützliches und Verderbliches, seit dem Beginn der französischen Revolution über diese Seite der Politik nicht bloß geredet und geschrieben, sondern auch versucht worden, lehrt die Geschichte. Kaum möchten die betreffenden Akten schon sobald zum vollständigen Abschlusse kommen. Wir haben nun, dem Plane unserer Schrift gemäß, auch hierüber mit Beziehung auf unsere Zeit unsere Meinung kurz darzulegen.

Die Untersuchung über die Staatsform ist so alt als die Staatswissenschaft selbst. Schon Platon hat darüber nach seiner Weise, d. h. allgemein-idealisirend, philosophirt; Aristoteles viel scharfsinnig Gedachtes,

---

Herrschaft) bei welchen die factische Unabhängigkeit und die Möglichkeit ihrer Selbstregierung kund wird.

auf vergleichende Erfahrung Gestütztes und praktisch Tüchtiges gelehrt; Cicero, zumal in seiner mehr angezogenen Republik, Manches mit gesundem praktischem Sinne geurtheilt; selbst Kirchenvätern, z. B. dem Augustinus blieb die Frage nicht fremd.

Das Hauptsächlichere dürfte in folgenden Bemerkungen sich aussprechen lassen.

Das schlechthin Allgemeine, der abstrakte Begriff, hat für sich selbst keine Wirklichkeit, ohne darum, wie die sogenannten Nominalisten des Mittelalters wollten, ein eigentliches Nichts, ein hauchendes Wort zu seyn. Es liegt vielmehr Jeglichem, was ist, ein Begriff unter; jede besondere Daseynlichkeit bezieht sich auf ihre Allgemeinheit, in der sie nothwendig wurzelt, aus der sie hervortritt in das Reich der Dinge. Diese Allgemeinheit ist natürlich zunächst immer nur eine Vorstellung; aber eine nothwendige, eine durch die Gesetze des Geistes erzeugte, also schon deshalb, weil keine absolute Trennung zwischen Geist und Welt zu setzen ist, eine bedeutsame.

Nach denselben Gesetzen aber findet die Vorstellung das Allgemeine nicht unmittelbar, sondern steigt zu ihr allererst von der Mannigfaltigkeit der

Dinge, also gleichsam von der Fülle des lebendig Gegebenen hinan.

Die wahre Ansicht von den weltlichen wie den eigentlich menschlichen Verhältnissen bildet sich somit nur dadurch, daß die lebendige Vermittelung zwischen Allgemeinheit und ihrer Entwickelung zur Vielheit und bestimmten Erscheinung lebendigen Blicks aufgefaßt werde. So nur entsteht Einsicht in das Wirkliche; so nur findet die leitende Vernunft das rechte Maaß.

Jegliches, was wirklich wird, hat eben darum seine Form, d. h. seine bestimmte Beziehung auf das Allgemeine und die übrige Vielheit des Daseyns. Aus dem Gesichtspunkte der Daseynlichkeit ist nur das Nichts formlos, aber es ist auch nicht.

Form kann man erklären als den bestimmten Ausdruck der Vermittelung eines Wesens, eines Dinges für die Wirklichkeit. In ihr spiegelt sich diese, sie ist ihr Organ, wodurch sie ihr Seyn beweiset. Keine Form ist daher selbstständig, sondern abhängig von dem jedesmaligen Seyn.

Das wirkliche Seyn, die Daseynlichkeit, bietet ein ununterbrochenes Spiel von Veränderungen, von Werden und Vergehen. Das allein Beharrliche

ist hierbei grade das Allgemeine. Jedes Ding hat daher nur in sofern ein beharrliches Seyn, als es das Allgemeine in sich trägt; seine konkrete Erscheinung wechselt nach seiner innern Verbindung mit den mannigfaltigen übrigen Erscheinungen.

Demnach werden die Formen der Dinge wandelbar seyn, wie diese dem unendlichen Gange der Weltordnung gemäß so oder anders die Allgemeinheit darzustellen geeignet sind.

Wenden wir uns hiernach zu den sogenannten Staatsformen. Wie sollen die Staaten beschaffen seyn, d. h. wie soll die allgemeine Idee des Staats sich verwirklichen? — Wer hätte nicht in unserer Zeit von dem Pflüger bis zum Staatsmann diese Frage vernommen, ja sogar sein Wort oder Wörtchen dazu mitgesprochen?

Alle Staaten sind in ihrer Wirklichkeit nichts Allgemeines mehr, können es nicht seyn. Sie bilden bestimmte Erscheinungen in dem vollen Getriebe weltlicher Verhältnisse. Eben damit aber fordern sie Berücksichtigung dieser Verhältnisse und stellen sich in die Reihe der bedingten dasepnlichen Dinge. Sie erlangen Formen, unter denen sie das allgemeine Vernunftgesetz geordneter Coexistenz offenbaren.

Aus dem früher Bemerkten ergiebt sich hier sogleich, wie nach einer absolut besten Form, d. h. einer solchen unter welcher alle Staaten erscheinen sollten, vergebens und ohne Vernunft gefragt werde. Es würde dieses eben so viel heißen, als verlangen, daß einmal alle Menschen und dann jeder einzelne Mensch seine ganze Lebenszeit hindurch dieselbe Gestalt besitzen sollte. Wer möchte aber im Ernste auch nur wünschen, überall vollständige Kopien seiner selbst zu sehen? Wer ließe sich auch nur träumend einfallen, er könne ein Mann seyn in der Gestalt des Kindes?

Muß deßhalb, wer mit Umsicht der Staaten Formen beurtheilen will und einrichten, jene Frage von sich abweisen; so darf er eine betreffende zweite, die nämlich nach einer relativ-besten nicht umgehen.

In den menschlichen Dingen und Verhältnissen gibt es Zufälliges, Unwesentliches neben dem Nothwendigen und Wesentlichen. Nur das letztere hat wahres Seyn, nach ihm muß daher auch die Form sich richten, soll sie wahrhaft vermittelnd seyn. Erstes Geschäft bei der Formentwickelung des Staats ist also Sonderung des Zufälligen, Festhalten des

Nothwendigen. Das Nothwendige ist nicht überall dies schlechthin, sondern nur unter Bedingungen und Beziehungen; wer demnach Einsicht gewinnen will in das eigentliche Wesentliche der menschlichen Verhältnisse, der suche sie jedesmal nach ihren nothwendigen Beziehungen zu begreifen. Es wird in ihrer Rücksicht, somit auch in Rücksicht auf den Staat, Formen geben, die mehr nur das Zufällige, und wiederum Formen, die mehr das nach gegebenen Bedingungen Nothwendige in sich aufnehmen. Die relativ=besten Staatsformen können somit nur diejenigen seyn, welche die jedesmalige Nothwendigkeit und Wesenheit in den socialen Verhältnissen zu vermitteln sich eignen.

Demnach kann für diesen Staat, in diesem Lande, bei diesem Volke und in dieser Zeit eine Form die beste seyn, welche in andern Verhältnissen nur eine Unform seyn würde.

Die Hauptsache bleibt daher diese, daß überall in der Staatseinrichtung die eigentliche Idee «die objective Vernunftgesetzgebung» nach den gegebenen nothwendigen und wesentlichen Bedingungen verwirklicht werde.

Hierbei tritt nun sofort die Forderung heran, daß bei Entscheidung der Frage das nationale Seyn

eines Volks, seine historische Gestaltung, sein innerer organischer Entwickelungsgang, die Stufe seiner Kultur, seine Größe, die Lage seines Landes, die Beschaffenheit der umgebenden Natur, seine Hauptbeschäftigungen, und andere ähnliche Umstände erforscht, nach den dabei obwaltenden Zufälligkeiten wie wesenhafte Momente beurtheilt und in Rechnung gebracht werden. Alle jene verschiedenen Beziehungen bilden die Wirklichkeit eines gegebenen Volks und die Frage würde deshalb für jeden bestimmten Fall also lauten: «in welcher Form kann der Staat grade in dieser Wirklichkeit am angemessensten verwirklicht werden»?

Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit muß in dieser Hinsicht das lebendige Aufkeimen und Fortbewegen eines Volks gewinnen; und grade darin, daß diese lebendige Geschichtlichkeit Princip der Gestaltung der englischen Verfassung ist, liegt ihre relative eigenthümliche Vorzüglichkeit, so wie die Unmöglichkeit ihrer vollständigen Anwendung bei andern Völkern.

«Welches sind nun die Zeichen der Zeit», fragt ein bekannter, hellblickender Schriftsteller, «durch welche sich in den gesellschaftlichen Einrichtungen die

Nothwendigkeit offenbart? wie kündigt sie sich der Freiheit an, damit dieselbe in ihren Vorkehrungen und Schöpfungen auf dieselbe Rücksicht nehme und das, was vonnöthen ist, nicht verkenne und versäume?» *) Die Antwort:

«Die fortschreitende Bewegung der Gesellschaft erzeugt im Laufe der Zeit neue Bedürfnisse. In einem jeden Alter des Lebens hat der einzelne Mensch ein eigenthümliches Streben. Es ist ihm in einer jeden dieser Perioden um eine gewisse Aeusserung der ihm inwohnenden Kraft zu thun. Diese Kraft strebt nach den Gegenständen, die ihr angemessen sind; sie sucht eine Art zu wirken und zu handeln, welche dem Grade ihrer Ausbildung entspreche, und Formen, in welchen sie sich, ihren Neigungen gemäß, frei bewegen könne. So lange der Mensch dieses Alles nicht gefunden hat, empfindet er eine geheime Unruhe, die unglücklich für ihn und verderbend für die Andern ausfallen kann. Im Jünglingsalter trägt man mit Unwillen oder wirft mit Freude von sich die Bedingungen des frühern Lebens. Formen,

---

*) Ancillon, Ueber die Staatswissenschaft, Berlin 1820 S. XV der Einleitung.

die dem Knaben genügten und ihn beglückten, erscheinen dem Jünglinge als unerträgliche Fesseln. Wiederum fordert der Mann, um sein Geistesvermögen auszubilden und auszuüben, andere Verhältnisse als die des Jünglings.»

«Das Leben der Staaten und Völker hat auch hierin viel Aehnlichkeit mit dem Leben der Einzelnen. Auch die Völker in ihren verschiedenen Altern und Entwicklungsperioden haben verschiedene Neigungen und Bedürfnisse. Diese aus dem Laufe der Zeit mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich entfaltenden Bedürfnisse sind ein geheimes Sehnen nach einer neuen Art von Thätigkeit, ein Streben nach freier Aeusserung der Fähigkeiten und Kräfte.»

«Solche Momente des Lebens der Staaten sind wichtig und verdienen beobachtet und berücksichtiget zu werden. Glücklicherweise ist es nicht schwer, diese Symptome wahrzunehmen.»

«In einer jeden Gesellschaft, wenn sie einer solchen Periode entgegeneilt, gibt es Einrichtungen, die ihre Bedeutung verloren, weil der Geist, der früher sie beseelte, aus ihnen gewichen ist, und er hat sie verlassen, weil er ihnen entwachsen war, oder andere Verhältnisse sich gebildet haben. Solche

veraltete Einrichtungen aus früher verschwundenen Zeiten, die wie geschwächte oder todte Organe, nicht mehr dem Zustande der Gesellschaft angemessen sind und ihr nicht mehr dienen können, ob sie gleich anscheinend sich noch mit ihr bewegen, weit entfernt einer Nation noch theuer zu seyn, sind ihr ganz gleichgiltig; weit entfernt, ihre Fortschritte zu befördern und ihr Leben zu beflügeln, hemmen sie ihren Lauf und lähmen ihre Thätigkeit.»

Wer diesen Ansichten gemäß die Geschichte der Staaten und Völker verfolgt, wird ungezweifelt auch finden, daß ein jegliches Volk seinem Charakter gemäß sich seine politische Form zu erringen strebte, und, wie unvollkommen dieses auch oft geschehen mochte, selten gelang es doch der Herrschsucht, der Gewalt oder der listigen Klugheit des Egoismus diesen natürlichen Drang der Nationen ganz zu hemmen, oder auch nur lange aufzuhalten.

Freilich kommt dabei Vieles, ja fast Alles auf die Natur und die empirische Bedingung der Völker an. Je nachdem jene leicht beweglich und bildsam oder schwerfällig und gleichgiltig, bedürftig der imponirenden Auctorität oder frei aufstrebend zur Selbstständigkeit ist; je nachdem diese anregend oder

hemmend, mannigfach oder einförmig, aus dem Wechselverkehr mit andern Völkern erzeugt, oder durch einseitige Abgeschlossenheit bestimmt sind, muß dieß Volk schneller und durch mannigfaltigere Formen hindurchschreiten, während jenes in einer und derselben mit geringer Veränderung verharrt; wird hier ein Staat die vielseitigste, lebendigste Organisation beweisen, indeß dort ein anderer in höchst einfache Gliederung sein einseitig-armes Leben äußert.

Einen allgemeinen großen Gegensatz bilden in dieser Beziehung die orientalischen und occidentalischen Staaten. Welch vielfache Metamorphosen zeigen nicht im Laufe der Geschichte die griechischen Staatsverfassungen von den homerischen Königen und Fürsten bis zur macedonischen Oberherrschaft herab? Und selbst im Innern — welche Verschiedenheit wieder in den Verfassungen der einzelnen kleinen Stämme, Städte und Völkerschaften? Wie einförmig ragen daneben die orientalischen Kolossen-Reiche, wo der Wechsel höchstens Personen und Dynastien, nicht aber die eigentliche Form der Herrschaft selbst betrifft! —

Es ergibt sich aus dem Gesagten zur Genüge, daß der Staatsformen eine unbestimmte und unbe-

stimmbare Menge seyn könne, und jede zu genaue Klassifikation in der Theorie eben so unrichtig sey, als sie in der Praxis gefährlich werden muß.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß dieser möglichen Mannigfaltigkeit ungeachtet, gewisse grundtypische Momente aufgefunden und hervorgehoben werden können, welche in allen Nüancen, Abstufungen und Modifikationen der Staatsformen mehr oder minder, schwächer oder stärker markirend sich vorfinden. Wie unendlich vielfach sind nicht der verschiedenen Thiergeschlechter Gestalten und organische Bildungen von den Molluskern bis zum Menschen hinan? Und dennoch fand die umsichtige, scharf vergleichende Anatomie unserer Tage überall wenigstens dieselben hauptsächlichsten Grundmomente, welche je nach der Lebensstufe und natürlichen Lebensweise entwickelt und verschieden auslaufend erscheinen. Aber auch dieses gewahrte der geübte Blick, daß nirgends eine bestimmte Begrenzung und Scheidung eintritt, daß vielmehr in unbemerkbarer lebendiger Metamorphose die Gestalten sich ändern und auf- und absteigend vermannigfachen.

Das Nächste betrifft nun die innere Elementarität der Staatsorganisation selbst.

Der Staat stellt ein Leben coexistirender Menschen, eine lebendige objective menschliche Gesammtnatur unter dem Vernunftgesetze dar. Hier ergibt sich also eine untere und obere Sphäre der Bestrebungen und damit die Nothwendigkeit des richtigen Verhaltens beider gegeneinander, wenn die Einheitlichkeit des Lebens bestehen soll.

Es geschieht die Verwirklichung dieser Harmonie in der gesunden, selbstbewußtseyenden und selbstständigen Menschennatur durch einen dreifachen Akt, nämlich durch den der Aufstellung der Principien, des Urtheilens, und des thatkräftigen Wollens. Mit je größerer Klarheit und innerer Lebendigkeit diese dreifache Thätigkeit der Seele ineinandergreift, desto gesunder und einheitlich-energischer erscheint diese selbst.

Im Staate ergibt sich hieraus die bekannte Dreifaltigkeit der Gewalten, nämlich die gesetzgebende, richtende und vollziehende.

Ein Jeder sieht leicht, daß es bei einer Staatsverfassung auf nichts so sehr ankommt, als daß jene drei Momente klar entwickelt und innerlich-einheitlich verbunden erscheinen.

Zunächst kann nichts unwissenschaftlicher und verderblicher seyn, als eine wirkliche Trennung dieser Gewalten zu lehren oder gar zu versuchen. Rousseau war der feurigste Verkündiger des neuen politischen Evangeliums, welches in einer solchen absoluten Trennung das ewige Heil der Staaten verhieß. Die Verwirklichung der Lehre im Leben blieb nicht aus, und hat von der ersten französischen Konstitution des Jahrs 1791 an, bis zu jener der spanischen Kortes ihre Unhaltbarkeit sattsam dargethan. Bereits im Alterthume entstanden aus dieser Trennung entweder demokratische Anarchien oder monarchische Despotien. Athen und Rom liefern für beides den geschichtlichen Beleg.

Wo die Einheit fehlt, da fehlt das Leben, und wo nur Leben ist ohne Bewußtseyn seiner selbst, da herrscht mit der Nothwendigkeit die Willkühr.

Der römische Staat stellt uns das auffallendste Beispiel dar, wie sehr das Bedürfniß der Einheitlichkeit der Gewalten bei allem Streben nach ihrer Theilung gefühlt ward. Mehr als einmal drohete dem Staate Untergang, wenn er sich diesem Streben am meisten ergab; und mehr als einmal brachte

schnelle Vereinigung der Gewalten in einem Dictator Rettung. Wie wenig angemessen aber andererseits die gemeine unbewußte Natureinheit dem Völkerwohle sey, davon zeugen viele orientalisch-sultanische Regierungen alter und neuer Zeit.

Das Leben der Staaten ist auch auf dieser Seite dem des einzelnen Menschen vergleichbar. Der Mensch ist ein sinnlich-vernünftiges Wesen. Hierin liegt die eigenthümliche Aufgabe seiner Existenz angedeutet. Er soll aus der unmittelbaren Natureinheit, womit er beginnt, heraustreten dadurch, daß er sich der Elemente, Gegensätze und Verhältnisse in seinem Seyn bewußt zu werden strebt. Nichts Konkretes besteht nun wahrhaft in Gegensätzen, obwohl es, wie die ganze Natur, durch sie bestehen kann. Wo also die unmittelbare Einheit durch das vorstellende, selbstthätig entwickelnde Streben dem Menschen verloren ging, soll er eine neue, höhere, durch sich oder seine Vernunftfreiheit vermitteln. Wo der Austritt aus der Natureinheit ganz unterbleibt, fällt der Mensch dem Kreise des rohen thierischen Lebens anheim; wo es geschieht ohne Vermittelung zu neuer bewußter Einheit, da wird der Unglückliche ein Spiel des Zweifels und der

klügelnden Sophistik, oder eine Beute der innern Ertödtung, der Lähmung aller Thatkraft, oft trostloser Verzweifelung.

Mehr oder weniger steht gleiches Loos den Staaten bevor, welche auf irgend einer Seite das Eine oder das Andere suchen. Roher Despotismus verzehrt die freie, lebendige Kraft, wenn in einem Staate sich die Einheit in bewußtloser Unmittelbarkeit darstellt; anarchische Unruhen, erschütternde Spaltungen, oder auch lähmende Langsamkeit und Schwäche bringen die Völker um politische Sicherheit, Festigkeit und Regsamkeit, wenn die reflexive Trennung in ihren Staatselementen sich absolut beweiset. Nur die Vermittelung zu einer höhern Einheit gewährt mit der Kraft und Sicherheit zugleich wahre Freiheit und ein fruchtbares, gedeihliches Leben.

Die eben angedeuteten sogenannten Gewalten bilden nun die innern Elemente des Staats und seiner organischen Gliederung. So wie in jeder natürlichen Organisation die äusserlich hervortretende Konfiguration die eigentliche Form des Naturwesens darstellt; so auch beim Staate. Jede äusserliche Konfiguration oder bestimmt hervortretende

Form eines organischen Wesens ist aber nur das Produkt der Zusammeneinigung der innern Elemente, Theile und Systeme. Die Staatsformen werden somit der Hauptsache nach verschieden seyn, in Gemäßheit der Vereinigung der oben genannten elementarischen Gewalten.

Auch hier läßt sich eine unbestimmte Nüancirung, eine Unzahl von Staatsformen denken; und so wie man von keinem Individuum sagen kann, daß es vollkommen identisch mit irgend einem andern erscheine, sondern jegliches als solches seine eigenthümliche Gestalt hat; so wird es auch eben so viele Staatsformen nicht nur geben, sondern nothwendig geben müssen, als es einzelne Staaten gibt, wie bereits weiter oben beiläufig bemerkt ist. Aber dennoch lassen sich gleichsam gewisse Familienähnlichkeiten hervorheben, welche sich gleichsam auf folgende Gattungen zurückführen lassen.

1) Die absolute Monarchie (oder das, was die Alten Königthum (regnum) nannten) *).

---

*) So sagt Cicero: „Quare cum penes unum est omnium summa rerum, regem illum unum vocamus, et *regnum* ejus reipublicae statum" de rep. l. I. c. 26.

In ihr erscheinen die drei Gewalten in unmittelbarer Einheitlichkeit, doch so, daß von oben herab eine Gliederung derselben begründet wird, welche sich indeß immer nur als eine abgeleitete, nicht mit der Einheit zugleich gesetzte, noch dieselbe gegenseitig bedingende charakterisirt. In diesem letztern Punkte vorzugsweise liegt das unterscheidende Merkmal der eigentlich reinen Monarchie und der mehr oder minder republikanischen Verfassungen. Die absolute Monarchie ist nun zunächst nicht zu verwechseln mit der Despotie, in welche freilich ihr Uebergang leicht ist. Diese ist wahre Unform, eine eigentliche monarchische Mißgeburt, indem ihr alle natürliche, gesetzmäßige Gliederung fehlt, und, was dieser etwa ähnlich seyn mag, in der That nur willkürlich und zufällig ist. Es fehlt ihr jede konstituirende Grundlage, welche doch nothwendige Erforderniß für eine wahre Staatsform ist. Bei der reinen Monarchie also, in sofern sie als wirklich-wahre Form des Staats bestehen soll, muß eine solche Grundlage vorhanden seyn. Es findet sich nun diese bald in der Religion, bald in der Sitte; hier in der Wählbarkeit des Regenten und somit auch in seiner Amovibilität (z. B. bei

der monarchischen Diktatur), dort in Gewohnheiten, welche in der Meinung des Ganzen ihre Sanktion und bedingende Kraft haben. Die wahre, vernünftig zu rechtfertigende absolute Monarchie ist dieses also nicht in sofern, als gar kein beschränkendes Gegenmoment die Willkühr des Alleinherrschers lähmt; sondern nur in sofern, als dieser die verschiedenen Staatsgewalten ursprünglich und unmittelbar, d. h. durch keine Zwischenglieder in sich vereint, alle Gliederung vielmehr allererst von ihm ausgeht *). Es ergibt sich hieraus, wie diejenigen Unrecht haben, welche eine solche Staatsverfassung als eine rechtlich unmögliche verwerfen, da sie umgekehrt oft die alleinmögliche und förderliche ist **).

---

*) Schon Polybius macht die richtige Bemerkung: «Jede Regierung eines Einzigen kann nicht mit Recht Königthum genannt werden, sondern nur jene, welche sich auf gerechte Unterwerfung gründet und mehr durch Weisheit verwaltet wird. (Polyb. Fragmenta).

**) Die Alten, gewohnt an mehr oder weniger republikanische Formen, konnten die reine Monarchie nie mit dem Rechte so ganz verträglich finden, daher denn auch Cicero mit dem Dichter Ennius

2) Die reine Republik. Sie ist da vorhanden, wo die drei Gewalten in schlechthin vermittelter Einheit erscheinen. Sie bildet in sofern gleichsam den Gegensatz der reinen Monarchie und das andere Extrem in der Reihe rechtlich möglicher Staatsverfassungen. Die weitere Erklärung ihres eigenthümlichen Wesens ergibt sich nun leicht. Falsch würde man zunächst die Sache nehmen, wollte man unter einer Republik eine eigentliche Herrschaft des Volks verstehen, also das, was bei den Alten als eigentliche Demokratie galt, d. h. höchstmögliche Gleichstellung Aller an Recht und Macht zugleich, also eine völlig unmittelbare und gleiche Theilnahme eines jeden Bürgers an der Herrschaft. Ein unauflöslicher Widerspruch müßte sogleich mit eindringen und die

---

über die Monarchie sagt: „Nulla regni sancta societas nec fides est" l. I. c. 32. — Montesquieu, in seinem bekannten esprit etc. setzt Despotie als eine wirkliche Staatsform mit dem eigenthümlichen Merkmale der Unabhängigkeit des Willens der Regenten von jeglicher Regel. Allerdings ist dieses wohl der eigentliche Charakter der Despotie, indeß eben darum ist sie keine wahre Staatsform.

Form in Unform verkehren. Denn das Volk ist eben nur dieses dadurch, daß es gehorcht, unterthan ist; in sofern es aber gehorcht, stellt es wenigstens nicht zugleich die Staatsgewalt in ihrer bestimmten Erscheinung dar, sondern ist nur eine Seite des geformten Staatslebens selbst. Wo das Volk als Volk herrschen will, entsteht die sogenannte Ochlokratie (die alten Demokratien, z. B. die athenische unter und besonders gleich nach Perikles, waren in der That nur dieses), welche aber eben keine Herrschaft mehr ist, weil der Haufe, als Haufe ein unorganisches Aggregat ohne Ordnung, inneres Princip und Gesetz ist. Daher denn auch jede eigentliche Volks- (besser Haufen-) Herrschaft durch das chaotische Medium der Anarchie zuerst in Despotie und, im glücklichen Falle, d. h. wo sie nicht zugleich die Todeskrise des Volks selber ist, gemach in irgend eine rechtlich mögliche Form übergeht. Nichts ist der Menschennatur mehr zuwider, als ein solch ochlokratisches Treiben im Staate, und wahrhaft gottgesandt ist der, welcher mit mächtiger Hand in das Gewirr zu greifen und des Pöbels Nichtigkeit, so wie des Egoismus Ränke gleich kräftig als klug in ihre natürlichen Schranken zurückzudrängen

versteht. Er hat Gepräge und Recht der Legitimität, wenn ihm keine Geburt es gab, und so lange nur er zu herrschen geeignet ist, mag die geborene Legitimität sich bescheiden und ausharren, bis die Vorsehung sie zu dem schweren Amte zurückruft *). Die reine Republik gleicht vielmehr dem Baue und der Entwickelung des menschlichen Nervensystems, welches sich aus der totalen Mitte des Körpers allmählig hervorbildet und in dem Kopfe sich zuletzt so einheitlich darstellt, daß es hier in jedem Augenblicke nur in sofern herrscht, als es sich in der Vermittelung des Ganzen findet. Nichts geschieht daher in einer rein republikanischen Verfassung unmittel-

*) Es gibt wohl keinen unglücklichern Versuch die Führung der Staatsgewalt vernunftgemäß darzustellen, als jenen, welchen Rousseau erdachte, indem er dieselbe als eine bloße Beamtung ansah, womit das Volk bekleide. — Ein eben so wahres als treffendes Gemälde der politischen Nichtigkeit solcher Volksherrschaft gibt Cicero, nach Platon, in seiner Republik l. I. c. 43., und warnend fügt er c. 44 hinzu: „nam ut ex nimia patientia principum oritur interitus principum, sic hunc nimis liberum populum libertas ipsa servitute adficit."

bar von oben, noch aber auch, wie man irrig glaubt, eigentlich von unten, sondern alles Gebieten und Regieren ist ein vermitteltes Wirken des Ganzen. Wider diese Form streitet daher eben sowohl der absolute Gegensatz eines höhern und niedern Herrschaftsmoments, also, nach Weise der römischen Verfassung gleichsam ein Parallelismus zwischen Patriciern und Plebejern, als auch eine kopfweise unmittelbare Ausübung der Staatsgewalt auf Seiten des Volks, wovon Athen nach den Perserkriegen gegen die Zeit des peloponesischen ein Beispiel zu geben anfing *). Aber auch weder Rom noch Athen befanden sich politisch wohl, als jene Arten der Verfassungen sich durchgreifend verwirklichen wollten.

Der positiv-hervortretende Charakter der reinen Republik wird sich wohl darin am deutlichsten kund geben, daß sich ein durchaus g e m e i n s a m e s

---

*) Wir erinnern an den Mißbrauch des Ostracismus, an die Aufhebung oder wenigstens Entkräftung des Areopags. Ueber den auf diese Weise entstandenen ochlokratischen Geist können sich gleichzeitige Schriftsteller, wie z. B. P l a t o n in seinem Werke über die Gesetze, nicht stark genug beklagen.

öffentliches Zusammenwirken der drei Gewalten bildet, so daß jede auf den ersten Blick mit eigenem selbstständigen Leben begabt erscheint, während in der That das Leben jeder Einzelnen in dem der andern zugleich ist und darin seine Erhaltung findet. Diese gegenseitig abgemessene Gliederung wird nun schwerlich auf anderm Wege zu gewinnen seyn, als auf dem einer dem Grundsatze nach durchaus gleichen Wählbarkeit und Wahlberechtigung aller eigentlichen Staatsmitglieder, woraus eine absolute Volksregierung hervorgehen würde, welche wohl zu unterscheiden ist von dem Repräsentativ-Systeme in monarchischen Staaten, wo die Volksvertretung immer nur eine relative seyn kann und eben daher auch seyn soll *).

Weiter wird hierbei erforderlich seyn, daß durch die Wahl selbst verschiedene Grade in dem Staatsorganismus verwirklicht werden, welche sich gegen-

*) Wo daher wie z. B. in der spanischen Konstitution der Kortes die relative Volksvertretung mit Beibehaltung der Monarchie, als Grundform, in eine absolute übergehen will, entsteht eine wahre Staatsunform.

seitig bedingen und in Unterordnung stehen. Die Hauptsache zur Vermöglichung dieser Staatsform wird indeß immer eine wohlbegründete, weitgediehene Bildung eines Volks, so wie eine allgemein durchgreifende öffentliche Meinung bleiben, welche die Gemeinschaftlichkeit der höhern politischen Interessen richtig auffaßt, sie auf die Privatinteressen gehörig zu beziehen versteht und somit in der patriotischen Nationaleintracht das Wohl wie den Ruhm Aller erblickt. Selten wird die Geschichte ein Beispiel dieser Staatsverfassung aufweisen *).

---

*) Wenn auch kein vollständiges, doch ein sehr nahe kommendes Beispiel einer reinen Republick geben die vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier walteten indeß mehrere günstige Umstände, welche solches möglich machten; einmal nämlich bildete sich dieses Volk selbst aus Elementen zusammen, welche schon eine gewisse politische Reife in sich trugen und durch ihren Zusammenhang mit dem Mutterlande sich mehr und mehr zu einer besonnenen weltgebildeten Gesammtheit vereinigten; dann gab einem großen Theile dieses Staats Lage und Handel fortwährend neues Leben und Steigerung seiner moralischen Kraft; endlich brauchte hier die republikanisch-öffentliche

Zwischen den beiden Extremen, der absoluten oder reinen Monarchie und der absoluten oder reinen Republick lassen sich zwei allgemeine Uebergangsformen bemerklich machen, nämlich die Aristokratie und konstitutionelle Monarchie, welche beide daher als mögliche Hauptformen noch besondere Berücksichtigung fordern.

3) Die Aristokratie. Was der Name bezeichnet, sollte die Sache gelten. Aristokratie würde demnach ganz eigentlich die Herrschaft der Besten, Vorzüglichsten im Staate seyn. Es gibt hier indeß eine zweifache Ausartung, die man als Timokratie und als Oligarchie bezeichnen kann. In jener wird der Vorzug des Herrschens von einem gewissen Vermögen abhängig gemacht, in dieser stellt sich der Aristokratismus selbstständig auf und wird eben darum im Rechte des Herrschens gegen andere aus-

---

Meinung auch nicht erst die Einseitigkeit vieler Interessen aufzuheben, die anderwärts die Geschichte erzeugt und zu fester Gewohnheit gebildet zu haben pflegt. Uebrigens dürfte eine allmählig sich bildende Geldaristokratie die republikanische Freiheit hier doch auch gefährden.

schließend. Die Timokratie beschränkt die Freiheit durch ein zufälliges Moment, welches höchstens eine willkommene Beigabe seyn mag, nie aber an und für sich eine Befähigung zur Herrschaft ertheilen kann, weil es kein wesentlicher Vorzug des Menschen ist. Die Oligarchie stellt ein natürlich-abhängiges und darum seinem Wesen nach immer bedingtes Moment losgetrennt von seinem Boden, seinem Stamme dar und widerspricht hierin sich selbst. In beiden Ausarten bildet sich nun oft die Erblichkeit als sichernde und heiligende Grundlage jener politischen Einseitigkeit.

Die wahrhaft Besten im Volke gehen nur aus der ganzen lebendigen Fülle desselben hervor, finden in derselben ihren Ursprung, ihre Bildung und Geltung. Soll daher Bedeutung und Sinn dieser Staatsform rein aufgefaßt und als Musterbild in ihrer Art verdeutlicht aufgestellt werden; so ist nothwendig, daß die freie Wahl zunächst gewisse Klassen hervorhebe und bestimme, aus denen nur nach ausdrücklich bezeichneten Eigenschaften und Bedingungen die Regenten des Staats in Form einer genau zusammenhängenden Vielheit zu nehmen seyn würden. Doch müßte noch die gesetzliche

Grundlage hinzukommen, daß die durch die Wahl bevorrechteten Klassen, stets in ununterbrochener, lebendiger Verbindung mit der Allheit des Volks verbleiben; so daß einem Jeden, wofern er den erforderlichen Bedingungen in seiner Persönlichkeit und ihren bürgerlichen Beziehungen genügt, die Möglichkeit des Eintritts in jene Klassen erhalten wird. Es bildet somit die Aristokratie den Uebergang von der reinen Republick zur absoluten oder reinen Monarchie.

4) Die konstitutionelle Monarchie. Sie macht den Uebergang von der absoluten Monarchie zur reinen Republik. Gewöhnlich erklärt man sie für ein Produkt der neuern Zeit und will von ihr im Alterthum kein Beispiel finden. Hierbei wird jedoch eine bloße Modifikation dieser Form (als wofür unsere neue europäischen Konstitutions-Monarchien anzusehen sind) somit ein Besonderes, als ein Allgemeines aufgestellt und aufgesucht. Ohne Zweifel gibt die Herrschaft der römischen Könige ein, wenn gleich noch unvollkommenes, Bild konstitutioneller Monarchie, deren eigentliches Wesen darin besteht, daß der Herrschaft des Einen eine feststehende, mehr oder weniger aus dem Volke

selbst hervorgehende oder doch in ihm gegründete Norm der Mäßigung gesetzt ist. Je naturgemäßer, freier, allseitiger und organisch-lebendiger sich nun diese Norm aus dem Volke entwickelt, desto höher steht die konstitutionelle Monarchie selbst.

Eine eigenthümliche, von dem Nationalcharakter der neuen europäischen Völker, ihrer Geschichte und der gegenwärtigen Bildungsstufe begründete Modifikation dieser Staatsform stellt, wie so eben bemerkt worden, unser sogenanntes Repräsentativ-System, die volksvertretende Verfassung dar. Soll hierbei nun nicht willkürlich gedeutelt, Widersprechendes versucht, Uebermäßiges gefordert werden; so ist vor Allem nöthig, sich über den nähern Begriff und die eigenthümlichen Principien dieser Verfassungsart zu verständigen.

Das Wesen der Volksvertretung beruhet weder in einer realen Theilnahme des Volks selbst an der Herrschaft, so daß ihm ein positiv endscheidendes Urtheil zukommen könnte, oder ein Theil der Staatsgewalt, und zwar der wichtigste, der gesetzgebende, ausschließlich in seinen Händen läge; noch aber auch in einer einfach berathenden Mitwirkung, so daß dem Monarchen keine wirkliche Norm der

Mäßigung gesetzt wäre. Das Erstere würde das eigentlich republikanische Moment in die Monarchie bringen und mit demselben einen zerstörenden Widerspruch, wie denn solches in der mehrangezogenen Konstitution der spanischen Kortes der Fall war, das Andere könnte immerhin nützlich seyn, würde jedoch darum nicht als wahre Volksvertretung gelten, weil die Interessen des Volks keine Garantie ihrer Berücksichtigung fänden.

Das erste Erforderniß einer wirklich konstitutionellen monarchischen Verfassung ist daher: «die positiv-gesetzmäßige Garantie der politischen und bürgerlichen Freiheit ohne innerlich-wesentliche Beschränkung der Souveränität des Monarchen» mit andern Worten: «höchstmögliche durch's Gesetz verbürgte Vereinigung der öffentlichen und nationalen Interessen mit den privaten und der persönlichen Freiheit unter dem souveränen monarchischen Willen.»

Zunächst ergiebt sich also, daß es eine falsche Voraussetzung ist, welche mehr oder weniger Entwickelung, Handhabung und Stellung der Volksvertretung irre leiten und verrücken muß, wenn angenommen wird, die nationale Repräsentation müsse vorzugsweise Hemmungsmomente der Regierung

enthalten, also gleichsam eine starr sich erhebende Barriere bilden, an der das ungebührliche Vorschreiten der souveränen Macht sich brechen könne. Natürliche Folge dieser falschen Prämisse ist eine einseitige, eigensinnige, gleichsam verkörperte Opposition, die in ihrer absoluten Isolirung sich nicht sowohl gegen den Mißbrauch richtet, den grade diese oder jene Person aus unrichtiger Maxime von der Gewalt zu machen strebt, als vielmehr gegen die Regierung als solche selbst. Nur da, wo die Regierenden sich selbst als Zweck und Ziel des Regierens hinstellen, die Regierten als bloßes Material für den Bau ihres Glücks betrachtend, wie vordem eine zeitlang die englischen Torys und gegenwärtig hier und da die Ultras im französischen Ministerium, oder wo sie aus Mangel an Einsicht die Interessen der Krone von denen der Nation trennen, jene zuerst und als Hauptsache, diese zuletzt und als Nebenzweck behandelnd, da wird sich die Opposition als das eigentlich hemmende Moment aus der Natur einer wahren Konstitution lebendig entwickeln, wie im körperlichen Organismus, so lange er noch gesund besteht, die innere Kraft selbst das unnatürliche Uebergewicht dieses oder

jenes Systems zurückzudrängen bestrebt ist. In der That ist die Opposition für die eigentliche Regierung selbst kein Gegensatz, sondern Erregung, wirkliches Lebensprincip. Ohne in einen gewöhnlichen Ton des Lobes der brittischen Verfassung einzustimmen, darf man doch behaupten, daß die Opposition in dem Parlamente dieser Nation der Regel nach sich nur gegen die falsche persönliche Maxime der Regierenden richtet, nicht aber gegen die Regierung, noch weniger gegen die Souveränität, wovon jene ausgeht. Das Gegentheil bewiesen indeß einige landständische Versammlungen bei uns, so wie lange Zeit hindurch die französische Deputirten-Kammer. Natürliche Folge davon muß eine Reaktion auf der andern Seite seyn, welche gewöhnlich das Gegentheil dessen herbeiführt, so die Opposition gewollt. Das auffallendste Beispiel zeigt gegenwärtig Frankreich; die ungemein friedlichen Verhandlungen auf einigen spätern deutschen Landtagen scheinen gleichfalls mehr eine Folge lähmender Zurückwirkung der Regierung als eigentlichen Sieges der frühern Opposition zu seyn.

Fassen wir nun die positive Seite der landständischen, stellvertretenden Verfassung auf; so ist das erste Merkmal dieses, daß sie die Regierung

zur Einsicht in ihre eigentliche Aufgabe, so wie zum Bewußtseyn ihrer wahren Macht und zur leichten, gerechten Ausübung derselben verhelfe. Alle Macht des Staats entspringt aus der lebendigen Einheit seiner Elemente, Systeme und ihrer Funktionen. Die Stellvertretung kann die natürlichste und wirksamste Vermittelung dieser Einheitlichkeit in der Monarchie werden. Denn sie ist allein geeignet, einerseits auf das eigenthümliche Leben jedes organischen Theilganzen im Staate aufmerksam zu machen, andererseits die innerste Gegenseitigkeit dieser einzelnen Lebenssysteme nicht nur unter sich, sondern auch nach ihrer endlichen Vereinigung in der Souveränität zu bewirken. Sie dient, ganz eigentlich zu zeigen, daß die Regierung im Gegensatze mit dem Volke gar keine eigenthümlichen Interessen habe, daß sie in denen des Volks die ihrigen besorge und verwirkliche. Die Repräsentation dient weiter, die schlummernden Kräfte zu wecken, die erwachten zu steigern, das gesammte Spiel des socialen Lebens zu erregen und zu vermannigfaltigen. Der Gemeinsinn mit dem wechselseitigen Zutrauen wird erzeugt, Talente werden entwickelt und gebildet, Licht und Schatten der nationalen Einrichtungen

richtiger zusammengestellt, die möglichen Interessen, Rechte, Gesetze aus vielfachen Gesichtspunkten beleuchtet, betrachtet und nach reiflicher, allseitiger Erwägung geordnet. Hiermit entsteht das, was man öffentliche Meinung nennt, mit dieser erhöhete Bildung in der Gesammtheit, aus beiden erzeugt sich der echt nationale Patriotismus. Sehr gern erinnert man auch in dieser Hinsicht an England, ohne die vielen, oft der wahren Kultur widerstrebenden, jedoch eben aus der einseitigen, vielfach bloß zufällig gebildeten Beschaffenheit seiner Konstitution entspringenden Erscheinungen rechtfertigen zu wollen.

Verweilen wir nach der kurzen Erklärung des Wesens der konstitutionellen Monarchie überhaupt nur noch einen Augenblick bei einigen allgemeinen Punkten. Vorzüglich sind es die Grundprincipien, welche unsere Aufmerksamkeit gewinnen müssen.

Zunächst begegnen wir der Frage: «Auf welcher Grundlage kann und soll jede wahre Volksvertretung beruhen?» Es ist mißlich, hier etwas Allgemeines mit Allgemeingiltigkeit aussprechen zu wollen, da die besondern Umstände, welche aus

Geschichte, Nationalität und Landeseigenthümlichkeit entspringen, nothwendige Berücksichtigung heischen, so daß, wie schon mehr angedeutet worden, die Konstitution des einen Volks, und wäre sie die vorzüglichste, darum nicht schlechthin die eines andern, verschiedener werden kann. Dennoch dürfte sich aus dem Begriffe und Wesen einer konstitutionellen Monarchie überhaupt eine gewisse allgemeine Forderung rücksichtlich der Grundlage entwickeln lassen, welche, eben in ihrer Allgemeinheit, das Besondere der Umstände für besondere Fälle nicht ausschließt.

In einer konstitutionellen Monarchie wird bezielt die «positiv-gesetzmäßige Garantie der politischen und bürgerlichen Freiheit, oder der höchstmöglichen Ausgleichung der öffentlichen, nationalen und Privatinteressen ohne innerlich-wesentliche Beschränkung der monarchischen Souveränität, also unter dem in vollständiger Kraft bestehenden souveränen Willen.» Es ist somit ganz eigentlich darum zu thun, die Möglichkeit einer monarchischen Willkühr aufzuheben, und die Souveränität auf ihr eigenstes Selbstgesetz zurückzuweisen, welches kein anderes, als das Vernunftgesetz seyn kann. Denn steht gleich der

Regent als Souverän nicht unter den einzelnen, sich positiv aufstellenden Gesetzen, so ist er darum nicht ausser dem Gesetze, weil die wahre Gesetzgebung ihrer Quelle, deren bloßer Ausfluß sie ist, eben so wenig fremd oder gar widerstrebend seyn kann, als die Folge ihrem Grunde, die Wirkung ihrer Ursache.

In der Einherrschaft nun macht sich grade die Eigenthümlichkeit geltend, daß die Souveränität, welche die objective Vernunftmacht ist, an die subjective Persönlichkeit, als ihre vermittelnde Form geknüpft erscheint. Alle Subjectivität enthält aber schon als solche, nothwendig eine Beschränkung, die sich dem mehr oder minder mittheilen wird, welches durch sie dargestellt werden soll. Daher die leichte Gefahr des Mißbrauchs der obersten Gewalt, der Isolirung der Interessen, zumal da die Wirkungen der subjectiven Beschränkung des Souveräns sich auch auf die von ihm bestellten Verwalter seiner Macht, die Regierung, erstrecken werden, sey es, daß die allerhöchst beliebten Maximen an und für sich schon einseitig und beschränkt sind, sey es, daß die Regierenden weder moralische noch intellectuelle Kraft genug besitzen, um sich durch

das wahrhaft souveräne Moment in der Ausübung bestimmen zu lassen.

Diesem fast nothwendigen Uebel soll nun die Volksvertretung begegnen, welche in der sogenannten Konstitution ihre daurende und festbestimmte Gesetzmäßigkeit erhält. Die stellvertretende Verfassung ist daher zu betrachten als eine Selbsthilfe der Souveränität, der Vernunft im Staate, wodurch sie sich gegen Irrthum und Selbstverläugnung im voraus zu schützen sucht, nicht unähnlich demjenigen, der, sich seiner Schwäche bewußt, durch irgend ein Mittel die Hände selbst bindet, um nicht im Andrange der Verführung umzukommen. Sie ist die Vermittelung der subjectiven Vernunft zur Objectivität, also zu ihrer wahren souveränen Geltung, ohne jedoch diese selbst zu behaupten. Sie kann eben deshalb nur von der Souveränität ausgehen, welche jedoch allererst durch den Drang der Umstände und das gesammte Aufstreben des Volkslebens auf ihre subjective Beschränkung aufmerksam gemacht, sich entschließen muß (eben um sie selbst zu bleiben) dieser durch ein objectives Moment abzuhelfen, welches in der Konstitution verbürgt und bestimmt wird. So kann

denn diese selbst bloß scheinbar aus dem Volke, als ihrer eigentlichen Quelle, hervorgehen, da letztere vielmehr nur die Veranlassung zu jener Selbstbefreiung der Vernunft von ihrer subjectiven Beschränkung darbietet. Der eigentliche Grund einer konstitutionellen Verfassung kann also nur in der Souveränität liegen, welche indeß aufhört, sie selbst zu seyn, wofern sie blind ist gegen ihre Beschränkung, gegen die mögliche Aufhebung derselben, so wie gegen die sich mit Nothwendigkeit aufdringende Veranlassung im Volke. Denn in diesem Falle würde die Vernunft sich ja selbst verkennen, würde Selbstsucht an die Stelle der Selbstgesetzgebung treten lassen, was ihrem Wesen widerspricht. Daher in der That die meisten Revolutionen von oben bewirkt wurden, weil man das Maaß mit dem Berufe vergessend, die Zeichen der Zeit verkannte, welche die ewige Nothwendigkeit in dem Laufe der menschlichen Dinge der Vernunft zur Gemahnung an sich selbst aufgesteckt hat. So geschah es in England, wo das Geschlecht der Stuarts ihre unvernünftige Selbstsucht von Gottes Gnaden bestellt glaubten, nur ihrentwegen zu herrschen, und deßhalb gegen jede noch so laute War-

nung der Zeit taub blieben; so geschah es in Frankreich; so wird es über kurz oder lang in mehreren europäischen Staaten geschehen, wofern man fortfährt, der ewigen Ordnung und ihren Gesetzen das Gemüth zu verschließen. Wo dagegen die Regierungen, mit dem Selbstbewußtseyn der Vernunft, den Gang des Lebens der Völker beachtend, die Harmonie zwischen diesem und seinen möglichen Formen zeitig genug herstellten, da gingen die Staaten ohne erschütternde Krisen aus einer Periode in die andere über.

Liegt also der wahre Grund der Konstitutionen nur in der Souveränität; so werden wir ihre eigentliche Bürgschaft einzig und allein im Volke suchen müssen, und es ist einer von den vielen halbwahren oder nur scheinbar wahren Sätzen, daß, die Form der Staaten möge seyn, welche sie wolle, Alles auf diejenigen ankomme, so sie verwalten. Denn die Form ruhet ja im Leben des Volks selbst. Ist dieses in sich stark und gesund, wird es auch jene seyn; ist es schwach und krank, wird auch jene sich nicht halten. Wo ein Volk, an und für sich reif für eine Konstitution, diese in angemessener Weise gewinnt, da wird es sich so lange behaupten,

als es deren würdig ist und in sich ihre Lebens- wurzeln nicht absterben läßt. Auch hier könnte man die Geschichte aufrufen. Wenn gegenwärtig in Frankreich der Karte Gefahr drohet, wenn sie durch Abänderung des Wahlgesetzes und die Art, wie solche erzielt ward, in ihrem innersten Wesen verletzt erscheinen muß; wer hat ihr die Würde beigebracht? Nicht der König, noch sein Ministerium, was dieses sich auch dafür mag abgemühet haben; das Volk ward sein Selbstverstümmler, weil es nicht Energie genug besaß, den Versuchen zu widerstehen, die man gegen seine Freiheit unternahm. Kann hierfür etwas deutlicher, schlagender sprechen, als die gegenwärtige Zusammensetzung der Kammer der Abgeordneten selbst? *) — Noch besteht in

*) Die Erscheinung ist indeß nichts weniger als unerklärbar. Eine zu inniger allgemeiner Theilnahme erziehende Verfassung will auch als solche allgemein erst anerkannt seyn. Man sehe auf die Masse der Nation, wie sie aus den Revolutionsstürmen dem Militärdespotismus anheim fallen mußte; man lasse nicht unbeachtet, wie in den frühern Deputirtenkammern es so stürmisch-leidenschaftlich häufig herging, daß

England die Konstitution, welche Jahrhunderte hindurch sich gestaltend, eben darin die Bürgschaft

---

wohl neue Umkehrungen, dagegen nicht der alte Despotismus zu fürchten war. Voraussichtlich wird auch der eingetretene Thronwechsel das alte Wahlgesetz nicht herstellen oder das jetzige günstig modificiren, sondern das Volk muß statt Mehrung eine Verminderung der nationalen Lebenskreise zuvor wahrnehmen, und dieß muß früher oder später sich zeigen. Was wir im Obigen vor einigen Jahren andeuteten, hat sich jüngst bestättiget. Die fast allgemeine Stimme des Volks ist es, welche das Land seiner konstitutionellen Freiheit zurückzubringen scheint, wahrlich nicht der direkte Einfluß von oben. Dinge und Personen nehmend wie sie sind, können wir dennoch zu dem Geiste der das, wohl unausweichlich neu zu bildende, Ministerium beseelen wird, kein rechtes Vertrauen fassen. — Keine Minderung der Last der öffentlichen Meinung wäre aber abzusehen, vielmehr stärkerer Druck gegen das liebgewonnene System, wenn man der ganz nächsten Zukunft damit begegnen zu können wähnen sollte, daß man die Kammern nicht beschäftigte, das Regierungsgebäude im Ganzen ließe wie es zeither war. Halbe Maaßregeln, Palliativ-Mittel möchten es hier am wenigsten thun! — Ob indeß die jetzige Volksstimmung stark

ihrer Dauer fand, daß sie, nur auf dem Leben des Volks basirend, sich aus demselben fortschreitend

und nachhaltig genug seyn wird, die Conflikte der verschiedenen Parteien zu verhindern, kann wohl nicht im Voraus bestimmt werden, besonders da auch ungewiß ist, wie der Geist der Kammern, namentlich der ersten, sich gestalten wird. Ein Partei- oder Koalitions-Ministerium dürfte, wie entfernt es für jetzt scheinen mag, von der Macht der Umstände zuletzt dennoch erzwungen werden. Von solcher Verschmelzung (ein heftiges anfängliches Aufbrausen, aber nicht wohl ein gefahrdrohendes Aufgähren, oder gar ein Verdampfen der Elemente mit sich führend) möchte die versöhnliche Auflösung des Knotens endlich doch zu erwarten und die nächste politische Zukunft Frankreichs abhängig seyn. — Indeß ist es erfreulich, eine Nation welche in dem europäischen Staaten-Systeme nicht die letzte Rolle zu spielen gleichsam von der Natur und dem Schicksale bestimmt ist, zu dem Bewußtseyn ihrer Mündigkeit zurückkehren zu sehen. An die Revolution zu mahnen, scheint uns ein höchst gefährliches und schmähliges Mittel zu seyn, wodurch jesuitische Ultra's und Partei-Männer die Sache des Königthums mit ihren egoistischen Zwecken verbinden möchten, mit denen sie doch weder jetzt irgend etwas gemein hat noch je haben kann. Die Konvenienz des,

ihre Elemente und Belebung nahm. Dennoch scheint, wegen mancher jenem Principe unleugbar widerstrebenden Einseitigkeit die gährende und vielgebährende Mitzeit auch gegen sie nicht gleichgültig sich verhalten zu wollen. Das Volksleben zergeht dort fortschreitend sicht- und fühlbarer in zwei polarische Extreme, für welche eine Modifikation der Verfassung bald den Ausgleichungspunkt feststellen muß, wofern nicht irgend eine unkonstitutionelle Macht ein gefährliches, der Freiheit unzuträgliches Usurpationsexempel aufstellen soll. Mit Recht sagt in dieser Beziehung ein bereits angezogener achtungswerther politischer Schriftsteller und Zeitgenosse: «Indessen haben die neuern Begriffe von Recht und Freiheit, die jeder Begünstigung durch den Zufall der Geburt

---

wohl noch länger verspürbaren, Villele'schen Ministeriums rücksichtlich Englands, scheint uns bedenklich. Frankreich muß auf sich selber ruhen, wie England, wenn es gleich diesem seinen wahren Standpunkt im politischen Gleichgewichte behaupten will. Unter Castlereagh fiel England aus seiner natürlichen Rolle, was der große Gefangene auf Helena richtig sobald bemerkte. Gleiches kann von Frankreich unter Villele (wie vordem unter Choiseul in Bezug auf Oestreich) behauptet werden.

entgegen sind, auch in England Fortschritte gemacht. Das vielbesprochene demokratische Princip, der natürlichen Gleichheit günstig, die keinen Unterschied gestatten will, als der sich aus der Verschiedenheit der Anlagen, Talente und Tugenden ergibt, und den das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft fordert, gewinnt mit jedem Tage neuen Boden. — — Die wahre Opposition, welche die Masse der Bevölkerung jetzt dafür erkennt, sind die verschrienen Sprecher und Führer der Radikalen. Ein bedenkliches Zeichen, das alle Aufmerksamkeit verdient.» *) Wir wollen hier nur auf die Extreme hindeuten, für welche sich die brittische Nation den Indifferenzpunkt zu suchen hat. Auf der einen Seite steht die wahrhaft kolossale Größe der Gutsbesitzungen, auf der andern die vergeblichen Anstrengungen der Pächter, die übertriebenen Anforderungen der Landeigenthümer an ihre Kassen mit den Forderungen und Bedürfnissen, welche für sie die Zeitverhältnisse erzeugen, in ausgleichende Gegenseitigkeit zu bringen. Immer weiter lockern und lösen sich die alten familienartigen Bande, die ehedem Grundherren und Pächter zu einem Interesse und zu einer Gesin-

*) Weitzel, Europa in seinem gegenw. Zustande. S. 211.

nung rücksichtlich des politischen Bestandes der Dinge vereinten. Eine andere zu indifferenzirende Poralität bildet den Abstand zwischen Armen und Reichen, welcher sowohl der Zahl als dem Grade nach in's Ungeheure und Schreckhafte sich erweitert. Genußsucht und Verschwendung treibt das Streben nach Reichthum auf's höchste, während die Armuth selbst für ihre schwersten Mühen an dem Baue fremden Glücks des entsprechenden Lohns entbehrt. «Eine gefährliche Nachbarschaft, sagt Weitzel, so wahr als witzig*), wenn zwei bis drei Hungrige neben einem Satten sitzen, vor dem die einladende Mahlzeit duftet, besonders wenn die Hungrigen der gefährlichen Lehre Gehör geben, die Natur habe für Alle gleich gedeckt, und gerade die Hungrigen geladen.» Endlich deuten wir hin auf die Extreme, welche hier die freie Aufklärung in Religion und Humanität, dort barbarische Vorurtheile in beiderlei Hinsicht darstellen. Möge man doch in dem vielgerühmten Lande der Freiheit recht bald erkennen, welches die Zeichen der Zeit sind **)! —

*) A. a. O. S. 215.

**) Kaum hatte ein Canning seitdem die erste Stelle im Rathe des Königs eingenommen, als er auch schon zu

Die Betrachtung des Grundes und der Bürgschaft konstitutioneller Freiheit führt uns von selbst auf die weitere Frage nach ihrer organischen Gestaltung. Es würde schwer seyn hier die verschiedenen Ansichten auch nur flüchtig andeuten zu wollen. Uns scheint im Allgemeinen Folgendes Berücksichtigung zu heischen.

Die konstitutionelle Monarchie wird sich entweder historisch-successiv ausbilden, wie die englische, oder sie ist ihrer ganzen Vollendung nach das Erzeugniß einer bestimmten Zeitepoche. Dieses letztere kann nur geschehen, wenn im Staate auf irgend eine Weise das Bewußtseyn der Nothwendigkeit eines gesetzmäßig-bestimmten Verhältnisses der Interessen bedeutsam angeregt wird.

Im erstern Falle kann leicht das Historisch-Zufällige das Wesentliche verdrängen, oder doch wenigstens vielfach bedingen, hemmen und in seiner Wirksamkeit stören, im andern droht die Gefahr

---

den berühmten Todten gezählt werden mußte. Schwer zu sagen möchte seyn, ob sein Talent, seine umsichtige Kühnheit, sein hoher politischer Muth für die Ruhe der Welt, oder für die National-Bedürfnisse seines Vaterlandes länger nöthig gewesen wäre.

einer unnatürlichen Zurückdrängung des Geschichtlich-Nothwendigen und einer ertödtenden Allgemeinheit der Formen.

In beiderlei Hinsicht ist daher gewissermaßen nothwendig die eigenthümlichen Hauptforderungen einer solchen Verfassung wenigstens im Allgemeinen zu entwickeln, oder die gleichsam natürlichen Grundzüge derselben im Umrisse anzudeuten.

Zunächst verdient Beachtung, daß die sogenannte Repräsentativ-Verfassung, als konstitutionelle Monarchie gedacht, vor Allem den möglichen Gegensatz zwischen Regierung und Regierten, zwischen Fürst und Volk ausgleichen, keineswegs aber erst recht festzustellen bestimmt sey. — Hieraus ergibt sich nun sogleich, daß, da hier Wirklichkeit und ihre Bedingungen mit zu rathen haben, die Vertretung nicht in einer absolut selbstständigen, gleichsam isolirten Form sich aufstelle, sondern, so wie der Zweck der Vertretung Sicherung und gesteigerte Belebung des ganzen Staatskörpers ist, so auch ihre Organisation sich an die der leitenden und befehlenden Macht lebendig anschließe.

Der Staat ist ein Ganzes, in welchem es mancherlei Abstufungen gibt und geben soll, weil er

eine fast unendliche Summe von Bestrebungen und Interessen umfaßt, weil er überhaupt das System eines reichen, vielseitigen Lebens darstellt.

Die Abstufungen im Staate sind theils durch die Natur vorgezeichnet, theils durch die Geschichte gebildet, theils endlich durch die verschiedenen Beschäftigungen und Zweckerstrebungen der Staatsmitglieder selbst gemach entstanden. Mehr oder weniger werden alle diese Momente zusammenwirken, und grade nach der Art und dem Verhältnisse dieses Zusammenwirkens wird die Abstufung in dem Staatsganzen sich bilden. Besonders aber ist es die Beschäftigung, gleichsam die Theilung der Arbeit im Staate, welche die Gegenseitigkeit des bürgerlichen Lebens nach einzelnen Richtungen feststellt. Diese also festgestellten Richtungen bilden die Stände.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß unter den Beschäftigungen einige höherer andere niederer Art sind, welche Gradverschiedenheit sich wiederum richtet nach der Kultur eines Volks. Soll indeß die Theilung der Arbeit gedeihlich seyn, muß sie durch Uebergänge vermittelt werden, nicht aber starr sich scheiden. Es müssen daher auch die

Stände in einer lebendigen Gegenseitigkeit erhalten oder in dieselbe gesetzt werden.

Sonach bietet sich bei einer zu organisirenden konstitutionel-monarchischen Verfassung ein vernünftig allgemeines und historisch-besonderes Moment zugleich dar.

Vor Allem muß der Monarch, als solcher, der Sache und nicht blos dem Namen nach bestehen. Ihm gebührt überall die letzte Entscheidung, wo es sich um die Aufstellung eines eigentlichen Gesetzes handelt. Ein ihm zugestandenes bloß relatives Veto wird über kurz oder lang eine, das eigentlich monarchische Gebäude zerstörende Kraft beweisen, je nachdem entscheidende Umstände früher oder später eintreten. Der Stellvertretung gebührt daher überall keine authentisch-positive Theilnahme an der Gesetzgebung, sondern nur eine gleichsam negative, d. h. was am Ende Gesetz seyn soll, kann nur der Souverän bestimmen, hierin darf die Repräsentation nur berathen, nichts kann aber von dem Souverän als Gesetz sanktionirt werden, was die berathende Versammlung als eine gesetzliche Unmöglichkeit verworfen hat, hierin besitzt diese ihre mögliche entscheidende Kraft.

Der Uebergang von dem Monarchen zu dem Volke und somit zu der Gesammtheit der Stände, wird ganz eigentlich dadurch vermittelt, daß die Besten oder Vorzüglichsten im Volke (ἀριστοι, optimates) die Berathung übernehmen. Sie stehen dem Monarchen zunächst und bilden seine würdigste Umgebung.

Die Besten im Volke können nun auf einer untergeordneten Kulturstufe des Volks oft allerdings gewisse Geschlechter darstellen, eine Art Geburtsadel, so lange nämlich die Natur der Sache nicht gestattet, daß die Bildung und mit ihr die eigentlich moralische Kraft bis in die untersten Glieder eines Volks sich verbreitet, wo also dieses selbst noch zu keiner deutlichen Gestaltung gediehen ist; wie denn auf dieser Linie das Volksleben überhaupt sich in Korporationen, gleichsam in eignen Nervenknoten, gruppirt, um so überall erst die Elemente und Keime der Bildung im Besondern zu pflegen, auf daß sie, zu wirklich-gediegener Kernhaftigkeit geformt, hernach als feststämmige und reichgekrönte Bäume emporwachsen, ihre Zweige kräftig-weit über das Ganze erstrecken und verbreiten können.

Sobald dieses geschehen, sobald also die Bildung und moralische Kraft die Gesammtheit durchdrungen hat, so daß sie in allen Kreisen des Staatslebens bei einzelnen Individuen energisch=konzentrirt erscheinen kann, ist die Optimatie kein privilegirter Vorzug mehr, sie muß sich aus der Gesammtheit und durch diese bestimmt aufstellen, so daß die Besten, die Vorzüglichsten diejenigen sind, welche das freie Urtheil des Volks überall als solche bezeichnet.

Sogleich begegnet man nun hier einer neuen Frage, dieser nämlich: «Soll im Volke Jeder ohne Unterschied wählen, soll Jeder ohne Unterschied wählbar seyn?»

Es scheint als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden zu müssen, daß in jedem, noch so gebildeten Volke eine mehr oder minder gemeine Volksklasse besteht, welche weder hinlängliches Interesse, noch Selbstständigkeit des Urtheils genug hat, um unpartheiisch und gesunden Sinnes die Vorzüglichsten hervor zu heben oder auch nur zu erkennen und zu würdigen.

Sollte diese Klasse unbedingt mitstimmen in den wichtigsten Angelegenheiten des Staats; so würde

entweder das demokratische Moment oder auch das absolut monarchische sehr leicht das Uebergewicht erhalten können, je nachdem Volksführer oder Polizei und Ministerklugheit es verstünden des unselbstständigen Haufens sich zu bemächtigen. Jener wird sich daher hier eine gewisse Schranke erheben müssen, welche das Unzweckmäßige und Gefährliche zurückhält. Besitz eines gewissen Grundeigenthums, Führung eines Staatsamts oder eines Gewerbes, auch wohl eines zur bürgerlichen Subsistenz zureichenden Kapitals würden als allgemeine Bedingungen aufzustellen seyn.

Bleibt nur dem niedern Haufen, wie es in einem wohlgeordneten Staate sollte, die Möglichkeit leichten und ungehinderten Erwerbs, dabei Freiheit in der Wahl des Berufs; so wird auch dieser Klasse ihr Antheil an der Volksvertretung rechtlich gesichert seyn.

Hierbei ist näher zu bemerken, daß nicht eins oder das andere dieser Momente, z. B. das Grundeigenthum oder der Geldreichthum als alleinige Bedingung gesetzt werde. Wo dieses geschieht ist die wahre Idee der Volksvertretung aufgehoben, die Garantie der allgemeinen Freiheit des bürger-

lichen Lebens und der Harmonie der Interessen bleibt unerreicht, ja schwindet um so mehr, je leichter unter der täuschenden Vorspiegelung derselben die Bevorrechteten ihr besonderes Interesse allein berücksichtigen und die Mühen der Andern dafür in Anspruch nehmen können. Auf diese Weise kommt an die Stelle der Vertretung durch die Besten, also an die Stelle der Optimatie, wirkliche Herrschaft Weniger, wahre Aristokratie, welche drückender ist, als absolute Monarchie je seyn kann. Viele Tyrannen werden entstehen, wo bei der letztern zunächst nur Einer sich erheben kann. *)

---

*) Wir können daher der Ansicht Einiger unserer sonst geschätzten Staatsmänner und politischen Schriftsteller nicht billigen, welche das Eigenthum als alleinige Bedingung des Wählens und der Wählbarkeit machen, wie z. B. selbst Ancillon a. a. O. «Die erste Bedingung, sagt er, der politischen Rechte, es sey als Wahlherr der Repräsentanten, oder als Wahlfähiger zur Repräsentation, ist das Eigenthum als einziger Bürge der Unabhängigkeit, der Bildung und des wahren Gemeinsinns.» S. 116. Konsequent schließt er daher die Gelehrten und die Staatsbeamten als solche, d. h. ohne Eigenthum gedacht,

Es muß also als oberster Grundsatz jeder wahren Volksvertretung aufgestellt werden, daß nur die Besten, d. h. solche, welche die Interessen des Volks kennen, welche selbst Interesse am Staatsleben nehmen, welche endlich mit der nöthigen Einsicht eine unverdächtige Redlichkeit verbinden, abgesehen von allen zufälligen Umständen, aus der

---

von der Volksvertretung aus. — «Diejenigen, die kein Eigenthum besitzen sind eigentliche Fremdlinge im Lande und können wie Reisende betrachtet werden, die heute hier sind und morgen dorthin wandern können.» S. 103. Folgerecht kann, bei solcher Ansicht, auch der Handelswelt kein Blick besonderer Gunst werden; denn die Seele des Handels ist ein ewiges Treiben, ein rasches Wechseln des Eigenthums, ein ununterbrochenes Erwerben und Veräussern. In der Handelswelt gibt es der Geschäfte so formenfreie und doch bindend, daß ein noch so großes Grundeigenthum auf einem Blättchen Papier überall mit auf Reisen gehen kann, und der Gemeinsinn bleibt inzwischen nicht wohl daheim. Uebrigens muß man gestehen, daß der Verfasser Alles, was sich für seine Ansicht sagen läßt, mit viel Einsicht, Scharfsinn und Deutlichkeit entwickelt und dargestellt hat. Daß

Gesammtheit des Volks um den Monarchen versammelt werden. «Nur da, sagt Polybius in seinen Fragmenten über die verschiedenen Formen des Staats, ist Aristokratie (im wahren Sinne des Worts) wo durch Wahl die gerechtesten und weisesten Männer zur Regierung gelangen.»

Das erste natürliche Korollarium dieses Grundsatzes ist nun «höchstmögliche Freiheit der Wahl.»

Diese aber kann nur da statt finden, wo zunächst den an sich für die Wahl überhaupt Befähigten eine ungehinderte Berathung gestattet wird, und die Wahl selbst unter einer doppelten Kontrolle steht, der nämlich der Regierung und der Municipalität. Ein andres nothwendiges Erforderniß ist die Freiheit der öffentlichen Meinung und der

---

hierbei Majorate, Fideikommisse und korporatives Eigenthum der Geistlichkeit in Schutz genommen werden, fordert der Grundsatz. Der Verfasser gehört zu der angesehenen Schule der Historischen, deren erster Gesichtspunkt das Bestehende ist, Alles, oder doch bei weitem das Meiste, der langsamen naturgemäßen Entwickelung überlassend.

Presse, wodurch allein der Möglichkeit vorgebeugt werden kann, daß nicht durch allerlei unerlaubte Mittel, die Ehrsucht, oder Kabale und Intrigue, in wessen Interesse sie auch spielen mögen, ersinnen und anwenden, die Ansicht der Wählenden getrübt und ihr Wille irre geleitet werde. Wo die befangene Wahl den Schlechten an die Stelle des Besten gesetzt hat, wird das öffentliche Urtheil richten, die Wählenden belehren oder züchtigen, den Gewählten zurückdrängen oder unschädlich machen, künftige Mißbräuche durch die Furcht vor Brandmarkung verhindern oder doch erschweren. Nichts möchte deshalb der französischen konstitutionellen Freiheit mehr schaden können, als es die Aenderung des Wahlgesetzes gethan, wodurch die Wahl mehr oder minder in die Hände der Regierung gegeben worden ist.

Die Frage: «soll die Stellvertretung sich in einer oder in zwei Kammern darstellen» kann fast nur historisch, d. h. nach dem Verhalten der jedesmaligen Umstände auf die eine oder die andere Weise entschieden beantwortet werden. Im Allgemeinen darüber bestimmen zu wollen, würde fast eben so viel bedeuten, als eine absolut-beste Ver-

fassung nach ihrer möglichen konkreten Form aufzustellen. Alle Stellvertretung richtet sich in ihrer bestimmten Verwirklichung nach der in einem Volke historisch-nothwendigen Abstufung. Die Hauptsache wird daher zunächst diese seyn, daß die bestehenden Stände einmal auch in der wirklichen vertretenden Thätigkeit gegenseitig bleiben, dann, daß ihre betreffende Wirksamkeit in lebendige Beziehung kommt. Dadurch allein bildet sich Kampf, Beleuchtung, Entwickelung, Regsamkeit und endlich reife Ausgleichung in Ansichten und Interessen. Würden die Abstufungen, wo sie wirklich bestehen, in dem Kammersysteme gänzlich mißachtet, so müßte entweder eine gewaltsame Einigung oder eine eigensinnige Trennung und Opposition der Meinungen entstehen. Dieses Letztere zumal liegt in der Natur des menschlichen Strebens, welches, wenn ihm nicht sein Recht widerfährt, so lange in's Extrem reagirt, als es von seiner Kraft nicht ganz und gar verlassen wird. Fände aber keine lebendige Beziehung zwischen den vertretenden Ständen statt, müßte Einseitigkeit, Unkunde, Zerstückelung in Ansichten und Bestrebungen kommen, und am Ende würde nicht das wahre nationale Interesse, sondern das egoisti-

sche dieses oder jenes Standes den Sieg erringen; der aus solcher Trennung nothwendig enspringenden Lähmung der Staatsthätigkeit überhaupt nicht zu gedenken.

Wo indeß historisch eine bestimmte Abstufung in einem Volke nicht wirklich besteht, wie solches zum Theil in dem nordamerikanischen Freistaate der Fall ist, da wird es zweckmäßig seyn, daß durch eine Wahl der Gewählten selbst (und nur durch diese) eine Art Instanzenverschiedenheit in das Kammersystem gebracht werde. Ob man dieses nun durch zwei Kammern, oder wie sonst, bewerkstelligen solle, kann hier keine nähere Erörterung finden. Nur so viel darf wohl im Allgemeinen in dieser Hinsicht behauptet werden, daß der Grundsatz der Amovibilität durch dies ganze System herrsche, daß alle eigentlichen Gesetzvorschläge durch alle Kammerinstanzen berathen werden, daß bei der Scheidung der Kammern keine widerstreitenden Elemente in einer derselben vereiniget werden, daß die Berathung, der Regel nach, unbeschränkte Oeffentlichkeit behaupte. Wie nützlich übrigens unter Umständen ein Instanzensystem in den Kammern werden könne, hat jüngst die Geschichte des letzten französischen Parlaments

bewiesen, wo der ministerielle oder auch royalistische Ultraismus der zweiten Kammer eine wohlthätige Hemmung in der liberalern Ansicht der ersten fand; wie schädlich es sich aber umgekehrt ohne gehörige lebendige Ineinanderbewegung zu äußern im Stande sey, haben wir in verschiedenen brittischen Parlamentssitzungen der letztern Jahre bemerken können, wo die heiligsten und selbst einer freien Politik zuträglichsten Interessen keine legislative Berücksichtigung gewannen, weil das Haus der Lords, an einseitigen Vorurtheilen hängend, zum Theil auch wohl von Egoismus befangen, seine verwerfende Abstimmung den bessern Beschlüssen der Gemeinen entgegensetzte. Uebrigens darf bei dem Kammersysteme der Grundsatz der Trennung und Vielheit nicht das Uebergewicht über den der Einheit gewinnen. Diese muß immer Ziel und Zweck bleiben, und alle trennende Vielheit soll sich auch hier als Vermittelung der Einheit geltend machen. Ein Beispiel vom Gegentheil gibt die schwedische Volksvertretung mit ihren vier Kammern, von denen jede das Recht des Veto hat. Wer möchte sie aber auch als Muster aufstellen, wenn er ihre geschichtliche Wirksamkeit vergleichenden Blicks betrachtet?

Noch ist ein Punkt übrig, welcher, wie es scheint, zu wenig beachtet wird. Er betrifft die Frage, ob bei dem Repräsentativ-Systeme, wie es sich zumal in der Gegenwart ausbildet, der einzelne Repräsentant vorzugsweise als Vertreter seines Standes und der besondern Interessen desselben thätig seyn soll, oder aber, ob er nur seine Meinung und sein Urtheil überhaupt auszusprechen hat, so daß er oft scheinbar selbst dem besondern Interesse, für welches man ihn aufgestellt glauben möchte, entgegen sich entscheiden darf.

Die Beantwortung dieser Frage hängt ganz eigentlich von der richtigen Auffassung der wahren Idee einer stellvertretenden Verfassung überhaupt ab. Gesetzmäßige Garantie der Freiheit des Volks nach seinen Privat- und öffentlichen Beziehungen unter dem souveränen Willen ist Inhalt und Bedeutung dieser Idee. Es kommt somit bei einer repräsentativen Verfassung nicht sowohl darauf an, daß dieses oder jenes im Einzelnen errungen, gewonnen werde, als vielmehr darauf, daß ein freies, in sich höchstmöglich gegenseitiges, ohne Zwang sich bewegendes Leben geschaffen, gefördert, erhalten werde. Wo dieses statt findet, gleichen sich die Interessen,

Zwecke, Bestrebungen leicht von selbst aus, treten in gedeihliche Verbindung, wecken Energie und gemeinsamen Sinn für Bürgerthum, Vaterland, Fürst und seine heiligen Rechte. Nichts ist daher der wahren Stellvertretung mehr entgegen, als wenn in den Berathungen über Weh und Wohl des Landes, Interessen gegen Interessen kleinlich abgemessen, dafür Zeit, Kräfte und Talente aufgeboten werden, indeß das Alles vermittelnde Lebensprincip unbeachtet bleibt, mißverstanden zurückgedrängt und dadurch grade das Gegentheil von dem bewirkt wird, was die Idee verlangt. Kraft und Regsamkeit schwinden, weil Bewegung mangelt, und diese nur, in der politischen wie animalischen Welt, deutet auf Leben, wo sie fehlt ist Krankheit, Tod, Fäulniß. Freilich wo in einem Volke noch nicht die öffentliche Meinung zur eigentlichen Selbstständigkeit gelangt und zur Allgemeinheit durchgedrungen ist, wo der allein beseelende und das Ganze belebende Geist noch nicht erkannt worden, wo der leichte, gewandte Ueberblick fehlt, und Mangel an Uebung die Kräfte und die Ansichten noch nicht zu schneller Kombination gedeihen läßt; da mag man es kaum befremdlich finden, wenn Kathederphilosophie mit

Philisterthum, halberkannte Staatsinteressen mit falsch verstandenen Bürgerrechten, unbedachte Weltansichten mit beschränkter Stubenmoral in Streit gerathen, wenn man Fliegen seihet und Elephanten durchschlüpfen läßt, ungelenke Praxis einer schiefen Theorie entgegentritt. Konstitutionell-naturgemäße Momente die dazwischen treten, werden leicht für Vorboten des nahenden Sturms gehalten; Fiberhitze heißt, was nur rascher und kräftiger Umlauf des Bluts in noch von Gesundheit zeugendem Körper ist. Ein solcher Zustand der Unwahrheit und des chaotischen elementaren Seyns muß aufgegeben werden, damit Wahrheit auch in diese Region gelange, und ein fruchtbar-strebendes Leben aus dem Tode erstehe.

Eine Hauptsache hierbei nun ist zunächst, daß die falsche Ansicht von einer Kommission verlassen werde, nach welcher der Abgeordnete stets sich an seine Wähler, als seine Kommittenten, erinnert, denen er gleichsam wegen seiner Geschäftsführung verantwortlich ist. Vielmehr sind die Wählenden zu betrachten als solche, welche den bezeichnen, so sie von ihrem Standpunkte aus für den Würdigsten halten, ein bestimmtes Organ für die

Stimme der Volksfreiheit überhaupt zu seyn. Sie selbst, die Wählenden, sind daher gleichsam die Bevollmächtigten der gesammten Nation, um einen Theil des lebendigen Ganzen zu vermitteln. Der Gewählte tritt demnach sogleich in das allgemeine, solidarische Verhältniß, welches alle Gewählten in Beziehung auf das Volk bilden. Er repräsentirt hier in seiner Besonderheit die Allgemeinheit der Nation. Daher hat er denn seine Ansichten auszusprechen in Rücksicht auf das nationale Ganze, unbekümmert, ob dadurch das isolirte Interesse seiner sogenannten Kommittenten begünstiget werde oder nicht. Nur der öffentlichen Meinung und seinem Gewissen ist er verantwortlich; er ist Stellvertreter nicht einer Volksklasse, eines Standes, sondern des Volks. Erst nachdem diese Ansicht der Sache gehörig aufgefaßt und begriffen worden, kann sich die eigentliche konstitutionelle Unabhängigkeit, Freimüthigkeit und die daraus entspringende gleichsam republikanische Tugend, von der Montesquieu redet, in einem Staate gestalten.

Wendet sich nun die Betrachtung unserer Zeit zu; so scheint, wenigstens in Absicht auf das europäische Staatensystem, die konstitutionelle Verfassung

im Sinne einer eigentlichen Volksvertretung diejenige zu seyn, wofür als die angemessenste, somit die beste, Eigenthümlichkeit und Reife unserer Völker entscheiden lassen. Durch diese Verfassung allein wird auch das Staatensystem selbst sich noch zu halten im Stande seyn, indem sie, die Willkühr der Machthaber ausschließend, mehr oder minder das Gesetz zu achten lehrt, nicht nur im Bereiche des eignen Lebens, sondern auch in den völkerrechtlichen Verhältnissen. Mit Recht sagt in dieser Rücksicht ein freimüthiger Schriftsteller unserer Zeit: «Aus den Unordnungen, deren Zeugen wir gewesen, ist das Bedürfniß einer politischen Ordnung hervorgegangen, die das Recht des Volks schütze, ohne das Recht des Fürsten zu verletzen»*). Die Nothwendigkeit allein ist es, die in dem civilisirten Europa das konstitutionelle System hervorgerufen hat, sie wird es auch erhalten. Dieß wissen wenigstens die französischen Staatsmänner bereits praktisch, sie mögen von der linken oder rechten Seite kommen. Die Deklamationen von Umsturz der Ver-

---

*) Aretin, Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie. Bd. I. S. 137.

fassung sind leerer Schall oder doch ohne ernste politische Bedeutung.

Zweckmäßig dürfte es seyn, ehe wir von der Betrachtung der Staatsformen zu einigen andern politischen Bemerkungen übergehen, eine treffliche und treffende Stelle aus den Werken eines berühmten Kirchenvaters anzuführen. «Die Staatsangelegenheiten, sagt er, sind wirklich Sache des Volks, so oft sie mit Weisheit und Gerechtigkeit, sey es von einem Könige oder einer kleinen Anzahl Großen, oder von dem ganzen Volke verwaltet werden. Allein wenn der König durch Ungerechtigkeit zum Tyrannen wird, oder die Großen durch Ungerechtigkeit sich in eine eigentliche Parthei verwandeln, oder das Volk gleicherweise in Folge ungerechten Strebens sich den Ruf der Tyrannei erwirbt; so ist der Staat nicht allein verdorben, sondern hört ganz auf. Denn er ist fortan nicht mehr des Volkes Sache, sobald er in der Gewalt eines Tyrannen oder einer Parthei ist, und das Volk selbst verdient nicht mehr eines Volkes Namen, sobald es sich der Ungerechtigkeit anheim gibt, indem es aufhört, eine Gesellschaft zu seyn, die sich unter der Sanktion des Rechts

für gemeinsame Wohlfahrt gebildet hat» *). Ist es doch, als habe Luther, dessen vorzügliches Studium jener Kirchenvater war, in Beziehung auf die angezogene Stelle, sich dahin geäussert: «Welcher ein christlicher Fürst seyn will, der muß wahrlich die Meynung ablegen, daß er mit Gewalt fahren wolle. Auf's erste muß er ansehen seine Unterthanen und dasselbe sein Herz recht schicken. Das thut er aber dann, wenn er allen seinen Sinn dahin richtet, daß er denselben nützlich und dienstlich sey, und nicht also denke: Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie mir's gefällt; sondern also: ich bin des Landes und der Leute, ich soll machen, wie es ihnen nütz und gut ist: nicht soll ich suchen, wie ich hoch fahre und herrsche, sondern wie sie mit gutem Friede beschützt und vertheidigt werden.»

*) Augustinus, de civitate dei. l. XV. — Bemerkenswerth dürfte seyn, daß schon Augustinus von dem eigentlichen Aufhören des Volks nicht redet. Bezüglich des heutigen Europa's könnte nun vollends nur in sofern die Sprache davon seyn, als man die Aecker des Volks mit Steinen überfahren, seine Flüsse verschütten würde.

Erst nach den oben vorhergehenden Sätzen über Staat und Staatsform, werden einige vergleichende Bemerkungen über die Politik des alten und neuen Europa das gehörige Licht gewinnen können.

Wie in allen Lebensverhältnissen, so beweiset sich auch in den politischen eine merkliche Verschiedenheit, um nicht zu sagen ein Gegensatz zwischen dem antiken oder klassischen Alterthume und der neuen, modernen Zeit. Viel ist in dieser Hinsicht mit Verstand, mehr noch mit Unverstand hin und hergeredet worden, je nachdem man die Geschichte unbefangen oder befangen fragte, und ihre Antworten nach allen Beziehungen vernahm, oder bloß im Allgemeinen auf sie achtete, sie rein auffaßte, oder sogleich mit allerlei fremdartigen, willkührlichen, vorurtheiligen Vorstellungen vermischte, und so ihren wahren Sinn trübte, verwirrte.

Vor Allem ist hierbei nothwendig, sich über seine eigne Zeit und deren Gewohnheiten so viel möglich zu erheben, um sowohl in Absicht auf das Alterthum als auch das gegenwärtige Leben ein bestimmtes ungetrübtes Bild zu gewinnen. Erst nachdem dieses geschehen, mag und kann man beide vergleichend neben einander stellen, und ein

richtiges Resultat rücksichtlich des menschlichen Verhaltens der beiden Zeitabschnitte zu einander erhalten.

Es kann hier der Ort nicht seyn, die Geschichte selbst dem Leser zu entwickeln; wir können nichts weiter, als unsere Ansicht, welche wir uns nach den oben angedeuteten Principien gebildet haben, in kurzen aphoristischen Andeutungen darlegen.

Im Allgemeinen darf man wohl behaupten, daß sich das alterthümliche Leben, zumal das griechische, vorzugsweise auf das Aeusserliche richtete. Den äussern Menschen kräftig in seinen hauptsächlichsten Erscheinungen darzustellen, war Ziel des Strebens; der innere Mensch und seine Heiligung galt an sich wenig, und nur in Beziehung auf die Aeusserlichkeit. Diese Behauptung, die in Kunst, Religion, Familieneinrichtung der alten Völker ihre Bestätigung findet, kann als Grundsatz für die weitere Betrachtung und Beurtheilung der alterthümlichen Bestrebungen angesehen werden, und darf besonders auch in politischer Hinsicht Anwendung fordern.

Groß seyn in äusserlicher Tüchtigkeit, war demnach die Aufgabe des alterthümlichen staatlichen Lebens. Der Staat sollte nun an und für

sich eine äusserlich kräftige — nicht grade in der Ausdehnung liegende — Größe gewinnen, und jeder Bürger wieder in dem Staate dieser Größe dienen. Hieraus ergab sich eine zweifache nothwendige Folge, die absolute Selbstständigkeit der Staatsidee einerseits und die Trennung des Bürgers vom Menschen andererseits. Der Staat wurde Zweck an sich und der Mensch das Mittel für die Verwirklichung dieses Zwecks. Das natürliche Verhältniß also umgekehrt.

Begründet wurden hierdurch viele andere Erscheinungen im politischen Leben. Zunächst die Ungleichheit der Menschen in Absicht auf Gesetz und Recht; wie denn das römische Recht zur Rechtsfähigkeit einen status fordert, somit eine natürliche gleiche Rechtsfähigkeit gleich von vornherein leugnet. Die Sklaverei ergab sich hieraus schon von selbst. Der Mensch galt ja für sich nicht, sondern nur für den Staat. Die Sklaverei war solchen Verhältnissen günstig, indem sie einigen Auserwählten Zeit ließ, an dem Baue des Staats mit mehr Muse und Energie arbeiten zu können. Kaum findet man begreiflich, wie in dem vielgefeierten humanen Griechenlande über zwei Drittheile Sklaven, gänzlich

daher bei den Nationen des Alterthums kein schönes, liebliches Band der Sitte die Bürger vereinte, ihre Tugenden mildernd und ihre Laster mäßigend; keine Geselligkeit, welche die mannigfachen Kreise des Lebens und ihre kleinern Interessen verschlingt, belebt, fördert; kein bescheiden-stilles, wirksames Eingreifen und Walten des Weibes, wodurch die Härte des Mannes sich sänftiget und sein Streben nach aussen an innerer Bedeutung gewinnt.

Somit kann man sagen, daß die Politik des Alterthums sich aus der Sphäre des Menschlichen forthob, dieses nur da beachtend und fördernd, wo es ihrem kühnen, kräftig-rauhen Schritte nicht widerstrebend entgegentrat.

Alles hat indeß seine Zeit; die Unwahrheit erwartet die Wahrheit, das eine Extrem berührt das andere; was die Vorwelt versuchte, kommt der Nachwelt zu statten, und die Ehrfahrung bleibt oft wider und ohne den Willen der Menschen doch ihre Lehrerin. Hierin eben offenbart sich die ewige Ordnung der Dinge, welche der Einzelne vergebens meistert, zu umgehen oder aufzuheben strebt. Was er so im Dunkel eines freien Willens schafft, unternimmt, ist die Frucht der Willkühr, nicht der

Freiheit; denn diese geht mit der ewigen Ordnung der Dinge gleichen Schritt. Darum verschwindet denn auch jedes einseitige Streben vor der weisen Macht, die sich im Gange der Geschichte kund gibt. Thoren Alle, die wähnen, ihre Unmacht könne hemmend greifen in die Speichen des Rades der unendlichen Zeit. Dieses zermalmt den Machthaber der in unweisem Uebermuthe ihm den Weg versperren will, wie es den kleinlichen Egoisten vernichtend faßt, der da wähnt, er könne um seine winzige Persönlichkeit einen Bannkreis ziehen und in kluger Berechnung ein- und auslassen, was und wie es ihm gefällt.

Auch dem Alterthume war seine Zeit gesetzt, und was in ihr wirklich werden konnte, ist es geworden. Vergebens suchten Männer, denen die Umstände Macht oder die Natur und Erfahrung der Lehre und des Rathes Kraft ertheilt hatten, das schwindende Leben zurück zu halten in Formen, die sich selbst überlebt hatten. Die Krisis, welche über Fortschritt oder Rückschritt entscheiden sollte, trat in die Wirklichkeit. Neue Elemente mischten sich eines nach dem andern unter die schwach gewordenen Theile des alten Körpers, seinen Tod beschleunigend,

aber auch sogleich zu einem neuen Leben mit dem Untersten des alten sich verbindend, sie gemach sich unterwerfend und, wie's die Wahlverwandtschaft gestattete, in ihr Wesen herübernehmend.

Nicht dieses oder jenes Einzelereigniß hat die neue Zeit begründet, noch ist irgend eine bestimmte Epoche als der eigentliche Grenz- und Wendepunkt auszuzeichnen; sondern Mancherlei trat heran, bald in Zwischenräumen sich folgend, und gestaltete in mähligem Zusammenwirken den neuen Europäismus, der vielleicht seiner Reife nahe ist.

Will man Einzelnes hervorheben; so ist wohl nicht zu leugnen, daß Christenthum, germanische Völkerwanderung, dadurch bewirkte bedeutsamere Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der Bildung des Lebens und später die mancherlei Erfindungen, die Fortschritte der Naturwissenschaften, so wie der Völkerkunde als die vorzüglichsten Umwandlungsmomente zu betrachten sind.

Wie das ganze Leben der Völker sich umgestaltete, so auch mehr oder weniger die politische Form.

Daher kann der aufmerksame Freund der Geschichte leicht beobachten, wie nach dem Sturze der alterthümlichen Staatsformen die neuen dem

Fortschritte des jung erblühenden Lebens sich anschlossen. Anfangs überall monarchische Verfassungen, meistens ohne feste Grundlagen, ohne lebendige Gliederung, ohne Stetigkeit der Herrschaft. Die Dynastien wurden unsicher, weil die etwaigen Garantien, als Herkommen, Religion, Geburt oder andere Mäßigungs- und Erhaltungsmittel in dem erfolgenden Drange, Kampfe und Sturme der rohen gegeneinanderstrebenden Völkerscharen und Volkselemente gemach ihre Kraft und heiligende Bedeutung verloren oder wenigstens gegen Schwanken und Wechsel keine hinreichende Sicherheit gaben.

Der weitere Fortschritt bekundet sich in der Ausbildung des Feudalsystems und des damit zusammenhängenden Adels. Der Krieg ließ den gewerbsamen Fleiß nicht gedeihen; die ewigen Befehdungen der Völker unter sich, die Eroberungen, die Usurpationen wie die Züge und Wanderungen in fremde Länder machten Einzelne wichtig, verschafften ihnen Gelegenheit zu ruhmwürdigen Thaten, unterwarfen die Großzahl ihrem Einflusse. Dieser Stand, der in seiner Eigenthümlichkeit bei den Alten kein Gegenbild findet, stellte sich nun, seiner

Macht sich bald bewußt, den Fürsten beschränkend entgegen, zunächst nicht des Ganzen, sondern ihrer eignen Kaste wegen. Doch ward dieser Gegensatz mittelbar für's Ganze nöthig, daß er die tyrannische Uebermacht der Fürsten nicht zur verheerenden Wirksamkeit kommen ließ. Despoten, wie sie der Orient und die römische Imperatorenzeit der Geschichte übergeben, konnten in der neuen europäischen Welt nicht erstehen.

Also von dieser Seite geschützt, konnte das politische Leben sich gemach weiter entwickeln, und ein anderes Glied entstand, welches bald dem vorhergehenden das Gleichgewicht zu halten strebte der **dritte Stand**, der Stand der gewerbsamen Bürger- oder Mittelklasse, die ihrer Seits im Alterthum kein Gleichniß hat. — In dieser Klasse lag von nun an die Hauptquelle der Mittel für die Bedürfnisse des Staats; in ihr bildete sich allmählig das Herz des regen, kräftigen socialen Lebens, und bald entwickelte sich aus ihrer Mitte auch vorzugsweise das wissenschaftliche und künstlerische Streben mit einem Gedeihen, wovon die kurz vorhergegangenen Zeiten kein Beispiel hatten. Natürlich mußte dieses neu eintretende Element auch

gemach Einfluß auf die Form des Staats gewinnen. Zuerst geschah solches durch seine Stellung gegen Fürst und Adel, zwischen denen eine Art Antagonismus sich hervorgethan hatte. Indem nun bald jener — und zwar am häufigsten — bald dieser sich an den neuen Stand anschlossen, je nachdem man in ihm eine Stütze zu finden glaubte für die eigenen Interessen gegen die des Andern, entstand gemach eine Art Gleichgewicht in der Staatsorganisation, welches gegen das XV. Jahrhundert sichtbar hervortritt. Sogar hört man nun von wirklichen Konstitutionen in vielen Ländern, wie in England — schon seit dem XIII. Jahrhundert — in Portugal und Spanien. —

Es ist inzwischen eine Eigenthümlichkeit des geschichtlichen Entwickelungsganges der Menschheit, daß nach einem energischen Aufschwunge entweder Ruhe oder eine Art Rückschritt eintritt. Es scheint, als sollten die in Fülle entwickelten Keime, gleich den Wurzeln des hochaufstrebenden Baumes im Schooße der Erde erst Konsistenz und gehörige Kraft gewinnen, um nach einiger Zeit mit desto mächtigerm Triebe wieder hervor zu brechen, und unter Wind und Wetter empor zu wachsen zur wohl-

verzweigten Krone, die der Freiheit und dem Rechte des Bürgers willkommenen Schutz und gedeihlichen Schatten bietet gegen die Aengste der Willkühr und drückenden Härte der Fürsten wie der Großen.

Nachdem daher seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts die Willkühr sich vielfach wieder geltend gemacht, nachdem Fürsten ihre Parlamente verachtet, übermüthige Aristokraten die Rechte des Volks unterdrückt, beschränkt und das nährende Blut aus dem ganzen Körper des Staats gleichsam durch eine große Ader nur in ihre Mitte geleitet hatten, brachen unvermuthet hier und da jene Keime freien Sinnes hervor und gediehen bald zu erfreulichem Aufwuchse und fester Kraft. Die Niederlande, mehr denn ein Jahrhundert später England nach seinem Kampfe gegen die Willkühr der Stuarts gaben in dieser Rücksicht merkwürdige Beispiele. Doch mußte erst ein Extrem der Unterdrückung und Verachtung des Rechts das Gefühl der Freiheit zu einem gewaltigen Rückwirken auffordern, ehe allseitig und unaufhaltsam das innere Leben zu neuen angemessenen Formen hinstrebte. In Frankreich hatte sich die Unvernunft der Willkühr bis zum höchsten Grade gesteigert, hier

brach daher die Explosion zuerst mit gewaltiger Verheerung los. Wo der Mensch sich nicht auf dem Wege der Weisheit helfen mag, da fällt er unter das Gesetz der Natur, und diese bleibt sich überall gleich. Sie entwickelt oft aus dem wilden Kampfe der Elemente den Segen, womit sie ihre Geschöpfe erquicken will. Es sind die Zeiten, wie J. P. Friedrich Richter irgendwo sagt, wo die Sterne des ewigen Rechts nicht mehr festzustehen, so wie bei den Sirokkowinden die Gestirn des Himmels zu schwanken scheinen. «Aber warte nur ab das Vorüberfliegen des Sturms, du wirst sehen, bloß der Mensch hat geschwankt, nicht der Himmel.»

Wir wiederholen nicht, was wir gleich Anfangs dieser Abhandlung über dieses merkwürdige Ereigniß gesagt haben, nur so viel anmerkend, daß in ihm das Signal gegeben wurde, zum allseitigen Aufschwunge, zum mächtigen Kampfe für Freiheit und Recht, welcher in einer Zwischenzeit allmächtiger Gewalt zu weiser Mäßigung gelangte, der Naturnothwendigkeit sich entwand und gegenwärtig sein Ziel sicherer und angemessener in der Verbreitung volksvertretender Verfassung zu erreichen scheint.

Wir wollten durch diesen flüchtigen historischen Ueberblick der Genesis der neuern Zeit in politischer

Rücksicht nur ihren wahren Geist und ihre Eigenthümlichkeit im Vergleich mit der antiken bestimmter verdeutlichen.

Das Wesentliche in diesem Betracht ist nun wohl darin gelegen, daß in den politischen Institutionen der neuern Zeit die Menschheit die ihr gebührende Stelle gewonnen hat, indem sie sich als Zweck zu behaupten sucht, während der Staat als nothwendige Vermittelung sich ihr unterordnet.

Hiervon ist natürliche Folge größere bürgerliche Freiheit, d. h. rechtlich = freies Streben und Bewegen im Kreise persönlicher Angelegenheiten und persönlichen Wirkens; eben so angemessene Gegenseitigkeit und Ausgleichung zwischen öffentlichen und Privatinteressen. Wo indeß der Bürger seine menschliche Würde und Freiheit im *Staate behaupten* soll, muß er gegen die Willkühr der Macht gesichert seyn. Hier gibt das Walten des Gesetzes Bürgschaft, welche erlangt wird durch die öffentliche oder politische Freiheit.

Im Allgemeinen darf man daher in der Vergleichung der alten Zeit mit der neuen, wie in den meisten Beziehungen, so auch in politischer der letztern unbedenklich den Vorzug geben. Wie viele

Elemente eines kühnen, fruchtbaren Weiterschreitens begreift nicht der einzige Grundsatz der allgemeinen Rechtsfähigkeit aller Menschen im Staate? Welch mächtige Garantie findet die fortschreitende Entwickelung des politischen Lebens in dem hohen Stande unserer wissenschaftlichen Kultur, besonders der naturwissenschaftlichen, die den Menschen in dem Maaße erhebt, als sie ihn seine Würde deutlicher begreifen und achten lehrt? aber ihn auch in dem Maaße zur Anerkennung der Abhängigkeit seines Seyns von einem ewigen göttlichen Urgrunde führt, als sie ihm das Bewußtseyn der eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit aufdringt? Selbstachtung und reiner Glaube sind aber die beiden schönsten und mächtigsten Genien, welche sich dem Menschen hienieden zugesellen können, und ihn durch Nacht zum Licht, durch Trübsal zur Freude, durch Mühen zur Veredlung, durch diese zu seiner wahren Würde und Zufriedenheit sicher geleiten *).

*) Sehr wahr sagt in derselben Beziehung Zachariä in den bereits angezogenen Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate,

Leicht möchte indeß diese Abhandlung sich bereits über unsern vorgesteckten Plan hinaus erweitert haben. Es war Absicht, auch in ihr nur Winke und Andeutungen zu geben über politische Momente, welche in einer Zeit, wie die unsrige ist, nicht zu viel und unbefangen genug betrachtet werden können.

Nur noch einige allgemeine Resultate flüchtig anzumerken, mögen wir uns gestatten.

1) Was der Mensch werden soll, kann er nur durch den Staat werden; denn in ihm liegt allein die Möglichkeit einer angemessenen fruchtbaren Vermittelung des socialen Lebens, der Gegenseitigkeit des Wirkens, woraus wiederum einzig wahre Kultur sich erzeugen kann. Es ist daher natürlich, daß die jedesmaligen Staatsformen wie Staatsverwaltung auf die Kulturentwickelung entschiedenen

---

S. 58: « Die Freiheit gedeihet nur da, wo der Mensch von seiner Würde und seiner Ohnmacht einen Begriff hat. Aber was belehrt ihn über die eine und über die andere besser, als die Naturwissenschaft und besonders die Wissenschaft von dem Weltbaue? »

Einfluß haben muß. Man kann in Beziehung auf die vorausgehenden Ansichten über Staat und Staatsleben behaupten, daß diejenige Verfassung der Bildung eines Volks am zuträglichsten ist, welche es nicht über seine Zeit und seinen Charakter hinaustreibt. Denn was werden soll, ist schon damit unter die Bedingungen der Zeit nicht nur, sondern auch seiner bestimmten Gattung und Art gestellt. Die Natur übereilt und vermischt in dieser Hinsicht nichts, darum verbildet sie auch nichts. Gewahren die jedesmaligen Sammlungspunkte, Krisen und Hauptglieder in der Kette der Entwickelungsschritte der Volkskultur, ist erste Aufgabe des Politikers.

2) Daher müssen diejenigen, welche sich als Lenker und Führer der Völker berufen fühlen, nicht in den Strudel der Volksbestrebungen treten, sondern den erhabensten Punkt zu erringen streben, von welchem herab sie das unten treibende Leben überschauen und nach seinen Krisen beurtheilen können. Hierin möchten die Staatsmänner der neueren Zeit zum Theil den der alten nachstehen. Sie sind meistens zu befangen und selbst zu wenig volksthümlich gereift, als daß sie scharfsinnig

und sicher das Punctum saliens in der Gesammtheit der Bedürfnisse gewahren könnten. Freilich ist die Staatskunst in unserer Zeit ohne allen Vergleich schwerer, als sie es im Alterthum seyn konnte, wo die innern und äussern Verhältnisse der Staaten bei Weitem einfacher waren. Allein, wie dem auch seyn mag, der durch die vollständigste Oeffentlichkeit wohl unterrichtete, über die Beschränkung durch das Einzelne hinweggehobene, zur klaren Anschauung gewöhnte Geist, wird immer ein eigenthümlicher Ruhm der griechischen Politiker bleiben. Warum mögen doch viele unserer Staatsmänner, so ängstlich befangen, dasjenige Mittel mißachten und zurückdrängen, wodurch sie ganz eigentlich zu ihrem Berufe erst die angemessene Weihe überkommen?

Ueben und lieben sie doch das Vertrauen zu festigen, in der Finanzverwaltung allüberall die höchstmögliche Publicität, dabei übersehend, daß jenes endlich doch andere Garantien heischen muß; nicht zu gedenken, daß die Art der zur Anwendung gekommenen Rettungsmittel die Selbst- und Habsucht der Zeit, vom Großen und Guten sie ablenkend, nährt und fördert.

3) Erziehung und Religion verhalten sich zur Entwickelung der Menschheit, wie Luft und Sonne zur Naturerzeugung. Durch beide kann der Mensch Alles werden im Guten wie im Bösen, ein Tugendbild und ein Ungeheuer. Wie soll sich der Staat gegen beide benehmen? — Geht man von keiner positiven Voraussetzung irgend eines bestimmten Staats aus, sondern von der allgemeinen Ansicht, daß der Staat überhaupt nur Vermittelung der Menschheit im vollsten Sinne des Worts seyn soll; so möchte wohl behauptet werden können, daß er weder Erziehung noch Religion in irgend einer Weise bloß seinen Zwecken unterwerfen, also weder eine eigentliche Staatserziehung noch Staatsreligion bestimmen dürfe. Durch beide wird der Mensch aus dem Kreise des individuellen Wirkens, Glaubens und Denkens, welches zunächst nothwendige Bedingung seiner wahren Vollendung ist, herausgerückt. Freilich darf Niemand, weder im Thun noch Denken, sich absolut individuell behaupten wollen; allein, soll Allgemeinheit des Charakters und Lebens kein hohles Abstrakt seyn, ohne Fülle und innerste Würde, so muß sie vor Allem das Individuelle in sich aufnehmen und erst auf seinem

Stamme erwachsen. Hierin steht unsere Zeit im Ganzen höher, als die griechische, wo Ehe, Erziehung und Religion zu sehr an den Triumpfwagen des Staats gespannt wurden. Wenn hier und da gegenwärtig noch von Staatsreligion geredet wird; so soll und kann, dem Geiste der Zeit und des Christenthums nach, in der Regel damit weniger die Unterwerfung der Religion unter den Staatszweck verstanden, als vielmehr nur eine gewisse, allerdings verwerfliche Beschränkung und Regulirung der religiösen Ansichten durch den Staat angedeutet werden. Desgleichen, was heut zu Tage Staatserziehung, öffentliche Erziehung heißt, ist nicht sowohl Erziehung für den Staatszweck, als vielmehr Erziehung unter der Aufsicht des Staats, oder auch als eine durch Einwirken des Staats vermittelte Sicherung und Erweiterung der Erziehung. Daß aber auch hierbei schon die höchstmögliche Behutsamkeit statt finden müsse, ergibt sich aus dem früher entwickelten Verhältnisse des Staats zum eigentlich Menschlichen von selbst. Nirgends kommt auf die Berechnung und Berathung der individuellen Beziehungen mehr an, als bei dem Erziehungsgeschäfte. Wie möchten von oben herab all die

feinen Züge bemerkt werden können, aus denen des Menschen Bild zur konkreten Darstellung der Menschheit zusammenfließt? Aber wirken für die Möglichkeit der besten Erziehung durch Wegräumung der Hindernisse und Vermehrung der Mittel und Wege im Allgemeinen soll und kann der Staat. Wenn hier und da in der Mitwelt der Staat sich, wie in vielen andern Hinsichten so auch in Betreff der Erziehung, als absolutes Selbst hinstellen möchte, und, von ängstlicher Furcht getrieben, gleich unseligen Hypochondristen überall Lebensgefahr wittert, der vorzubeugen Alles und Jedes unter strenge Obhut genommen werden muß; so ist dieses eine Ausnahme von der Regel, und eine dauernde Verkehrtheit der Art um so weniger zu fürchten, je gesunder, wenigstens in Deutschland, Kopf und Herz im Ganzen sind.

4) Wie ist Fortschritt der Staaten möglich? — Man kann antworten durch Reformen und Revolutionen. Es klingt diese Antwort freilich der einen Hälfte nach etwas dreist, vielleicht für Manchen sogar staatsgefährlich — und doch hat Geschichte wie philosophische Ansicht der Dinge für sie entschieden. Daß die Staaten mit dem Leben der Völker, ihre

Formen eben so natürlich nothwendig ändern müssen, wie sich der Körperorganismus mit der Entwickelung des physischen Lebens ändert, ist für sich klar und bereits genugsam ausgeführt worden. In der Regel sollte nun jene Veränderung langsam und stufenweise geschehen, so daß Altes und Neues zu einer Totalerscheinung lebendig verwüchse. In sofern die Regierungen der Völker, mit weisem Seherblick den Lauf des gesellschaftlichen Zusammenwirkens verfolgend, zur rechten Zeit aus dem Alten das Neue fördern und zur Geltung bringen, wird der Weg der Reformen eingeschlagen, gegen welchen Vernunft und ihr Recht nichts einzuwenden finden können. Verkehrt wird indeß das Werk der Reformation betrieben, wenn nicht in lebendig-kontinuirlicher Fortbewegung die neuen Formen aus den alten entwickelt werden, sondern wo sie, als fremd hinzukommend, neben das Alte, welches sie ersetzen sollen, gestellt werden. Hier sind sie dem horazischen Lappen zu vergleichen, der an das Gebilde geheftet wird, um zu glänzen, vielleicht auch zu täuschen — assuitur pannus, late qui splendeat, unus et alter. — Um das Christenthum neben das Heidenthum zu stellen, könnte man

weiter hierüber bemerken, was die Bibel sagt: «Kein Kluger setzt einen neuen Flicken an ein altes Kleid, weil jener dieses zerreißt.» Die englische Verfassung zeigt dergleichen hier und da, äusserliches Zusammenflicken des Alten und Neuen ohne lebendig-einheitliche Verschmelzung, was sich gar wunderlich ausnimmt. So wie sich indeß auch an dem körperlichen Organismus, seiner Einheit ungeachtet, ein System vor dem andern schneller entwickelt, je nachdem die Lebensfunktionen es früher fordern oder die Lebenskraft früher zur Entwickelung treibt; eben so kann in der Staatsform diese Seite sich verneuen, während jene noch im Alten zu verharren scheint. Die vernünftige Reform verwirft nur Altes und Neues in einem und demselben Gliede neben einander. Hierdurch allein wird die nothwendige Einheit aufgehoben und in ihrer Wirksamkeit gehemmt.

Nicht immer schreitet indeß — um noch länger dasselbe Gleichniß festzuhalten — die körperliche Entwickelung in stiller, langsamer Metamorphose voran; sondern oft sind es gefährliche Krisen, krankhafte Symptome, sogenannte Perturbationen der Natur, wodurch der früher aufgehaltene Gang sich

plötzlich frei macht, um nachzuholen, was ihm nach den bestimmten Gesetzen seiner Erscheinung zukommt. Dieses sind Revolutionen in unserer physischen Natur, von denen nicht minder die äussere, umgebende Beispiele bietet. Gleiches findet nun auch in den politischen Organisationen statt. Wenn hier, durch was immer für hemmende Momente, der Fortschritt der Formen aufgehalten ward, während das innere Leben sich erweiterte, bricht dieses oft mit Ungestüm hervor, zerstört seine Fesseln und scheint fortan formlos sich darstellen zu wollen. Allein, Ordnung geht aus dem Chaos hervor, neue Frische der organischen Konstitution blühet auf, sobald in den Völkern der krankhafte Stoff die Kraft der Gesundheit nicht überwiegt. So wenig nun auch die Vernunft sich mit dem verheerenden Dämon der Revolution abfinden soll; *eben so sehr* muß sie auf der andern Seite das Gute anerkennen, was ohne ihr eigenes Mitwirken die Gewalt der Naturnothwendigkeit entwickelte, muß lernen, besser die Zeichen des Lebens zu deuten, die Symptome eigentlicher Krankheit von denen eines unnatürlich zurückgedrängten Lebenstriebes zu unterscheiden, um hiernach, einem weisen Arzte gleich, Mittel, Vorkehrungen, Nachhilfe oder Ableitung zu veranstalten.

Am besten schließen wir die Betrachtung dieses Punkts, wie die ganze Abhandlung, mit den Worten eines bereits mehr angezogenen Schriftstellers *).

«Die Partheien — die gegenwärtig das ganze Leben fast nach allen seinen Richtungen entzweien — haben sich durch den Widerspruch selbst, der in der Gesellschaft liegt, gebildet, und man muß die Ursachen, die sie hervorgerufen haben, sorgfältig unterscheiden. In wie weit dieselben die Wirkungen der Fortschritte des menschlichen Geistes und des allgemeiner verbreiteten Wohlstandes sind, müssen die Regierungen sie anerkennen und die Forderungen der neuern Zeit zufrieden stellen, verstehen sie es anders nicht, die alte wieder zurück zu führen mit den alten Ansichten, Bedürfnissen und Begriffen, mit der alten geachteten Theilung der Stände, die den Bessergeborenen das verlorene Ansehen, die ausschließliche Kraft und Bildung wiedergibt» **).

---

*) Weitzel, a. a. O. S. 23 ff.

**) Ein solches Verstehen ist eine baare Unmöglichkeit sobald die neuere Zeit wirklich und nothwendig, nicht bloß scheinbar eine neuere Zeit ist. Was einmal seine Zeit gehabt hat, somit wirklich ver-

«Allerdings ist dieser Zwiespalt höchst bedenklich und Revolutionen um so günstiger, da er in eine Zeit gefallen, wo Sitte, Gewohnheit und religiöser Glaube von ihrer frühern Stärke viel verloren haben. Es kann nicht geleugnet werden, daß fast alle Stützen, auf denen die bürgerliche Gesellschaft bisher geruhet, abgebrochen sind, oder erschüttert wanken. Zum Unglück für die Staaten kam ein so häufiger Ländertausch und Fürstenwechsel hinzu, daß in einem großen Theile von Europa die Bande zerrissen sind, die durch Achtung oder lange Angewöhnung, Dankbarkeit und von den Vätern angeerbte Sitte, die Völker an die angestammten Fürsten knüpften. Was auf diesem Wege verloren gegangen ist, läßt sich nicht ersetzen als durch die Zeit, über die keine menschliche Macht verfügen

---

gangen ist, führt als solches, also mit denselben Bestimmungen, kein Gott zurück, geschweige die Kurzsichtigkeit und Ohnmacht der Menschen. Aber hierin liegt grade das Unheil — die Menschen überschätzen sich zu gern und zu leicht, weil sie es lieben, wenigstens groß zu scheinen, wenn sie's in der That nicht seyn können.

kann. Indessen ist der Friede wieder herzustellen und die Eintracht zu erlangen, wenn die Regierungen mit Weisheit und Kraft verfahren wollen.»

An einer andern Stelle *), heißt es weiter:

«Es gehört eben so viel Abgeschmacktheit als Ungerechtigkeit dazu, von dem Bürger zu behaupten, er stehe zum Scherze und zur Unterhaltung gegen die Gewalt auf, die auch in ihrer größten Herabwürdigung noch Mittel hat, sich ihm furchtbar zu zeigen, und zum Zeitvertreibe wage er Leben und Vermögen in gesetzloser Verwirrung und blutigem Kriege. Eine Revolution ist das unverwerfliche Zeugniß der Schlechtigkeit oder Unfähigkeit der Gewalthaber; und wenn sie auch nicht grade der Regent, unter dem sie ausbricht, verschuldet hat, dann ist sie die Frucht der Sünden seiner Vorgänger. — —»

«Zeiget mir einen Aufstand, an welchem die Nation ernstlich Theil genommen, wo der Hof nicht durch Unsittlichkeit, Treubruch, Verschwendung und Leichtsinn die Liebe und Achtung des Volks verwirkt gehabt! —»

---

*) S. 277.

Wie sehr auch die Geschichte diese hart beschuldigenden Worte da und dort bestätigen mag, wie sehr in diesem und jenem Lande die Gegenwart eine neue gefährliche Erklärung derselben zu drohen scheint — auf unser Vaterland finden sie ihre Anwendung nicht! Wie schwer auch auf ihm oft die Zeiten lasteten, wie drückend in mancher Hinsicht noch jetzt die nächste Vergangenheit auf dasselbe zurückwirkt und wie weit mehr noch die augenblickliche Verbindung der Umstände es bedrängt: Ruhe, Thätigkeit und Ergebenheit gegen Fürst und Gesetz sind eben so viele Zeichen eines baldigen neuen Emporblühens. Nur Eins bleibt zunächst zu wünschen:
«Entfesselung des Handels, freier Verkehr unter den Staaten, die Bundes- und gleichsam leibliche Schwesterstaaten zugleich sind» *).

*) Auch in dieser Hinsicht verspricht wohl endliche Erkenntniß des für Menschenwohl segensreich thätigen Königs von Baiern schönes Beispiel. Würtenberg hat sich längst in dem Streben nach gesetzlicher Freiheit und Erweiterung der hart drückenden Fesseln des bürgerlichen Verkehrs in dem gemeinsamen Vaterlande ausgezeichnet und mit der Achtung die Liebe aller Patrioten erworben. Gelingt es den beiden, von gleich edlen Fürsten regierten Ländern, sich freundlich zu vereinen, so geht den deutschen Völkern ein heiterer Tag auf.

Die Wissenschaft
und
die Wissenschaften.

Der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Göthe.

Alles menschliche Denken und Streben, erhebe es sich noch so hoch, erfasse es mit noch so kühner Zuversicht das Allgemeine, das Gesetz und seine Ordnung, wurzelt zunächst in dem Individuellen, in den gegebenen Einzelheiten und den entsprechenden Vorstellungen. Der Gipfel der Wissenschaft rauscht stolz und sicher in dem Spiele bewegter Lüfte, während seine Keime, in der vergessenen, stillen unscheinbaren Empfindung ruhen. Wo Leben werden und bestehen soll, muß das Einzelne wirken in dem Ganzen, das Ganze in dem Einzelnen seine

Fülle finden. Das Gesammtmenschliche hat hierin sein Gesetz, wie die Natur.

Verfolgen wir überblickend zunächst die Offenbarung dieses Gesetzes in der Erscheinung des einzelnen Menschen — die der Völker ist nur erweitertes Abbild von dieser.

Die Hand des Schicksals stellt den Menschen in die unendliche Mitte der Dinge als ein Wesen ohne Gefühle, Vorstellungen, ohne Begriffe und Willen. Aber sie gibt ihm als Wechsel auf die Reise, als Mitgift für seinen Eintritt in die Welt, eine Kraft, welche wuchernd in ihrem Wirken, die Unendlichkeit der Welt umfassen und ein Reich der mannigfaltigsten Strebungen gründen, entwickeln, um sich her beschreiben und selbstherrschend regieren kann. Gefühle und Vorstellungen, Begriffe und Ideen, Wünsche und Wollen heben sich in den vielfachsten Formen und Richtungen allgemach in dem Daseyn des Wesens bunt spielend und blühend hervor, welches als ein hilflos-verlassenes Geschöpf, seine Armuth bejammernd, in den Kreis der Wirklichkeit eintrat. — Wie also dieser Reichthum aus Armuth, diese Fülle aus der Dürftigkeit eines unbedeutenden, unscheinbaren Seyns?

Dieselbe Hand, welche der Verlassenheit die schlummernde Kraft der Selbsthilfe mitgab, eröffnete gleich anfangs der Unendlichkeit der Welt tausend Wege, einzudringen in die innere Beschaffenheit des verhüllten Wesens und es anregend zur Entwickelung und damit zugleich zur Erstarkung seiner selbst zu bringen. Der Sinn mit seiner unbegreiflich-wundersamen Beweglichkeit erschließt den Dingen zuerst das Heiligthum unserer Natur, und vermittelt in bescheidener Wirksamkeit des Menschen Stolz — sein Bewußtseyn, den Schauplatz, auf welchem die Selbsterhebung der ursprünglichen Kraft über die Welt und ihre Beschränkung dem eignen erstaunten Blicke des Menschen in sein Selbst entgegen treten soll.

Bildsam und sich selber unbewußt Alles in sein Wesen umgestaltend, ergreift der Mensch, vom ersten Augenblicke seiner Geburt, was ihn berührt, was, von unsichtbarer Macht herangeführt, seine Sinne trifft. Schon jetzt beginnt in ihm das Menschenreich; schon jetzt entspringen still-verborgen die Keime, welche den Baum der Wissenschaft beschließen, welche für Tugend wie für Laster Samen in sich aufnehmen, der Thorheit wie der

Weisheit dienen können. Sehr wahr sagt Rousseau in seinem Emil: «Wir würden staunen, könnten wir die Menge der Vorstellungen überschauen, welche gleich in den ersten Tagen der Kindheit ohne unser Zuthun und unsere Erinnerung sich vorbilden.» — Alles ergreifen, Alles in seiner Einzelheit betasten, anschauen, sich in das Nächste, was es auch sey, ganz versetzen, Jegliches, Todtes wie Belebtes, in den Kreis des eignen Lebens lebendig aufnehmen — kurz, die Körperwelt, wie sie sich darstellt, in sich aufnehmen, in sich nachbauen, ist der ersten Kindheit sinnig-schönes Streben. Die Empfindung bildet sich ihren Kreis, in welchem sie das Gegebene in seiner unmittelbaren Selbstheit gleich Bildern beschaulich herumstellt.

In der Mitte dieser Ansiedelung des Aeussern in dem Innern liegt die freie Kraft des Geistes. Durch das Fremde aufgeregt, kommt sie zur Besinnung, beginnt sich selber aufzufassen und mehr oder minder selbstthätig rückzuwirken auf das, was sie fremdartig umgibt. Sie durchdringt die Empfindungen, unterwirft sie ihren Gesetzen, erhebt sie zu Vorstellungen; der Horizont des Bewußtseyns taucht dämmernd in der Welt des Innern aus dem Dunkel verschlossener

Naturnothwendigkeit empor. Die Sprache entwickelt sich, mit ihr gewinnen die unsichern Vorstellungen bestimmtere Gestalt, größere Deutlichkeit; die Möglichkeit ihrer Verbindung, welche die Einheit des Geistes fordert, verwirklicht sich. Hiermit hebt eine neue Epoche an in der Geschichte des menschlich-subjectiven Lebens. Die Schranken des Individuellen sind gebrochen; frei tritt das Einzelne zum Einzelnen, Gefühle, Vorstellungen, Bestrebungen, schließen Gemeinschaft, die Begriffe wachsen im Bewußtseyn auf, mit ihnen gestaltet sich die lebendige Beziehung des unmittelbar Gegebenen auf ein Höheres, Allgemeines, der Wirkung auf die Ursache, des Triebes auf seinen bestimmten Gegenstand — das Wissen und Wollen bricht aus dem Kern der wahrnehmenden und nothwendig bestimmten Natureinheit bedeutsam hervor.

Von dieser Zeit an ändert sich die gleichförmige Physiognomie des menschlichen Lebens. So wie die Einwirkungen durch die geübtern Sinne und die freiere Bewegung allseitiger und schärfer auf die Seele herantreten, beweißt sich diese in ihrer bestimmenden und rückwirkenden Thätigkeit selbstständiger, mächtiger. Die Gefühle werden inniger,

charakteristischer, die Vorstellungen nüanciren sich, die Begriffe füllen sich mit zahlreichern Elementen und bilden sich zu Urtheilen und Schlüssen zusammen; das Begehren gewinnt an Vielseitigkeit, Ansicht, an Energie und Bedeutsamkeit; Geschlecht, Beschäftigung, Lebensart überhaupt und Natur vermannigfaltigen nicht nur die Richtungen der einen freien Seelenkraft, sondern bringen in dieselbe eine gewisse feststehende Gegenseitigkeit — der Unterschied der Ansichten und des Charakters bildet sich aus, mit ihm eine höhere Stufe des Wissens und des Wollens.

So gelangt der Mensch fortschreitend, innerlich selbstthätig und äusserlich angesprochen sich entwickelnd, gemach zur Höhe seines Lebens, der Epoche des männlichen Seyns. Es ist die Zeit des eigentlichen selbstständigen Zusammennehmens, des Denkens, der einheitlichen Selbstmacht im Erkennen, Fühlen und Bestreben. Die Vorstellung des Allgemeinen, der Begriff, gewinnt die Herrschaft, wirkt bestimmend durch alle Richtungen des Lebens hin. Das Gefühl unterwirft sich dem Verstande, der Wille der eigentlichen Selbstbestimmung. Welt und Schicksal üben ihre Kräfte an dem

vollendeten Baue des Gedankens; er muß, er soll bestehen in sich und gegen die zufälligen Stürme einer ihm fremden Aeusserlichkeit. Hier ist es nun die Wissenschaft, welche auf irgend eine Weise in dem Raume des innern Lebens Platz gewinnen, sich feststellen soll, auf daß dem Baue jene Haltung werde, die in der Erkenntniß der Wahrheit ruhet. Der Mann ist der Priester der Wissenschaft und damit der Hüter des heiligen Feuers echter, gediegener und dauernder humaner Kultur.

Hiermit ist nun alsbald nicht nur das eigenthümliche Wesen der Wissenschaft, sondern auch ihre menschheitliche Bedeutsamkeit im Allgemeinen ausgesprochen. Beide Seiten fordern indeß eine kurze innere Betrachtung.

Blicken wir von der Höhe des männlichen Denkens rückwärts auf unser geistiges Leben; so werden wir uns gestehen müssen, daß in dem Entwickelungsgange das Unwesentliche, Zufällige, Gedankenlose vielfach eingewirkt, bestimmt und mitgebildet hat. Daher entstanden falsche Begriffe in fast allen Richtungen des Erkennens, verkehrte Ansichten über alle Angelegenheiten und Verhältnisse

des menschlichen Lebens, und selbst im Falle wahrer Vorstellungen, doch oft ein zufälliges Gestalten und Aufnehmen solcher Vorstellungen, ohne Bewußtseyn ihres Grundes, ihrer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit — also Irrthümer und Vorurtheile aller Art rücksichtlich der Natur, der Sittlichkeit, Politik, Kunst, Religion und selbst des gemeinen socialen Lebens und industriell-technischen Strebens. Zeit und wiederholtes Vorstellen derselben Gegenstände und Verhältnisse, Erziehung mit allen ihren Mitteln, gleichförmiger Kreis der Beschäftigung, überhaupt das dem Menschen unbewußte und so gefällige Haften an dem Aeussern und Gegebenen, bildete aus jenen Irrthümern und Vorurtheilen nicht selten stehende Gewohnheiten, bestimmt festgestellte Kreise des Fühlens, Vorstellens und Bestrebens, in welchen sich der Mensch gleichsam ansiedelt und fixirt und darum Alles lieb gewinnt, was diesen Gewohnheiten zusagt, in diese Kreise fällt.

Wer weiter beobachtend die Weise des Menschen kennen gelernt hat, muß sich gestehen, daß er eine Art von Trägheitskraft besitzt, die es ihm schwer macht, sich seiner angenommenen Gewohn-

heit zu entäussern. Es gehört nicht nur eine gewisse Energie des Denkens, der Freiheit des Geistes, sondern auch ein hoher Grad von Resignation dazu, sich der Süßigkeit des gewohnten Vorstellens und Wirkens zu begeben, um prüfend zu erkunden, ob der Gewohnheit Wahrheit zukommt oder nicht, und sofern Letzteres der Fall seyn sollte, entschlossenen Muthes die alte Behausung mit dem Gedanken zu verlassen und sich neue und sichere Wohnungen vom untersten Grunde auf herzurichten, in denen jeder Stein wohlgeprüft, wohlbearbeitet und gut gefügt erscheint.

Dieses nun ist die erste und nothwendigste Bedingung aller Wissenschaft, daß sie, verneinend entgegentretend jeder Zufälligkeit der Ansicht, die Begründung sucht des Erkennens, die Rechtfertigung des Wissens; daß sie eine Anforderung enthält an den Geist, in seinem Denken bei sich selber zu seyn, oder daß sie vielmehr nichts anders seyn soll und kann, als der sich der Nothwendigkeit seiner Thätigkeit in jeglicher Richtung bewußte Geist. Im Allgemeinen wird daher der Wissenschaft als nächste Aufgabe gestellt werden müssen: die prüfende Revision des Gedachten und der bereits vorhandenen Begriffe.

Aber hiermit ist das Wesen der Wissenschaft nur nach ihrer negativen Seite angedeutet worden. In positiver Hinsicht soll sie erzeugend, bildend verfahren. Der einmal erstarkte und sich seiner selbst klar bewußte Geist strebe, selbstthätig fortschreitend, neue Begriffe zu gewinnen, neue Resultate zu entwickeln. Durch reine Auffassung des Gegebenen, durch gesetzmäßige Kombination der Verhältnisse, durch konsequente Fortbewegung des Denkens, durch scharfsinniges Eindringen in die Gegenstände kann der Geist der gemeinen Ansicht voraus eilen und neue Gesetze, Regeln und Aufschlüsse erforschen und vermitteln, wodurch das Leben gefördert, die menschlichen Bestrebungen erweitert und das Reich der Wahrheit über die Welt verbreitet wird.

Eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Wissenschaft ist ferner die organisch-innere Gestaltung und Gegenseitigkeit der Gedanken. Wenn es von ihr in heiligen und profanen Schriften heißt, sie sey ein Stückwerk; so kann dieses entweder nur nach ihrer Beziehung auf das Ansich-Unbegreifliche gelten, oder auch von ihren geringen Fortschritten im Vergleich mit der Unendlichkeit ihrer Aufgabe,

welche die Ahnung umfaßt. Wie klein und unansehnlich aber auch der Baum des wissenschaftlichen Erkennens in irgend einem Fache seyn mag, wie engbegrenzt der Kreis seiner Ausdehnung; immer soll und muß er ein Baum seyn, d. h. ein Gewächs, welches, mit den Wurzeln im festen Boden haftend, sich ohne Unterbrechung durch seinen innerlichen Trieb bestimmt lebendig gegliedert emporhebt, keine Zweige ohne Stamm, keine Blumen ohne Zweige trägt, und die reife Frucht aus der Kraft seines ganzen Lebens erzeugt.

Wer daher in irgend einer Art von Erkenntniß sich der Wissenschaft rühmen will, darf sich nicht verdrießen lassen, die feinsten, unscheinbarsten Fäden der betreffenden Verhältnisse aufzusuchen, die ersten, der Empfindung nahe liegenden Vorstellungen in ihrem Aufkeimen zu beachten, die Elemente der Begriffe mit Ruhe und Sorgfalt zu scheiden und wieder zu verbinden, von dem Nahen zum Fernen vorzuschreiten, um so zuerst das Princip, die bedingende Grundansicht zu gewinnen, die Gesetze zu erforschen, die allgemeinen, nothwendigen Momente aufzufassen. Er darf die Mühe nicht scheuen, hierauf den umgekehrten Gang verfolgend, das

Besondere auf das entsprechende Allgemeine, das einzeln Erkannte auf die Principien, die Erscheinungen, Thatsachen, Wirkungen und Verhältnisse auf die nothwendigen Gründe, Ursachen, Gesetze zurück zu führen. So entspringt die lebendige Gegenseitigkeit, die festgediegene Kraft, die Fülle und Ordnung in unsern Erkenntnissen; die leeren Abstraktionen werden verbannt sammt den dürftigen Konkretionen des Alltagswissens, die Theorie entkeimt der Erfahrung, die Erfahrung findet in der Theorie ihr Gesetz, ihre Leitung, ihre Wahrheit. Die gemeine Praxis, eine bloß zufällig eingeübte Thätigkeit, weicht der denkenden, welche die durch Wissenschaftlichkeit begründete, geleitete Uebung ist, die einsichtsvolle Verwirklichung der Theorie, die reale Darstellung des Werdens der Wissenschaft im Leben.

Man sieht aus dem Wenigen, was so eben über das eigenthümliche Wesen der Wissenschaft gesagt worden, daß in ihrem Gebiete nur das strenge Denken die Entscheidung führen darf, in sofern es in lebendiger Fortbewegung den in sich wahren und nothwendigen Begriff nach seiner elementaren Gestaltung und bestimmten Umgrenzung erzeugt und darstellt. Wohin seine Kraft nicht reicht, was der

Begriff nicht in sich aufnehmen oder erschöpfen kann, da ist es selbst wissenschaftlich, sich zu bescheiden, anstatt in übergreifender Verwegenheit sich und Andere zu täuschen.

Zunächst ist nun der Wissenschaft nichts so verderblich und widerstreitend, als der Mysticismus. Im Allgemeinen charakterisirt er sich in Beziehung auf jene dadurch, daß er das Gefühl als die Quelle objectiv-giltiger Erkenntniß, und in Verbindung mit der Phantasie es als letzte entscheidende Instanz gelten läßt. Sieht man freilich von der Wissenschaft ab; so wird der Mysticismus sich da zeigen, wo man überhaupt das Gefühl als die letzte Garantie für irgend eine fragliche Erkenntniß oder Angelegenheit anruft. Es ist klar, daß er in sofern keineswegs an und für sich verwerflich sey, vielmehr kann in vielen Hinsichten seine Stimme uns allein einigen Aufschluß, seine Kraft allein die nöthige Erhebung ertheilen. Religion und Kunst werden sich nie der Wissenschaft ganz erschließen; in ihrem Gebiete übt daher der Mysticismus immer legitime Gewalt. Aber selbst da, wo ihm Legitimität gebührt, darf die Wissenschaft nicht gänzlich zurücktreten; sie muß vielmehr selbst ganz eigentlich

anerkennen, wo und in wiefern die mystische Gewalt gelten kann, sie muß dieselbe zweifelnd, prüfend und rechtfertigend begleiten, die Grenzen derselben wahren, ihre Schritte beobachten. Sie ist die eigentliche konstitutionelle Schranke da, wo der Mysticismus Rechtswegen die Herrschaft führt.

Muß also dem Mysticismus sein Recht bleiben, so lange er selbst wahr und innerhalb seiner verfassungsmäßigen Grenzen bleibt; so verliert er dagegen Stimme und Macht, wo er entweder in seinem Gebiete selbst die prüfende Stimme der Wissenschaft nicht hören will, oder gar *in* das Reich der letztern unbefugt einbricht. In beiderlei Hinsicht entsteht die mystische Usurpation, welche in verschiedenen Zeiten, als eigenthümliches Zeichen derselben sich aufstellend, die echte Kultur hemmte, das wahrhaft humane Leben verwirrte, die Barbarei begünstigte. Wer erinnert sich nicht der ersten Jahrhunderte nach Christus? Was war es anders als eben jene Usurpation, welche, den Thron der Wissenschaft einnehmend, und des ganzen Gebiets menschlichen Denkens und Strebens sich ausschließlich bemächtigend, die Nachklänge des griechisch-wissenschaftlichen Geistes gänzlich verstummen machte,

dagegen die Schwärmerei in die höchsten Würden führte, um so alle Ausgeburten einer gesetzlichen Herrschaft, als Aberglauben, Wundersucht, religiösen wie moralischen Fanatismus, überhaupt eine grenzenlose Verwirrung in Ansichten, Meinungen und Grundsätze des Lebens zu bringen? Innigst vereint mit dem Geiste jener Zeiten und ihr eigenstes Zeichen hatte der Mysticismus die Barbarei in seinem Gefolge, und, die Bildung früherer Jahrhunderte mißachtend, selbst nichts Wahres und Menschliches erzeugend, wurde er in dieser Krisis zugleich mit Ursache der Dunkelheit und Unkultur der nächstfolgenden Jahrhunderte, aus welcher allererst ein ernstes, strenges wissenschaftliches Denken die Menschheit wieder befreien konnte. Noch andere Epochen in der Geschichte der Kultur bieten ähnlichen Charakter dar. Die Gegenwart hat in mehreren Richtungen und Symptomen Lust genug bewiesen, sich in dieser Rücksicht jener bezeichneten nachgriechischen Zeit gleichzustellen; zum großen Glücke findet sich zu viel wissenschaftliche Kraft in der Gesammtheit, als daß der Mysticismus seine Usurpation durchgreifend begründen und für die Dauer hätte befestigen können.

In Sachen der Wissenschaft beweist derselbe seine Wirkung dadurch, daß an die Stelle logischer Verdeutlichung der Erkenntniß die Aussagen unsicherer Ahnung, phantastische Konjecturen, willkürliche Kombinationen, Berufungen an das Gefühl und eine vorgebliche innnere Weihe gesetzt werden. Damit ihm dieses Spiel gelinge, muß er vor allem das logische Moment verdächtigen, den reinen, selbstständigen Gedanken schwächen und die täuschende Dekoration einer hochtrabenden, bildernden, vornehmen Rede um sich hängen. Von Heraklides Pontikus an *) bis auf unsre Symboliker und christelnden Unchristen herab ist er hierin sich gleich geblieben. Wohl dem, der frühzeitig genug den

---

*) Lebte bald nach Platon und predigt in seinen Allegoriis Homericis wie ein Hierophant von mystischer Weihe in Absicht auf die homerischen Mythen. Es ist interessant, in ihm Sprache und Geberde unserer Theosophen, symbolischen Wunderkrämer und theologischen Mystagogen bis auf den Wortausdruck und die einzelnsten, kleinsten Züge wieder zu finden Der Unmündigen und Bevormundeten muß es hier in erklecklicher Anzahl geben.

insulirten Dämon erkennt und seinen ungebührlichen Einfluß von sich abwehrt!

Vergleicht man nun den eigenthümlichen Charakter der Wissenschaft mit dem natürlichen und historischen Entwickelungsgange des menschlichen Geistes; so wird es nicht verwunderlich scheinen können, warum dieselbe theils nicht bei allen Völkern zum Durchbruch und zu selbstständiger Herrschaft kam, theils auch überhaupt erst spät in der geistigen Blüthe einer Nation sich zu freier Bewegung hervorhebt. Nie hat bis auf die Gegenwart herab der Orient wissenschaftliche Selbstständigkeit erlangt. Ein natürliches Ueberwiegen des Gefühls und der bildlichen Phantasie, so wie eine diesen Seeleneinrichtungen vorzüglich zusagende Aussenwelt ließen nicht zu, daß der Gedanke in logischer Bewußtheit sich bewegte, mit didaktischer Schärfe das Erkennen durchprüfte, in ruhig-klarer Selbstheit zu Begriffen, Urtheilen und Schlüssen sich entwickelte. Die Anschauung siegte über die Reflexion, die Phantasie eilte dem Verstande voraus, und die Vernunft ward durch das Gefühl überwältigt. Daher ist die Poesie und religiöse Symbolik der Hauptcharakter des orientalischen Geistesstrebens und Mysticismus der Grundzug ihrer Literatur.

Mit Entschiedenheit stellt sich daher der Europäismus dem Orientalismus in intellectueller Hinsicht entgegen. In ihm bildet wissenschaftliches Denken den Grundton der Kultur *). Nachdem die ersten

*) Den vorgesteckten Grenzen der Schrift gemäß kann speciell über den Kulturgrad der einzelnen europäischen Völker der Gegenwart sich nicht verbreitet werden. Erinnert mag aber hier an etwas werden, was in Deutschland wohl mehr als Einer bei Anwesenheit der Russen beobachtete und von einem mit dem Charakter jenes Volks sehr vertrauten Manne bestätigt wird. (S. Artemius von Wagarschapat, Halle 1821 p. 339). Der gemeine Russe weint leicht. Beim Aufstoßen von Schwierigkeiten sind jedoch die Thränen alsbald gestillt, sobald er die Art begreift wie er sich helfen könne. Hierbei mag nun manchem Leser, der in großer Gefahr sich befand, von selbst die Erinnerung aufleben, wie sein Geist feststand, während seine Knie bebten. — Der Verf. bekennt, daß er an Menschen glaubt, denen weder der Geist noch die Knie wanken und zwar bloß wegen unbezwinglicher Liebe zur Wissenschaft. Archimed antwortete dem römischen Krieger, der nach seinem Namen fragte, in solcher Haltung; er antwortete mehr als die Frage befaßte. Diesem

Keime der Bildung vermuthlich aus dem Oriente nach Griechenland gekommen und hier zu einiger Höhe und Breite emporgewachsen waren; bewies sehr bald das logische Moment seine eigenthümliche Kraft. Fragen nach Gründen des Erkennens, nach der Wahrheit und ihrer Kriterien, Unterscheidung zwischen ihr und dem Irrthum, zwischen Meinung und eigentlichem Wissen kündigten die ersten deutlichern Spuren des wissenschaftlichen Geistes an. Man sonderte nunmehr die Symbolik des Glaubens von der Apodixis der Erkenntniß, die Mystik des Gefühls von der Klarheit des Begriffs, das Spiel der Phantasie von der ruhigen, besonnenen Forschung

---

Blutzeugen der Wissenschaft stellt die neuere Geschichte einen zweiten zur Seite. Lavoisier, zum Tode verurtheilt, bat noch einige chemische Versuche machen zu dürfen, wovon er eine der Menschheit nützliche Entdeckung erwartete. Er glaubte noch Alles zu besitzen, weil ihm die Wissenschaft und ihre Liebe blieb; der Werth des Lebens hatte kein Maaß dagegen. Die Militär-Kolonien in Rußland, diese neueste Kriegerkaste, wird es nicht thun, wohl aber kann eine unruhige, gefährliche Kraft mit der Zeit erstehen, welche vom Innern abgeleitet werden muß.

und Betrachtung der Dinge. Grade durch Einführung des streng wissenschaftlichen Strebens in die Bildung der Menschheit möchten die Griechen wohl am bedeutendsten in der Kulturgeschichte erscheinen; so wie denn unter ihnen selbst wieder dem Aristoteles wegen seines echt wissenschaftlichen Geistes der Preis vor allen andern literarischen Heroen gebührt.

Uebrigens ist das Leben kurz, der Völker wie der einzelnen Menschen, die Wissenschaft aber unendlich. Nur aus dem Zusammenstreben Aller läßt sich einige Vollendung in der Wissenschaft hoffen. Das Alterthum konnte fast nur den Impuls geben, jedoch gebührt ihm zugleich der Ruhm, den reinen, wissenschaftlichen Gang musterhaft vorgezeichnet zu haben. Die klare Anschauung des Gegebenen, die real-kräftige Objectivität des intellectuellen Strebens, die Besonnenheit in der Betrachtung, die Abweisung der Schwärmerei und vorzüglich die Belebung alles wissenschaftlichen Bewegens durch die Philosophie sind eben so viele treffliche und nothwendige Eigenschaften, wodurch sich die wissenschaftliche Methode charakterisiren muß, wenn sie zum gedeihlichen Ziele führen soll. Was

daher der Geist aus sich selbst erzeugen kann, hat die griechische Wissenschaft so weit entwickelt und dargelegt, als es je ein Volk vermögen wird; nur in der Erfahrungswissenschaft stehen sie auf den untern Sprossen der unabsehlichen Leiter. Aber auch hier ist Aristoteles, wenigstens für die Methode, unvergleichliches Muster geworden.

Ueberhaupt aber charakterisirt sich die antike Wissenschaft (auch soweit sie von den Römern kultivirt ward) durch den allgemeinen Grundzug des alterthümlichen Lebens — durch reale Tendenz, durch plastische Gediegenheit im Gang und Ausdruck, durch lebendige Vermittelung für das Leben. Eine gewisse Großartigkeit bezeichnet daher die Produkte der intellektuellen Thätigkeit dieser Zeit.

Wie fast in allen Beziehungen, so steht ganz besonders in wissenschaftlicher die neuere Zeit auf den alterthümlichen Fundamenten. Wir sagen nichts davon, daß selbst die religiöse Dogmatik ihre Ausbildung der antiken Philosophie zum Theil verdankt; wir schweigen vom Mittelalter, in welchem die Wissenschaft der Griechen und Römer nie vollständig unterging, sondern den Geist, so viel es die beschränkenden Bedingungen der Zeit und einer religiösen

Zwangsherrschaft gestatteten, wach erhielt, und die heiligen Funken intellektueller Bildung verborgen nährte — nur daran soll erinnert werden, wie der Umschwung des Denkens und Glaubens, die Wiederbesinnung des europäischen Geistes, kurz das ganze Gebäude der neuen Wissenschaft von der antiken begründet ward. Von der sogenannten Wiederherstellung des klassischen Studiums datirt sich mit Recht die wissenschaftliche Erhebung des modernen Europa. Ueberhaupt ist der Geist wahrer Wissenschaft unsterblich, unzerstörbar. Wo er sich deshalb so festgebildet, so hoch und selbstständig entwickelt hat, als dieses bei den Griechen der Fall war, da ist, nach ein er gründlichen Erwägung der Bildungsgeschichte der Menschheit, sein gänzliches Erlöschen als eine Unmöglichkeit anzusehen. Doch hat die Wissenschaft in dem neuen Europa mehr oder weniger die Gestalt des neuen Lebens angenommen, obwohl sie ihrem Wesen nach über alle Veränderungen der Zeit erhaben ist. Religion, Poesie, Kunst und Politik werden stets den Bedingungen der Zeit bemerklich unterworfen bleiben, die Wissenschaft ist ewig sich selber gleich, wie die ewigen Gesetze des denkenden Geistes.

Nur in einigen Nebenbeziehungen kann daher die angedeutete Modifikation von der neuen Zeit und ihren Bedürfnissen erwirkt worden seyn. So hat die Wissenschaft z. B. mehr eine Schulgestalt gewonnen, sich inniger mit der Kritik vergesellschaftet, aber auch in vieler Hinsicht an Großartigkeit des Ganges, der Form, an Ruhe und männlicher Gediegenheit verloren. Nichts ist indeß so verwerflich und dem ewigen Geiste der Wissenschaft mehr entgegen, als der Versuch einiger moderner Weisheitsprediger, welche, in ihrer mystischen Wolkenstadt Gottes allerlei Kleinodien des Glaubens und der frömmelnden Christelei verfertigend, auch von einer christlichen Wissenschaft sprechen, die, wer weiß von welchem Scholastiker, ihre erste Ausbildung gewonnen haben soll. Besonders muß sich die Philosophie dieses erzpriesterliche Pallium umhängen lassen, damit sie je eher je lieber die Weihe des Pabstthums annehme.

Wie viel Widersinniges nun auch in unserm deutschen Volke von Anbeginn an versucht, und zumal im Gebiete literarischen Strebens gewagt seyn mag; immer ist es unser wahrster treuester Ruhm, den die Wissenschaft uns erwirkt hat. Welche

Vielseitigkeit bei gediegener Gründlichkeit; welche Unermüdlichkeit des Fleißes neben unverkennbarer Tiefe, welche freudige, uneigennützige Selbstverleugnung in Absicht auf das, was Fremde Wahres und Neues auf dem Altar der *gemeinsamen* Göttin niederlegten und legen; welche Verbreitung des wissenschaftlichen Geistes durch das ganze Volk; endlich, welche selbstständige Unbekümmertheit der wissenschaftlichen Thätigkeit, während das Ausland nicht selten, z. B. England, die Wissenschaft in den Dienst der Einträglichkeit mehr als billig hingibt und sie von der Gnade praktischer Zwecke *erziehen* läßt! Kurzsichtigkeit ist es daher offenbar, wenn wegen Vielschreiberei und der Einmischung manches Ungeweihten oft das innere, kernhafte Streben deutscher Wissenschaft verkannt wird und *zwar* grade von den Deutschen selbst. Ohne Zweifel kommt dieses daher, daß man, solches behauptend, selbst lieber der Oberfläche als der Tiefe sich zuwendet, bei dem unbedeutenden Knabenspiele auf den Vorplätzen stehen bleibt, statt in das Innere der Hallen einzutreten und hier die heilig-demüthigen Bestrebungen stillen Ernstes zu betrachten. Auch sind Viele geneigt in Vergleich mit einer äusserlichen Glanz-

größe das deutsch-wissenschaftliche Streben zu lästern, vergessend, daß es allein die Stütze bot, als man sich vergebens nach Hilfe umsah. Nicht die Diplomatik, noch die Kanonen allein haben das Vaterland gerettet, sondern der erstarkte Geist wissenschaftlicher Ansicht, welcher das Volk zu sich emporhob und seinem Arm wunderbare Kraft verlieh. «Verachte nur erst Wissenschaft» spricht Mephistopheles über Faust, in dem Bewußtseyn, daß er alsdann ihm am sichersten verfallen sey. Verachte nur erst Wissenschaft, liebes, treues Volk, könnte man uns Deutschen rathen, und wir sind deiner Sklaverei gewiß! Es bedarf daher wohl kaum der Erinnerung, daß die diplomatische Weisheit kein gefährlicheres Unternehmen beginnen könne, als wenn sie, in nicht ungerechten Unwillen über die Mißbräuche des Ansehens und der Würde, welche einige Priester der Wissenschaft sich jüngst erlaubt haben, die Wissenschaft selbst beschränkt, ihre Pfleger beunruhiget, in ihre Tempel unberufener Weise eindringt. Durch Freiheit der Wissenschaft allein, besiegt Deutschland sich selbst, wo es sich im Innern untreu werden möchte; steht es fest in der Mitte der Nationen, denen es mit ihren

Regenten auch manche kostbare Frucht des Geistes gab. Will man die politischen Maulwürfe, welche in ihrer mystischen Geistesarmuth den sicheren Boden untergraben möchten, unschädlich machen *), so gestatte man grade der Wissenschaft ihre eigenthümliche Selbstbewegung, fange an, sie in ihrer reinen Erscheinung hoch zu achten, weise die Charlatanerie zurück, wo sie sich wichtig machen will, und fordere werkthätige Zeugnisse wissenschaftlicher Bildung, wo sie einzige Bedingung eines bestimmten Wirkungskreises seyn muß. Nichts kann aber wohl schädlicher und für die bezielten Resultate am Ende selbst gefährlicher seyn, als wenn man die Parthei der Frömmlinge und unmännlichen Nebler auf Kosten der Wissenschaft in Schutz nimmt; wenn man diese selbst unmittelbar dem Staatszwecke unterwirft,

---

*) Von diesen Freiheitsmännern, die man nicht mit den verständigen und legalen Freunden einer durch Reformen fortschreitenden Staatseinrichtung verwechseln sollte, gilt ein altes Wort des Tacitus: „Ut imperium evertant, libertatem praeferunt; si perverterint, libertatem ipsam adgredientur" An. XVI, 22. Die kürzeste Charakteristik aller Demagogen. —

gelehrte Zeitschriften, andere literarische Institute für sogenannte politische Interessen besoldet, so daß, wie z. B. in andern Ländern (selbst in England), die Wissenschaft hier royalistisch und legitim, dort liberal, hier im Sinne der Torys, dort der Whigs sich geberdet und redet.

Es kann hier nicht Absicht seyn, von den einzelnen Wissenschaften Einzelnes zu sagen. Einige allgemeine Bemerkungen, die Wesen, Zweck und menschheitliche Beziehung der hauptsächlichsten unter ihnen betreffen, können indeß kaum ungehörig erscheinen.

Wir haben gleich Eingangs dieser Abhandlung die Natur und innere Beschaffenheit der Wissenschaft überhaupt genetisch anzudeuten versucht. Rückblickend werden wir jetzt von selbst auf dasjenige Moment geführt, welches alle Wissenschaftlichkeit nothwendig vermittelt und selbst ursprünglich begründet. Dieses kann zunächst selbst nur als ein Allgemeines aufgefaßt werden und findet in der sogenannten Philosophie seine eigenthümliche Offenbarung, Entwickelung und Darstellung.

Gibt es im Menschen ein Erkennen, welches sich über das bloß Gegebene und seine Verhältnisse erhebt; welches, alle besondere, empirisch-gesetzte

Zwecke zunächst beseitigend, die Wahrheit ihrer selbst wegen bezielt, in sich, in dem Wissen seinen Zweck hat; überall das Erste, das Begründende anstrebt, nach den Principien fragt, nach der Einsicht in das Wesen und das Nothwendige strebt; welches überhaupt die geistige Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Freiheit an sich und fürs Leben vermitteln will — so gibt es eine Philosophie. Denn in allen jenen Punkten offenbart sie ihre Natur, dringt ihr Daseyn überall auf, selbst dem, der sie verleugnen möchte, und für dieses Verleugnen nach Gründen sucht. Wer demnach nicht verzichten will auf sein Menschenthum, auf die Möglichkeit einer edleren Selbstständigkeit, auf wahrhafte Versittlichung, auf Tüchtigkeit des Lebens, wird sich zu der Göttin bekennen müssen, für deren Heiligthum man leider immer mehr nur die Schule anzusehen pflegt, da doch die ganze Welt ihr Tempel ist. Die Schule soll weder die Philosophie schaffen, noch sie allein bewahren oder andern einstudiren. Dieselbe hat das Eigenthümliche vor allen andern Wissenschaften, daß sie in einem beständigen Selbstproduciren des Erkennens besteht, in einer durchaus selbstständigen Bewegung des Denkens,

somit weder gelehrt noch gelernt werden kann. Wie die Kunst ist sie durchaus persönlich in ihrer Verwirklichung, obwohl sie nach ihrem Gegenstande und in ihren Resultaten allgemein ist und werden soll. Die Schule kann nur bestimmter auf sie hinweisen, ihre möglichen Wege näher andeuten, ihre nothwendigen Erfordernisse hervorheben, und in der Entwickelung besonderer philosophischer Ansichten Methode, Anregung, Belebung und Leitung des philosophischen Selbstdenkens vermitteln. Und hierin ist der Philosophie der Schule, d. h. in sofern sie ein Gegenstand des Lehrens und Lernens seyn kann, ihre eigentliche Aufgabe gestellt. Will sie weiter ausgreifen, will sie sich als Fertiges geben, was Jeder mit seinem Gedächtnisse und Vorstellen aufzufassen hat; so artet sie in Sektengeist, in Streben nach Jüngerschaft aus, so trennt sie sich ab von der Lebendigkeit ihrer selbst und hiermit auch vom Leben.

Darin liegt zum Theil die mögliche Barbarei, welche auch rücksichtlich der Philosophie, der eigentlich aufklärenden Wissenschaft, statt finden kann und in verschiedenen Epochen wirklich nur zu sehr statt gefunden hat. Die griechischen Sekten, das Mittel-

alter, die neueste Zeit in Deutschland mit ihrer philosophischen Absolutheit haben hiervon Beispiele genug gegeben.

So wenig nun die Philosophie irgend eine Abgeschlossenheit des Wissens bilden kann, da sie vielmehr die ununterbrochene lebendige Entwickelung des Wissens ist; so unwahr ist es andererseits, wenn man glaubt, Gott gebe sie den Seinen im Schlafe; oder sie gleiche dem wilden Waldgesange, den jeder Vogel singen kann; sie sey so eine Art Naturwissen ohne Kunst und Studium. Dieses ist eine der Eitelkeit so sehr schmeichelnde Ueberzeugung, daß auch Jeder sich schon naturrechtswegen für befugt achtet, in der Philosophie eine nicht etwa bloß berathende, sondern sogar entscheidende Stimme zu führen. Um aber solches unter einem gewissen scheinbaren Titel zu können; so ist das Erste, daß man *alle ernstere* Philosophie, die sich in einer haltbaren, eigenthümlichen Weise als selbstständige Ansicht aufzustellen strebt und darum über die Oberfläche hinaus ihre Forschungen auf das Innere und Höhere richtet, als Schulweisheit, Systemsucht, unnütze Grübelei zu verschreien sucht, dagegen den sogenannten gesunden Menschenverstand als das delphische

Orakel aufstellt, den allezeit fertigen Rathgeber, wo es den Berathenden nur um Bequemlichkeit, um Beibehaltung ihrer lieben, süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens zu thun ist. Der gute, gesunde Menschenverstand ist allerdings ein willkommener Freund auch selbst dem wahren Philosophen, indem er ihn stets an das Gegebene mahnt und ihn behutsam macht, ihm vor Allem die Wirklichkeit vorhält, als den Boden, welchen auch der Philosoph bebauen und fruchtbar machen soll. Aber wo der gute alte Freund kindisch wird, oder vorwitzig-anmaßend sich in Dinge mischt, die er nicht versteht; da wird er mit Recht zur Bescheidenheit verwiesen und nöthigenfalls auch zum Stillschweigen. Wie mag doch das Wirkliche sich selbst erklären, wie die Oberfläche sich für das Wesen ausgeben, wie das selbst noch zu Begründende sich als Begründung geberden wollen? Vergißt man denn ganz und gar, daß der gesunde Menschenverstand, der von den Franzosen, seinen Lieblingskindern, eigentlich bei den rechten Namen bon-sens gerufen wird, in der That nicht viel mehr ist, als der anschauende Sinn, soweit er sich mit einer Art Urtheil verbindet?*)

*) Auch die Engländer gehören zu seinen vorzüglichen

«An den Früchten sollt ihr sie erkennen» also steht geschrieben. Nur zu kenntlich sind in dieser Hinsicht die absoluten Anhänger des gesunden Menschenverstandes. Bedarf es der Erinnerung an die Geschichte der Philosophie in Frankreich? Wohin die konsequente Durchführung der Lehre des gesunden Menschenverstandes, der baare, gehaltlose Empirismus, bringen könne, hat man in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts unter den Franzosen mit Schrecken erfahren müssen. Das Gebiet des Denkens glich sich selbst nicht mehr; alles Hohe,

---

Anhängern und nennen ihn ihrerseits angemessen common sense — gemeinen, allgemeinen Sinn. Und in der That kann es an Gemeinheit da nicht fehlen, wo der gesunde Menschenverstand das Regiment führt. Die Deutschen sollen damit nicht reiner gewaschen werden, als sie in der Hinsicht sind, aber namentlich in der Geschäftswelt findet es sich häufiger, daß die Menschheit im Menschen verrathen und gemordet ist. Scheusale treten hervor, wenn beim Mangel aller Gemüthlichkeit die französische Literatur und etwas Mathematik der Strebepunkt war, und es dann die Erreichung eines höchsten Privatzwecks gilt.

Würdige war auf ihm untergegangen; alle Ideen, in denen ein bedeutungsvolles Seyn sich dem Menschen kund gibt, hatten den inhaltslosen Begriffen eines gemeinen abstrahirenden Verstandes weichen müssen; die echte Aufklärung in Religion, Sittlichkeit und Staatsleben, welche nur aus der höhern Vernunftansicht und den daher sich gehaltvoll entwikkelnden Begriffen entspringen kann, war in flache, frivole, des Heiligen spottende Aufklärerei übergegangen. Alles auf Anrathen des braven, theuren, gesunden Menschenverstandes. Seine Jünger zählt derselbe nun vorzüglich da, wo ein gemeines Talent nicht zum Höhern hinauf kann und doch auch gern ein Wort mitsprechen möchte, wo man des religiösen Glaubens müde geworden, weil er ein zu gemeines Ding zu seyn scheint, oder doch unangenehme Anforderungen macht; wo das gewöhnliche Denken sich von Anfang an in dem Kreise des alltäglichen Lebens und Wirkens beschäftigte und darum jeden Aufschwung für einen gefährlichen salto mortale ansieht; wo irgend ein Beruf, eine positive oder historische Wissenschaft bloß nach ihrem gegebenen Inhalte sich eines Individuums bemächtigte, woraus sich ihm ein bestimmter Kreis der Thätigkeit bildete, in wel-

chem diese heimisch sich leicht bewegt, und unbekümmert um das Bessere, um Fortschritt und Erweiterung dieses Kreises mit bequemlicher Ruhe die gewohnte Arbeit, den mechanisch-geordneten und festgestellten Gedankengang durchläuft heute wie gestern, morgen wie heute. Fragt man hier überall nach den Früchten, so sind entweder keine gereift, oder wo sie an der spärlichen Sonne ja bis zum Punkte der Reife gediehen, da sind sie geschmacklos, unfähig zur Besaamung für neue, edlere Erzeugnisse, nur brauchbar für die nächste Nothdurft des Hauses. Endlich gibt es auch noch eine Jüngerart in dieser Rücksicht, welche, in Kleinmuth und im Gefühle ihrer Schwäche, Aergerniß nimmt an dem heillosen Streite der philosophischen Partheien, an den unverständlichen Lehren philosophischer Kraftmänner, nicht minder an den oft ungereimten Behauptungen der Schule. Diesen könnte man nun zunächst rathend zurufen: «Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir!» d. h. entäußere dich deiner Schwäche; fasse Muth, dich zu erheben über das Unwesentliche; nimm den Ernst des Denkens zu Hilfe, um empor zu ringen zur Wahrheit, zum Bessern, zu idealer Ansicht der Dinge und des

Lebens, um einzudringen in die mühsam erzeugten Resultate des kühnen Forschers, dessen Rede dir wie Räthsel der Sphinx oder wie die Weissagung eines heidnischen Orakels klingen.

Haben denn überhaupt die unbedingten Lobredner des gesunden Verstandes je ernstlich bedacht, daß er immer erst nachhinkt, wenn der höhere Gedanke wichtige Resultate entdeckt hat, um, im sichern Besitze derselben, über die Art ihrer Entdeckung vornehm verwerfend abzusprechen? Haben sie erwogen, wie er in der Geschichte der Menschheit so ganz und gar nichts selbst producirt hat, wie mit ihm allein die Menschheit noch bei dem Eichelnmale sitzen würde, wie er so gänzlich lahm nur auf der breiten Heerstraße des Lebens wandelt, worauf Keiner Ersprießliches findet? Haben sie jemals unbefangen die Fortschritte der Wissenschaft, der Tugend, des Staats und der Kunst erwogen, um zur Erkenntniß zu kommen, wie hier überall die höherstrebende Spekulation die Ideen zuvor entwickelte, ehe es gelang, durch sie angeregt und gehoben, auch in das Festgestellte neues, förderliches Leben zu bringen? Haben sie endlich jemals ernstlich an sich selber, an ihrer eignen Bildung und Vervollkommnung gearbeitet,

um inne zu werden, wie ihnen der gute Hausfreund durchaus nicht zu helfen, sie nicht einmal über die Schwelle zu führen im Stande war? Doch, was fordert man zum Denken, zum ernstlichen unbefangenen Erwägen auf, wo es Princip ist, nicht zu denken, wenigstens nicht anders zu denken, als der Nachbar zur Rechten und Linken denkt, weil es sich so freundnachbarlich, d. h. gut und ungestört leben läßt. — Wenn wir uns daher bei diesem Punkte etwas länger aufgehalten haben, als an und für sich nöthig scheinen möchte; so liegt der Grund hiervon darin, daß gegenwärtig, wo nach und in einer kritisch=schweren Zeit die Gegensätze sich schärfer und schädlicher hervorheben, auch unter den Deutschen, dem sogenannten philosophischen Volke der neuern Zeit, eine Parthei laut wird, welche das Heil nur in dem Gemeinnützigen und Brauchbaren findend und nicht bedenkend, daß selbst wahrhaft daurende Nützlichkeit, eine höhere über dem Gemeinen liegende Begründung haben muß, vor jeder etwas weiter ausholenden Philosophie zurücktritt, zur Anerkennung des legitimen Götzen der Alltäglichkeit (eben dem gesunden Menschenverstande) dringend auffordert, ja in der Kühnheit einer ungemeinen

Spekulation, oder auch in der edlen, selbstverleugnenden Anstrengung eines forschenden abstruseren Denkens, Zeitverlust, vergebliche Mühe, Gefahr für Staat und Kirche findet. Wäre nicht bei der oft äussern Wichtigkeit solcher Apostel der gemeinen Seligkeitslehre, so wie von dem Umsichgreifen dieser leichten Denkweise (was empfiehlt sich dem großen Haufen oben und unten gefälliger, als die Leichtigkeit) eine Hemmung, ein wirklicher Zug der Barbarei zu fürchten; so würde man freilich am besten thun, man betete für sie aufrichtig und fromm: « Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. »

Doch wenden wir uns ab von dieser der wahren Philosophie fremden Art und Weise, um die Lichtseite etwas näher aufzufassen, welche sie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Wissenschaften jedem unbefangenen Auge darbieten muß.

Zuerst kann gefragt werden, ob Wissenschaft überhaupt ohne Philosophie möglich sey? Nach dem früher Bemerkten über das Wesen der Wissenschaft und die eigentliche Bedeutung der Philosophie muß die Frage verneint werden. Denn Kenntnisse an und für sich bilden eben so wenig eine Wissenschaft, als zerstreut

liegende Aeste, Rinde, zerschnittener Stamm einen Baum darstellen können. Kenntnisse als solche schlechthin betrachtet, sind todt, sind die membra disjecta eines möglichen Körpers, den nur eine von innen wirkende Lebenskraft, eine schaffende Seele, ursprünglich einheitlich gestalten und beleben kann. Die Philosophie, als das selbstständige Denken an sich und in Beziehung auf alles mögliche Seyn, führt jegliche Kenntniß auf ihren Keim, ihre Wurzel zurück, entwickelt sie hieraus fortschreitend nach verschiedenen Seiten und erweitert so das betreffende Vorstellungsleben nach innerer Haltung und Wahrheit. So gewiß daher jede echte Wissenschaft, sie falle in welches Fach sie wolle, eine endliche Begründung, eigenthümliche Principien, gesetzmäßige Entfaltung ihres Inhalts, eine geprüfte und gerechtfertigte Kenntnißsumme enthalten muß; so gewiß bedarf sie der Philosophie zu ihrem Entstehen und Zustandekommen. Die Geschichte der Wissenschaften gibt hierfür unwiderlegliche Beweise. Ueberall, wo in einem Volke die Wissenschaften aufzukeimen begannen, geschah es allererst dann, wenn bereits der philosophische Geist rege geworden und zu selbstständiger lebendiger Wirksamkeit gediehen war. Griechenland ist Zeuge, Rom

ist Zeuge, Zeuge ist endlich die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften nach den Jahrhunderten des Mittelalters.

Aber die Aufgabe jeglicher Wissenschaft ist eine unendliche. Denn die Reihe der Dinge und Verhältnisse, der Erscheinungen, welche sie betreffen kann, so wie die Möglichkeit der geistigen Entwickelung ist unbestimmbar, unbegrenzt. Nicht nur die Natur selbst, sondern jede besondere Seite ihres Wirkens erstreckt sich über alles Maß; der Verbindungen zwischen dem Unbedeutenden und Bedeutenden, dem Nahen und Fernen, dem Besondern mit einem Verwandten oder selbst Verschiedenen, gibt es eine unendliche Mannigfaltigkeit. Dasselbe gilt von dem menschlichen Leben nach allen seinen Richtungen. Welche Menge von Verhältnissen, wie mancherlei Arten ihrer Zusammensetzung, welch nie rastendes Vorwärtsschreiten in politischer und geselliger Hinsicht? Alles kann die Wissenschaft ergreifen, wofern wahre Förderung, wirkliches Fortschreiten der Menschheit keine leere Hoffnung bleiben muß. Es ergibt sich nun aber eben daher auch, wie keine Wissenschaft sich als ein absolut Beschlossenes, ein für allemal Fertiges aufstellen kann. Wo sie dieses

thäte, hätte sie schon dadurch sich als Wissenschaft aufgegeben, obwohl dem Kenner nicht entgeht, wie Jurisprudenz und dogmagtische Theologie hier und da diesen starren unlebendigen Charakter zu behaupten sich vermessen. Aber vergißt denn der wohlgelahrte Jurist (von den Fünftelsjuristen, trotz allem Pandecten-Gemüthe, ist nicht die Rede), daß sein römisches oder was sonst für ein positives Recht nur ein Glied ist in der Kette dieser Wissenschaft, woran sich morgen ein neues, ein anderes knüpfen kann, wenn Zeit und Volkskultur es wollen? Vergißt der wohlehrwürdige Gottesgelahrte, daß kein unendlicher Gedanke, wie jeder wahrhaft religiöse ist, sich in eine endliche Form, in einen starren Lehrsatz, in ein Symbolum, wie in eine Preßmaschine, oder einen Kerker verschließen lasse? Also ein Fortschreiten der Wissenschaft, welche es auch sey, ist mit ihrem ersten Ursprunge nothwendig gesetzt. Jedes wahre Fortschreiten muß aber selbst wissenschaftlich, also in der Sache gegründet seyn, in dem lebendigen Wesen der fraglichen Wissenschaft, sein Princip und seine Bedingung finden. Auch hier also nichts Zufälliges, auch hier selbstständige Bewegung des nie rastenden Gedankens, auch hier freie, prüfende, zusammen-

haltende Thätigkeit des Geistes — Philosophie. — Wir rufen abermals Erfahrung und Geschichte zu Zeugen auf. Welche Männer förderten bereits begonnene Wissenschaften bedeutsam oder machten Epoche in ihrem Entwickelungsgange — doch wohl Philosophen, d. h. prüfende, scharfsinnige, freidenkende, sich über das Gegebene selbstkräftig erhebende Männer. Ein Philosoph war es im Alterthume, der den Wissenschaften ihren Schwung ertheilte — Aristoteles Name lebt ewig; ein Philosoph war es, der nach der Wiederherstellung der Wissenschaften diese zu neuem Leben weckte — Baco von Verulam wird die Geschichte nennen, wo sie die Genien nennt, durch welche die Bildung unsers Geschlechts vorwärts schritt. Philosophen entdeckten die Gesetze der himmlischen Körper und ihrer Bewegungen, Kopernikus, Keppler, Newton und so viele andere selbstdenkende Köpfe bedürfen der Erwähnung nicht. Wer hätte nicht Locke's Namen nennen hören, wo von der Veredelung der Wissenschaften des Lebens gesprochen wurde? Wer erinnert sich nicht zuerst an Leibnitz, wenn neue Bahnen in dem wissenschaftlichen Streben des späteren Europas bezeichnet werden? Wer

bemerkt nicht mit freudig klopfendem Herzen die Kühnheit und den Geist *eines* Philosophen, als es galt, den despotischen Uebermuth der jesuitischen Unwissenschaftlichkeit zu demüthigen? Paskal und seine Provinzialbriefe haben welthistorischen Ruhm erlangt. — Gibt es einen Mann, der das Gebiet der Wissenschaften allseitiger belebt, den gemeinen Gewohnheitsgang kräftiger erschüttert, die Sklaverei und Befangenheit des Gedankens rüstiger und erfolgreicher bekämpft und aufgelöst hätte, als Lessing, den unsterblichen Freund des Wahren, den ruhigen, scharfsinnigen, originell-prüfenden Denker? Endlich, um unserer Mitzeit noch näher zu kommen — wem verdanken alle Zweige des Wissens ohne Ausnahme ihr neues Leben, ihre fortstrebende Kühnheit, als dem nie genug zu rühmenden königsberger Weisen, Kant, dem Herzog der neuern Philosophie? — Aber auch abgesehen von diesem und andern Heroen, an deren Namen und Wirken sich neüe wissenschaftliche Epochen knüpfen, wird jeder aufmerksame Beobachter der Geschichte der Wissenschaften gewahren, daß es immer nur die selbstdenkenden, lebendig-fortgehenden philosophischen Köpfe waren, welche den Gang der

Wissenschaften, wenn auch noch so unscheinbar, leiteten. Der Theolog, Jurist, Mediciner, kurz jeder Fakultist besinne sich nur, sehe sich in seinem Kreise um, und er wird uns jene Behauptung willig zugestehen.

Keine Wissenschaft darf sich absolut vom Leben trennen, sondern jede soll in ihm ihre Anwendung und an ihm ihre Begründung finden. Es ist schon oben angemerkt worden, daß zwischen Theorie und Praxis (beide in ihrer wahren Bedeutung genommen), zwischen Wissen und Handeln kein wirklicher Gegensatz statt finden könne. Alles kommt darauf an, wie wir das Verhältniß der Wirklichkeit, ihrer Bedingungen und Forderungen nach der Wahrheit einsehen, richtig auf das Allgemeine, den Begriff, die Wissenschaft zu beziehen, und die lebendig-nothwendige Gegenseitigkeit, das reale, wesentliche Ineinanderübergehen beider aufzufassen verstehen. Wo das Eine oder Andere unterbleibt, ist entweder die Wissenschaft ein unbelebtes Abstrakt, oder die Anwendung derselben eine todte, maschinenmäßige, beschränkte Routine. Aber nur dem gelingt es, jene lebendige Beziehung aufzufassen, nur der bewegt sich im Leben, bei solchen Fächern, welche eigentliche

Wissenschaften zur Voraussetzung haben, gediegen, sicher, allseitig, konsequent, angemessen und fortschreitend mit der Zeit, welcher nicht nur überhaupt, selbstständig, wahr und kräftig denkt, sondern auch grade seine Wissenschaft mit dem Geiste der Philosophie durchdringt, sie in das System des gesammten Denkens freiforschend aufnimmt, ihre ganze organische Gliederung überschauet, ihre Wesenheit einsieht und das Zufällige, Rhapsodische, Gehaltlose von dem Nothwendigen prüfend sondert. Also auch hier dürfen wir nicht lange mit dem Dichter fragen: «welcher Unsterblichen soll der Preis seyn?» — Wer die Unsterbliche kennt, die Muse der Philosophie, wird ihr neidlos die Palme reichen, die ihr gebührt.

Doch genug über eine Wissenschaft, welche freilich gern Alle besitzen, aber von der nicht Alle gern sprechen oder auch nur hören mögen, *weil ihrer Erwerbung* allerlei Ansprüche vorausgehen, welche zu befriedigen sie weder Talent noch Muth oder auch Lust in sich verspüren. Wenden wir uns dagegen zu den sogenannten positiven Wissenschaften, die eigentlichen Brodquellen, welche Jeder, er mag wollen oder nicht, wenigstens erlernen muß, wofern ihn das Glück nicht auch dieser Mühe erhob.

Wir verstehen aber unter positiven Wissenschaften diejenigen, denen äusserlich, Auctoritätswegen das Object gesetzt ist, welches sie zu begreifen, zu erfassen, zu benutzen lehren sollen.

Zunächst steht die Theologie. Als eigene positive Wissenschaft betrachtet, muß sie nun ihr Object als ein äusserlich gesetztes, als ein durch irgend eine Auctorität bestimmtes betrachten und nehmen. Dieses Object ist die Religion, in sofern sie durch eine unmittelbare Offenbarung gelehrt worden ist. Es ergibt sich, daß bei dieser Wissenschaft sogleich ein innerer und äusserer Charakter sich unterscheiden läßt. Jener besteht in der möglichen Vernunftauffassung des gegebenen Inhalts, dieser in den historischen Hilfsmitteln und Bedingungen.

Gehen wir hiervon aus und suchen das eigenthümlich bildende Moment dieser Wissenschaft, oder ihre Wahrheit und Selbstangemessenheit uns zu verdeutlichen; so darf wohl im Allgemeinen behauptet werden, daß der innere Charakter d. h. die Betrachtung des religiösen Inhalts, seiner Bedeutung und möglichen Anwendung im Leben, dasjenige ist, was der Theolog vorzugsweise zu berücksichtigen hat. Nur in dem Maße, wie er hierin religiös-philoso-

phisch vorschreitet, wird er ein würdiger Priester derjenigen Wissenschaft seyn, die sich nicht umsonst nach dem Höchsten, dem Göttlichen, benennen sollte. Doch muß er hierbei einen doppelten Abweg vermeiden, nämlich den, wo er die Religion in Philosophie aufgehen läßt, und den, wo er, diese gänzlich ausschließend, den gegebenen Inhalt in seiner Starrheit und dogmatischen Unlebendigkeit festhält. Dort entsteht entweder speculative Willkühr, scholastische Subtilität, oder gewöhnliche Verstandeserklärung, Aufklärerei; hier artet die Theologie in servilen Dogmatismus und in Geistesbeschränkung aus. In beiderlei Hinsicht fällt die Theologie von sich selber ab und verfehlt ihren heiligsten Zweck, den der wahrhaft-lebendigen Erhebung und moralischen Bildung des Menschen. Dagegen wird die Barbarei in allerlei Gestalten hervortreten — verderblicher Unglaube, Verstandesstolz, Abtrennung des Höchsten vom Leben, oder auf der andern Seite Aberglaube, Fanatismus, Religionsdespotie, Lähmung der Freiheit des Denkens und Handelns. Die Geschichte bietet leider auch für diese Abweichungen der Belege eine hinlängliche Zahl. Wer kennt nicht die Verirrungen und Streitigkeiten, welche aus jenen wissenschaftlich-

einseitigen Auffassungsweisen des Christenthums dasselbe gleich von den ersten Jahrhunderten an bis auf die Gegenwart entstellt haben? Wie viel hat es nicht den hochherzigen Reformatoren gekostet, wieder einzulenken auf die rechte Bahn, und wie oft ward sie wieder verlassen?

Nicht selten gewinnt aber auch das bloß historische Moment, der äusserliche Charakter dieser Wissenschaft das Uebergewicht und den Vorzug; das, was bloß erläuternd, aushelfend, beweisend gelten sollte, stellt sich selbst als Inhalt hin, oder vermißt sich, begreifend, deutend, wesentlich erklärend zu wirken. So entsteht die historisch-empirische Ansicht, welche das Höchste zum Gemeinen umgestaltet, das Ewige zum Endlichen, das Lebendigmachende zu einem todten Objecte vornehmer Gelehrsamkeit. Wie sehr nun auch darauf gedrungen werden muß, daß historische Gelehrsamkeit dem spekulativen Uebermuthe, wie dem leichtfertigen Verstandesspiele gleich entschieden entgegen wirke; so wenig darf doch der Gelehrsamkeit in dieser Beziehung selbstständiger Werth zugetheilt werden.

Was den Standpunkt der Theologie in der Gegenwart angeht; so ist nicht zu verkennen, daß sie

von dem Wirren des Jahrhunderts vielfach betroffen worden ist. Kaum gelingt es ihr, da und dort ihr eigentliches Gebiet zu vertheidigen gegen die mannigfachen fremdartigen Elemente und Zumuthungen. Hier will schwärmerische Faselei mit Ausschluß alles streng wissenschaftlichen Denkens, die frömmelnde und süßliche Gemüthlichkeit einschwärzen, dort demonstritt spekulativ-vornehm der begreifende Begriff den Scholasticismus hinein; bei den Einen gibt sich Alles natürlich klar aus dem reichhaltigen Born der Historie, während wiederum bei dem Andern weder Spekulation, noch Geschichte viel vermag, sondern Alles von einer moralischen Unterlage getragen wird. Und so erklärt es sich denn, wie mystische Frömmelei, vornehmer Weitsheitsdünkel, Aufklärerei, päbstlicher Obscurantismus, Unglaube und Aberglaube einander das Reich der theologischen Wissenschaft streitig machen. Nur die Entwirrung der Zeit und die Feststellung ihres Charakters wird auch hier zu einer endlichen Entscheidung führen.

Zunächst an die positive Theologie schließt sich, wegen ihres gleich festen dogmatischen Grundcharakters, die Jurisprudenz. Es würde überflüssig seyn, über ihren wichtigen Einfluß auf den Gang

menschlicher Entwicklung allerlei vorzubringen, da die Sache theils so nahe liegt, daß sie schwerlich zu mißkennen ist, theils auch die meisten betreffenden Beziehungen längst mehrfach hervorgehoben worden sind. Barbarei und Kultur finden und fanden nicht leicht in einem und demselben Gegenstande so viel Vorschub, als in der Jurisprudenz. Hemmend und erweiternd, mißbrauchend und zum Bessern leitend, bindend und befreiend wirkt sie, kann sie wirken, hat sie gewirkt. Der Segen der Völker, wie ihr Unheil, die Freiheit der Nationen, wie ihre Sklaverei hat in dieser Wissenschaft, je nachdem sie sich ihrem Begriffe nach wahr oder falsch aufstellte und wichtig machte, Quelle und Vermittelung gefunden. Zwei Extreme mögen hier nur angedeutet werden, weil sie auch in unserer Zeit, wo die Extreme nach allen Richtungen hin sich berühren, hervortreten, wir meinen die absolute Ständigkeit der Einen und die absolute Flüssigkeit der Andern. Dort soll die Wissenschaft an ihrem ein für allemal gesetzten Inhalte sich genügen lassen, soll nicht fragen nach Princip, noch nach Erweiterung oder Fortbildung ihres Objects, nicht in sich aufnehmen die wohlbegründeten Bedürfnisse der Zeit und der Kulturfortschritte der

Völker, noch sich beziehen auf Charakter und Leben derselben. Dieser Ansicht entspricht nur das absolute Peremtorium, in welchem sich der beschränkte Kopf, wie der Sklav der Gewohnheit gleich bequem anbauen können. Man könnte Diejenigen, welche zu derselben sich bekennen, die Ultrastabilen nennen, die, im Bewußtseyn eines gefährlichen Andranges des neu aufgeregten Lebens auf ihre römische antiken Festwerke, sich mehr und mehr verschanzen, sich immer tiefer in ihre Kasematten zurückziehen und allerlei neues Geschütz auf den bedroheten Punkten aufpflanzen. Der Schaar der Handlanger, die kaum ahnet, daß es hier Angriff und Vertheidigung gilt, kann nur ganz beiläufig erwähnt werden. Die entgegengesetzte Parthei will Alles rasiren, will den Inhalt in ewiger Beweglichkeit finden, mag nichts von positiver Haltung wissen, möchte gern mit dem römischen Rechte auch die Forderungen der Gelehrsamkeit und des gelehrten Studiums aufgeben. Nicht uneben würde man die Freunde dieser, mißbräuchlich hier und da mit der wahren philosophischen Juristenschule zusammengenannten, Lehre — die Ultramobilen nennen. Sie können nirgends Halt finden, weder in der Geschichte, die sie meistens nicht recht kennen,

noch in der philosophischen Auffassung des Lebens, des Staats und seiner möglichen Bedürfnisse, als wofür ihnen in der allbewegten Gegenwart die Muse und, weil sie sich dem zerstörenden Wirbel mehr als billig hingegeben haben, auch wohl Kraft und Gediegenheit fehlt.

Wer nun den Begriff der Jurisprudenz als einer positiven Wissenschaft richtig aufgefaßt hat; wer Zweck und eigenthümliches Bereich derselben kennt; wer sie in stete nothwendige Beziehung setzt mit dem Leben, der Bedeutung und organischen Entwickelung und Zusammenbildung des bürgerlich-humanen Beieinanderseyns der Menschen, wird das Unzulängliche Gefährliche, Kulturstörende beider extremen Ansichten leicht erkennen. Während die Ultrastabilität die freie Gedankenbewegung in dieser Wissenschaft aufhebt, den lebendigen Zusammenhang zwischen Legislation und den bestehenden Rechten vernichtet, das gegebene Gesetz seiner selbst, nicht seines Zweckes wegen betrachtet, die zeitliche Form für das Wesen nimmt, hiermit alle freiere rechtliche Verhältnißkombination aufhält, erschwert, den Charakter des Volks mit seinen Instituten, die Zeitbedürfnisse mit den Mitteln ihrer Befriedigung, die innere Lebensent-

wickelung mit ihrer Organisation in Widerspruch setzt, führt die Ultramobilität zur Unsicherheit alles Rechts, zur Verletzung wahrhaft begründeter rechtlicher Interessen, zur Leichtfertigkeit in der Achtung des Gesetzes, zu bürgerlicher Trennung, politischen Neuerungen, zu Flachheit und Flüchtigkeit in den socialen Verhältnissen aller Art.

Wahres Heil liegt nun hier nicht sowohl in einem neutralen Verhalten gegen beide Extreme oder in der klüglichgewählten Mittelstraße, als vielmehr in einem ganz verschiedenen Principe, welches sich in der stetigen Fortbildung des Inhalts der Wissenschaft kundgibt. Zunächst und vor Allem wird erfordert lebendige Aufnahme der Legislation selber in den Kreis der Wissenschaft, denn in ihr liegt wiederum zunächst die Möglichkeit der Fortbildung des Inhalts. Die Legislation knüpft sich nothwendig an Geschichte und Philosophie und findet ihrerseits in der innigsten Vereinigung beider ihr angemessenes Princip. Alle Verhältnisse des Lebens haben, wie die Naturereignisse, einen gewissen Kreis ihres Seyns, innerhalb dessen sie sich anknüpfen, entwickeln und zur Forterzeugung neuer reif werden. Aufmerksame Beobachtung, geschichtliche Erfahrung

und philosophische Kenntniß des Lebens und der menschlichen Natur lassen diesen Kreis mehr oder minder berechnen. Auf ihn muß sich die positive Kraft eines bestehenden Gesetzes erstrecken und in ihm und während seiner Dauer ihre Giltigkeit behaupten. Hierin allein liegt das allein mögliche peremtorische Moment des Inhalts der juristischen Wissenschaften, welches also immer nur relativ seyn kann. Wie indeß ein bestimmter Kreis der Verhältnisse den Grund eines neuen in sich enthält, der aus ihm wie eine wohlgezeitigte Geburt innerlich zusammenhängend hergeht; eben so soll das entsprechende positiv geltende Gesetz das neue aus sich gestalten, es auf dem Wege der Fortpflanzung zur Wirklichkeit bringen. Auf diese Weise allein gewinnt die Wissenschaft, welche mit Recht zu den wichtigsten gezählt wird, wissenschaftliche Würde und konsequente innere Haltung. Es dürfte an der Zeit seyn, hierauf die Freunde so wie die selbst gleichsam pflichtmäßigen Bekenner der Jurisprudenz ganz vorzüglich aufmerksam zu machen.

Neben den positiven Wissenschaften machen sich die Naturwissenschaften nicht nur ihres Inhalts selbst, sondern auch des wesentlichen Einflusses we-

gen, den sie auf die Interessen der Menschheit äußern können, der Berücksichtigung ausgezeichnet werth. Aber was ist Naturwissenschaft, welches ist ihr wahrer Charakter, in dem sie allein ihrem Ziele sich nähern und zugleich wirksam das Heil des menschlichen Lebens mitfördern kann?

Auch hier müssen zunächst die Extreme bezeichnet werden, die, in ihrer verderblichen Richtung vom Wesen abwärts zum Schein hin, die Wissenschaft selbst in Gefahr und Nachtheil bringen. Schon zu lange hat sich unsere Zeit in ihnen gefallen.

Alles von oben durch willkürlich gesetzte Begriffe und Hypothesen erklären, die Thatsachen gering achten oder doch leichtsinnig und oberflächlich vergleichen, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, kurz die ganze Fülle der Natur aus einer sogenannten absoluten Einheit herleiten und darnach bestimmen, ist das Streben der einen Parthei, welche sich als die naturphilosophische secundum eminentiam hinlänglich bekannt gemacht hat. Freilich von der richtigen Ansicht ausgehend, daß sich die Wissenschaft auf innere Nothwendigkeit und Einheitlichkeit der Principien richten müsse, überflogen indeß die sogenannten Naturphilosophen in kecker Erhebung die Be-

dingungen des Strebens, wie sie von der Sache selbst gesetzt werden. Die Principien, die Einheit müssen in der Natur liegen, somit in ihr gesucht, nicht aber außer, vor ihr willkürlich aufgestellt werden. Dieses geschieht und die Wissenschaft der Natur wird übernatürlich und hat damit sogleich sich selbst aufgegeben.

Das entgegentretende Extrem äußert sich umgekehrt darin, daß man Alles von den Thatsachen als solchen, von der rein empirischen Auffassung der äußern Natur erwartet; die Fragen nach dem innern Wesen des Naturwirkens entweder ganz beseitigt, oder aus einer zufälligen Kombination der Erscheinungen beantworten will. Aber hier zeigt sich das Mißliche auf den ersten Blick, indem die einfache Thatsache als solche selbst nur das mittelbar gegebene, das bloße Erscheinen darstellt, in welchem das Princip, das Nothwendige nicht ausgedrückt liegen kann. Außerdem wie prekär ist jede Erfahrung in ihrer Absolutheit, d. h. ohne die Beihilfe des höhern Denkens, welches die ewigen Gesetze der Dinge und Erscheinungen zu erforschen und nachzuweisen bemüht ist?

Beide Extreme sind vom Uebel, indem sie zunächst die Wahrheit nicht ergreifen lassen, also die

Wissenschaft selbst nicht fördern, sondern aufhalten. Was soll aber ferner die menschliche Kultur durch sie gewinnen? Die Naturwissenschaft, in ihrem ruhigen, unbefangen vorschreitenden Gange die Bedeutung der Naturereignisse und ihre gesetzmäßige Nothwendigkeit erforschend, *kann den Menschen* leiten zum Bewußtseyn höherer Ordnung, zum Bewußtseyn einer ursprünglich in ihm ruhenden übernatürlichen Kraft, zur religiös-unbefangenen Ansicht der Dinge, kann ihn anregen zu tüchtiger Uebung der ihm selbst inwohnenden Kraft. Doch weiter abwärts steigend, welche Vortheile gewahren wir nicht bei der Anwendung der Naturwissenschaft und ihrer Resultate auf das gewöhnliche Leben, Wohlseyn und Glück? Sichere Anordnung des bürgerlichen Lebens, Förderung der Künste und Gewerbe, Hemmung und Verhütung tausendfacher Uebel können in *vielen* Beziehungen allein von den Naturwissenschaften erwartet werden. Wie aber, wenn diese nun auf die eine oder andere Art sich selbst aufheben, unrichtige Bahnen einschlagen, unwahre Resultate fördern? Muß nicht Finsterniß das innere Auge des Menschen wieder um so dichter umziehen, wenn es, durch ein falsches, erkünsteltes Licht geblendet, die Sehkraft

verlor? Muß nicht Aberglaube, der Unglaube, Frevel oder Schwäche, Uebermuth oder Kleinmuth neue Herrschaft gewinnen, wenn der Weg, auf welchem allein sichere Befreiung von diesen Uebeln erzielt werden sollte, uns in neue Grundirrthümer führt? Muß nicht die Kultur der gemeinen Lebensverhältnisse, in so weit sie auf die Naturwissenschaften sich stützt, zurückschreiten, unsicher werden, wenn ihre Voraussetzungen entweder ganz unhaltbar oder doch innerlich arm sind und der bloßen Oberfläche angehören?

Am nachtheiligsten wirken jene angedeuteten Extreme in der Medicin, welche mehr als jede andere Naturwissenschaft das rationale Moment mit den empirischen behutsam, aber doch innig zu vereinigen streben sollte. Sie wird ewig ein Experimentiren, ein buntes Aggregat von unverstandenen Fällen und Erscheinungen bleiben, keine auch nur etwas sichere Heilart bestimmen können; so lange man nicht in die Gesetze des Lebens, in die innerliche Begründung möglicher Krankheiten, in die naturnothwendige Verbindung der krankhaften Erscheinungen mit ihren bedingenden Umständen auf irgend eine Weise tiefer eindringt, um zu einigen allgemein

leitenden Principien zu gelangen. Umgekehrt muß aber die absolute Abstraction hier noch mehr als irgendwo zu wissenschaftlichem Nihilismus führen, den Zweck der Sache auf's Spiel setzen und die gefährlichsten Folgen für Wohlseyn und Kultur entwickeln. Wurde bis gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts zu sehr dem Empirismus gehuldigt, so fand dagegen in dem ersten Viertel des gegenwärtigen der leidige Konstructionismus, um so zu sagen, in dieser Wissenschaft eine gläubige andächtige Menge. Noch beten manche den Götzen an; aber der tüchtigen, echtwissenschaftlichen Männer zählt dieses Fach in der Mitzeit doch eine so gute Zahl, daß vielleicht der gedeihlichste Tag dafür bereits wirklich aufgegangen seyn dürfte.

Mit tiefer, sinnvoller Bedeutung tritt uns die Geschichte der Menschen entgegen, die Offenbarung menschlicher Freiheit und ewiger höherer Nothwendigkeit, des endlichen Wollens und der unendlichen göttlichen Fügung. Wo sie verstanden, wo sie wissenschaftlich richtig aufgefaßt und in ihrem bedeutsamen Rückwirken auf weitere menschliche Entwickelung begriffen werden soll, wird mehr erfordert, als neugieriges Umherschauen, flüchtiges

Hin- und Herblättern, fragmentarisches Aufnehmen und verstandeskluges Deuteln. Mit Recht sagt Schelling «Selbst unter dem Heiligsten ist nichts, das heiliger wäre als die Geschichte; nichts, das weniger die Berührung unheiliger Hände vertrüge»*).

Auch hier gibt es in Behandlung und Ansicht vielfache Mängel, die mehr oder weniger der geschichtlichen Wahrheit und ihrer humanen Bedeutsamkeit gefährlich werden können. Zunächst zeichnen wir aus die gemeine geistlose Summirung des Geschehenen nach seinen zeitlich auseinander liegenden Momenten ohne Erfassung eines höhern Gesetzes im Geschehen, ohne Ahnung eines innerlich nothwendigen Zusammenhangs, einer über die gemeine Endlichkeit hinaus liegenden Ordnung, aus welcher dem Menschen seine ewige Bestimmung und der edlere Gebrauch seiner Freiheit klar werden könnte. Nicht eben erfreulicher ist es darneben der sogenannte, von Vielen gerühmte Pragmatismus, welcher, entweder von einer bestimmten Idee oder Absicht ausgehend, hiernach die Geschichte deutet

*) Methode des akad. Studiums. S. 218. 2te Ausg.

und auslegt, also Willkühr an die Stelle des Nothwendigen setzt, subjectiv-anmaßliche Weisheit in die Geschichte hinein trägt, statt wahre Weisheit aus ihr zu lernen; oder, im Fluge selbstdünklerischer Weltgeistserfüllung, das Geschehene wenig beachtend, die Allheit und Einheit des menschlichen Strebens, das Wirken des Weltgeistes aus der Geschichte demonstrirt ohne geschichtlichen Grund; oder endlich mit der Armseligkeit eines kurzsichtigen aber doch vornehmen Verstandes an die hier und da aufgefangene, oft bereits schon generalisirten Daten gehend, die lebendige Fülle und den in sich reichen und vielverschlungenen Gang der Geschichte in ein flaches, lebloses Räsonnement auflöst, welches sich vermißt, das Heilige, die göttliche Ordnung der Dinge in einigen seichten Urtheilen zu erklären, und in die Sphäre der Gemeinheit herabzuziehen. Dieses letztere Verfahren, das Schlimmste von Allem, hat leider in Deutschland zu sehr überhand genommen, seit die philantropinisch-altkluge Weise die Lust des Räsonnirens gern schon in den Säuglingen erweckt hätte, und mit der alten Zucht den Ernst des Unterrichts, des Lernens und des ausdaurenden Fleißes verbannte. «In Deutschland, wo die Wissenschaft

immer mehr eine Sache der Industrie wird,» sagt der oben angezogene Schriftsteller, «wagen sich grade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere, im Organ eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen, besonders wenn er sich noch Gewalt anthut, Verstand zu haben und diesen etwa darin setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, nach diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen zu schätzen und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen.»

Soll die Geschichte wissenschaftliche Würde, menschheitliche Fruchtbarkeit und überhaupt höhere Bedeutung für's Leben gewinnen; so muß sich mit dem Eifer, der Unbefangenheit und Ausdauer des Forschens eine sinnige Anknüpfung des Menschenlebens an das Naturleben, also eine Beziehung des Menschengeschichtlichen auf das Naturgeschichtliche, eine bescheidene aber doch psychologisch, logisch und metaphysisch scharfsinnig und tiefgreifende Philosophie, endlich ein religiöser und heiliger Sinn verbinden, um das Geschehene nach seinen einzelnen Momenten wie nach seinen Gesetzen und höhern Richtungen

zu erkennen, zu begreifen und glaubend in Gemüth und Leben aufzunehmen. Wenn nur erst die Pfleger dieser Wissenschaft sich von Einseitigkeiten aller Art, von vorgefaßten Meinungen, von Eitelkeit, Zeit- und Machtdienerei werden frei gemacht und dem Publikum das große, reiche, gehaltvolle Buch der Geschichte in seinem reinen, unverfälschten, klaren Texte werden vorgelegt haben; so wird sich die Empfänglichkeit für entsprechende Aufnahme, die Verständlichkeit und die wahre historische Belehrung schon von selbst geben, ohne die breite Armseligkeit eingeschobener Noten und klügelnder Erklärung.

Kehren wir jedoch nach dieser flüchtigen Abschweifung in das Gebiet des Besondern noch einmal zu der allgemeinen Betrachtung der Wissenschaft und Wissenschaften zurück.

Soll überhaupt ein wahrhaft gedeihliches wissenschaftliches Streben im Sinne der Menschheit wirklich werden; so ist vor Allem nothwendig, daß ein freies, hingebendes und unbefangen aufnehmendes Zusammenwirken aller Zeiten und Nationen sich immer inniger und vollständiger ausbilde. Nur der menschliche Geist in seiner allseitigsten Anknüpfung an Natur und Lebensverhältnisse vermag in mäliger

Fortschreitung zu jener Objectivität und festbegründeten Gewißheit des Erkennens vorzudringen, in welcher allein die Wissenschaft ihr Wesen hat. Wir alle, die alten wie neuen Generationen, die Völker des Osten und Westen, wandeln einen gemeinschaftlichen Weg der Bildung und des Wissens. Jeder kann beitragen zu dem großen Bau, jedes Land dafür Material und Arbeit liefern. Nur dann verlieren wir den Preis unserer Mühe, wenn wir, uns trennend von der menschheitlichen Gemeinschaft, unser Wirken für in sich nichtig halten und durch seine Isolirung es zu Resultaten bringen wollen. Selbst größere Parthien zusammenwirkender Zeiten und Kräfte verlieren ihre Bedeutung, sobald man sie von dem Ganzen der Menschheit trennen will. Was wäre z. B. das Alterthum, das vielgefeierte, mit all seinem geistigen Streben, wenn wir es für sich auffassen, es sondern müßten von der Folgezeit, welcher es Keime, vielfache Belebung gab, für die es eine untere Stufe, niedere Sprossen seines weitern Aufsteigens darstellt?

Wie zu einem ersprießlichen wissenschaftlichen Fortschreiten Gemeinschaftlichkeit des Wirkens erfordert wird; eben so können ferner fruchtbare Resul-

tate nur gewonnen werden, durch das gegenseitige Ineinandergreifen der einzelnen Wissenschaften selbst. Eine schlechthin allgemeine Wissenschaft ist ein eben so vollständiges Unding wie jede schlechthin allgemeine Wirklichkeit. Das Allgemeine wird nur aus dem Besondern, das es in und unter sich befaßt. Je mehrfacher die Besonderheiten sind, je bestimmter sie sich entwickeln, ohne sich absolut zu vereinzelnen, desto reicher, gehaltvoller und bedeutsamer ist die Allgemeinheit. Daher sollen sich die Wissenschaften möglichst vervielfachen und sich recht eigenthümlich, kräftig, bestimmt in ihrer Vielheit *ausbilden*; aber Keine soll sich selbst genug dünken und in diesem Dünkel sich absolut von andern sondern, oder wohl gar ihnen feindselig und verachtend gegenübertreten. Aus dieser Feindschaft müßte baldige Auflösung der Wissenschaft überhaupt, wie Hemmung und Absterben der einzelnen entstehen. «Ein gemeinsames Band,» so sagt ja bekanntlich ein Weiser des Alterthums, «umschlingt alle Wissenschaften und Künste, alle hängen gleichsam durch Verwandtschaft zusammen»*). Und eben in dieser Verwandtschaft und Gemein=

*) *Cicero* pro Arch. poeta.

schaft aller Wissenschaften und alles wahrhaft wissenschaftlichen Strebens liegt nun der Sinn und die eigentliche Bedeutung der Universität, welche eben deshalb vorzüglich Pflegerin und Beförderin der Wissenschaft seyn sollte. Dieses ist ihre Bestimmung; jede andere, welche entweder Einzelne oder der Staat ihnen zu geben Lust bezeigen, lähmt die Kraft ihres Wirkens, rückt sie aus der Stelle, in welcher sie allein zum Heile des Ganzen ihr Theil beizutragen vermag. Muß daher die unparteiische Ansicht es für recht erkennen, wenn die Regierungen mit Energie die Bestrebungen derjenigen zurückweisen und einhalten, welche der Universität eine unmittelbare Bedeutung für das politische Leben geben wollen, den Kreis ihrer Thätigkeit über die strenge Wissenschaft hinaus erweiternd; so darf auch die Bemerkung nicht unstatthaft erscheinen, daß die Auctorität, ihre mögliche Beziehung zur Universität vergessend, sehr leicht nach einer andern Seite hin diese Anstalten in ein fremdes Gebiet hinüberdrängen und ihr rein wissenschaftliches Streben irre leiten, unrechtmäßig beschränken könne. Die Nachtheile hiervon, selbst für den Staat, möchten sich schneller und fühlbarer entwickeln, als diejenigen ahnen, die

solche ableitende Maaßregeln für weise achten. Denn Jegliches schadet, sobald es aufhört in seinem Elemente zu bleiben, worin allein sein wesenhaftes Seyn sich verwirklichen kann.

In Rücksicht auf wissenschaftliche Bildung ist demnach vorzüglich Zweierlei zu bemerken. Das Nächste ist, sich in einem Fache eine gleichsam feste, sichere Achse zu gestalten, mit Ernst hierin seine Kräfte versammeln, hierhin seinen Fleiß und sein Denken richten, um hernach sich von diesem Mittelpunkte aus nach den nächsten und näheren Umgebungen zu erweitern. Nichts fördert eignes Seyn und das Gedeihen des Ganzen so sehr als tüchtig seyn in Einem, nichts schadet in beiderlei Hinsicht mehr, als leichtfertiges Hinausgreifen in das Weite, als eine unstäte Vielgeschäftigkeit, ein Haschen nach sogenannter universalencyklopädischer Bildung. «Wenige sind,» sagt der treffliche Joh. v. Müller, «die nur Eins, und dieses Eins aus allen Kräften wollen.» Aber Segen der Menschheit folgt Allen, die in Einem, und wäre es das scheinbar Unbedeutendste, für die Gesammtheit mit gediegener Hingebung wirken.

Das Andere wollen wir darin finden, daß man bei wissenschaftlicher Ausbildung sich überall zunächst auf einer Stufe ganz feststelle, hier Alles zu erschöpfen suche, sich in Allem versuche, ehe man zu einer höheren hinanstrebt. So bildet die Natur nicht das Blatt oder die Blüthe, bevor sie nicht die Wurzel und den Stamm entwickelt hat. Aber herrlich gediehen steht der, welcher der Lust der Voreiligkeit die Kraft des besonnenen Denkens und Wollens entgegenstellt und die Frucht nur von dem gesunden, kernhaften Wachsthume erwartet.

Beides aber, das Tüchtigseyn in Einem wie das Feststellen auf den verschiedenen Stufen, ist eben nicht der Vorzug unserer Zeit. Das unruhige Streben hat sich auch leider, zu sehr der Wissenschaft bemächtiget. Alles will man ergreifen, in Allem eine Stimme haben, Alles verstehen und in den Kreis seines Wirkens ziehen. Eins mit Ernst wollen heißt Einseitigkeit, Pedantismus — schöne Namen zur Bemäntelung der innern Schwäche, des Mangels an energischer Selbstaufopferung zum Besten der Wissenschaft. Schnell will man von Stufe zu Stufe, Früchte sammeln, eh man pflanzte, weise seyn, eh man zu denken lernte, herrschen, regieren,

eh man gehorchte. Der Knabe verachtet mit der Zucht den Ernst des Unterrichts; der Jüngling greift nach äußern Zwecken, nach der Welt und ihren Interessen, statt sich ein ruhig stilles Wissen zu erwerben und in Bescheidenheit seine Kraft zu prüfen, zu üben, zu tüchtigen. O, möchte man bei solchem Treiben Basedow'scher Weisheit ausrufen, gebt uns mit dem alten Pedantismus den alten Ernst zurück, wenn dieser auf andere Weise nicht bleiben kann!

In der That, die Verworrenheit unserer Tage, die tausendfach sich durchkreuzenden und hemmenden Suchten aller Art, die Altklugheit der Knaben, die falsche Begeisterung der Jugend, die anmaßlichen Ausschreitungen der Männer — kurz aller dieser bis zum Ekel sich darlegende Nichtigkeitskram, wodurch die Kandidaten der Ruthe, wie die vorgeblichen Jünger der Musen die Welt reformiren und die alte Weisheit verjüngen wollen, hat den hauptsächlichsten Grund und die fruchtbarste Quelle in der Unwissenschaftlichkeit der Zeit.

Wollen wir wahre Selbstständigkeit gewinnen, will unser deutsches Vaterland den Wirren des Jahrhunderts sich entreißen; so kehren wir zurück

zum Ernst der Wissenschaft, welche die Jugend festiget und stärkt, dem Manne die sicherste Gewähr erfolgreichen und würdevollen Wirkens leistet, dem Volke klare Ansicht seiner Interessen und richtige Begriffe über seine Bestimmung zuführt, in das ganze Leben und seine Bewegungen Haltung und Charakter bringt! — Wie wenig indeß hier und da hierzu Lust und Neigung sey, beweißt unter Andern die Art, wie die treffliche Schrift eines geistreichen und gelehrten Philologen, in welcher zur Rückkehr zu einem gediegenen, gründlichen und keineswegs einseitigen Humanismus eben so beredt als sachkundig aufgemuntert wird, von einigen Seiten empfangen wurde *). Nur zu sehr findet man oft noch Heil in musivischen Schulplanen, welche Alles nach einem seichten Grundbegriffe auf gleiche Art modeln wollen, und in welchen vor lauter Bäumen der Wald nicht gesehen werden kann.

---

*) Fr. Thiersch, Ueber gelehrte Schulen.

Die Kunst und die Künste.

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Schiller.

Seyn und Wissen bilden im menschlichen Leben einen Gegensatz, welcher die Denker von Anbeginn bis auf die Gegenwart vielfach in Anspruch genommen hat. Gibt es einen Ausgleichungspunkt zwischen beiden, welcher kann es seyn, wie verhalten sich auf jeden Fall jene zwei Seiten zu einander? — Die genügende Antwort hierauf gilt noch immer für den Stein der Weisen, dessen Auffindung den trefflichsten Denkern wohl kaum sobald gelingen wird.

Wie dem aber auch sey; wir haben in diesem Gegensatze zunächst den Grund für die zwei hauptsächlichsten Erscheinungen im Gebiete des menschlich-freien Strebens — für die Kunst und Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat in der letztvorhergehenden Abhandlung unsere Betrachtung beschäftiget; wir beziehen uns hier nur in sofern darauf, als sie eben durch ihre Eigenthümlichkeit und den relativen Gegensatz, welchen sie mit der Kunst, diese selbst im Allgemeinen näher zu bezeichnen dienen kann.

Das Seyn charakterisirt sich zunächst als etwas Unmittelbares, welches eben als solches überall dem Wissen vorausgeht. Man könnte vielleicht sagen, daß dieses selbst nur auf dem Seyn erwachse oder gar nur die Qualität eines besondern Seyns z. B. des menschlichen ausmache.

Eben wegen jener Unmittelbarkeit will ein bestimmtes Seyn auch stets als eine Einheitlichkeit gedacht werden. So das Seyn der ganzen Welt, das eines besonderen gegebenen wirklichen Wesens, eines realen Gegenstandes. Ein eigentlicher Gegensatz, eine wirkliche Trennung in einem Seyn hebt dieses selbst auf.

Jedes Seyn endlich bietet eine wesenhafte Fülle, eine innerliche Bedeutsamkeit, einen Inhalt dar. Alle Abstraktion als solche ist dem Seyn fremd, wie alle Trennung.

Wenden wir uns nun nach jenen Vorbemerkungen der Kunst zu, als dem Gegenstande gegenwärtiger Betrachtung; so läßt sich für's Erste allgemeinhin behaupten, daß sie wesentlich ein Seyn ausdrücke und hierin, nicht im Wissen oder Vorstellen, ihren eigenthümlichen Grund habe. Im Allgemeinen ist daher auch die Kunst überhaupt die freie Darstellung eines Seyns in seiner eigentlichen Form.

Hiermit sind sogleich die hauptsächlichsten Bestimmungen rücksichtlich des eigentlichen Wesens der Kunst angedeutet. Daß sie ein Produkt sey des höhern menschlichen Wirkens; daß sie das Schöne zum Gegenstande habe, indem jedes Seyn in seiner eigenthümlichen Vollendung nach Inhalt und Form, wenigstens zunächst in seiner Art, schön zu nennen ist; daß sie für die Anschauung wirke, und andere ähnliche Eigenthümlichkeiten lassen sich aus jener allgemeinen vorläufigen Erklärung herleiten.

Es wird nun eben wegen der gewonnenen allgemeinen Ansicht der Kunst uns bereits möglich werden, eine flüchtige Vergleichung zwischen ihr und der Wissenschaft hier sogleich folgen zu lassen.

Der Mensch besitzt nach den Resultaten seiner Selbstbeobachtung das Vermögen der T r e n n u n g, der Gegenüberstellung und der Abstraction wie das der unmittelbar vereinigenden, gleichsam konkreten Auffassung und Darstellung der Dinge, also das Vermögen eben der Wissenschaft und Kunst. Während sich demnach jene zunächst durchgängig auf Reflexion zurückführen läßt, schließt diese in ihrer wirklichen Erscheinung die Reflexion aus; während in der Wissenschaft der Begriff sich als das Grundelement geltend macht, fordert die Kunst die Konkretion, das bestimmte einheitliche Gegebenseyn. Die Wissenschaft verfährt überall mittelbar d. h. sie zeigt das nothwendige Werden eines vorgestellten Resultats, sie vergleicht Vorstellung und Vorgestelltes, sie bewegt sich durch eine Reihe vielfacher Vergleichungen und Unterordnungen, um eine Gesammtheit von Kenntnissen zu gestalten, deren Wahrheit sich eben nur in dieser und durch diese Vermittelung dem Bewußtseyn kund gibt; die Kunst dagegen ist, wie das Seyn, u n m i t t e l b a r, u r s p r ü n g l i c h, sie bietet in e i n e r einheitlich-abgeschlossenen, gleichsam lebendigen Erscheinung, Wahrheit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit. Wenn daher die Wissenschaft, in

und Ueberbildung, der Schwäche und Einseitigkeit, Ueberspannung und Gemeinheit im Charakter, überhaupt im praktischen Verhalten des Menschen. So hebt sich denn gleich bei der ersten Ansicht auch hier Möglichkeit der Kultur wie Barbarei hervor, je nachdem der Mensch seine Gaben gebraucht.

Suchen wir uns nun die Kunst, ihre Natur und Bedeutung näher zu entwickeln, so begegnen wir sogleich einer Menge von Meinungen, Ansichten und Lehren, welche oft schwer zu vereinigen seyn dürften.

Die erste Frage wäre deshalb vielleicht die, ob überhaupt die Kunst ein Gegenstand philosophisch-wissenschaftlicher Betrachtung seyn könne und solle? —

Eine große Zahl von vorgeblichen Kennern und wirklichen Nichtkennern läßt sich desfalls also vernehmen. « Kunst ist Sache des Genies; dieses hat seine Regeln und Gesetze in sich und verschmähet die Schranken einer ästhetisch-philosophischen Gesetzgebung. Was hat die Aesthetik geleistet, welche Künstler gebildet? Sie hinkt dem Genie und seinen unsterblichen Werken nach. Ertödten kann solche Schulweisheit das künstlerische Leben wohl, aber befördern nimmermehr. Und nun vollends die Ver-

wirrung der philosophischen Ansichten, die sich oft gradezu widersprechenden Deklamationen und Spekulationen über Kunst, Künste und Kunstsachen! — Man lasse die Schule aus der Kunst und die Kunst aus der Schule, und die hehre wird ihren Weg selbst finden.»

Man könnte dieser vornehmen Expektorationen gegen die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst leicht noch eine Menge hersetzen, wenn sie nicht insgesammt zu ähnlich klängen und gleich oberflächlich wären. Am meisten schreien die Halbdichter und Halbkünstler, die Schwächlinge aus der Sippschaft der Dilettanten, die vor jedem etwas ernsten Denken zusammenschaudern, wie der Feigling vor der Batterie des Feindes, die gewöhnlichen phraseologischen Kunstkritiker unserer literarischen Konversations-Klatsch-Blätter. Dagegen muß es dem sinnigen und kundigen Freunde der Wahrheit sogleich auffallen, wie und warum doch die eigentlichen Meister in der Kunst, die krafterfüllten Schöpfer unsterblicher Werke, gar nicht oder höchst selten sich gegen das Denken über Kunst und Kunsterzeugung auflehnen, ja meistens sogar dasselbe vorzüglich begünstigen und selbst Kunsttheorien zu versuchen

nicht verschmähen. Schon das Alterthum gibt hierzu Belege in seinen Polykleten, noch mehr die neuere Kunstgeschichte in den da Vinci's, Buonarotti's, Mengs, und, um neben diesen großen bildenden Künstlern noch einige berühmte Dichternamen anzuführen, in Racine, Voltaire, in unserm Göthe, Lessing und Schiller. Aber freilich, das wahre Genie ist eben gegen nichts ausschließend, als nur gegen die Schwäche; es ist darum Genie, weil es die innerste Verbindung der geistigen Thätigkeiten erfaßt, wirken läßt, weil es das Wesen des Seyns und der Verhältnisse ergründen mag durch unmittelbaren Geistesschwung wie durch Schärfe und Tiefe des Gedankens.

Aber abgesehen hiervon, worin jenes oberflächliche Gerede hinlängliche faktische Widerlegung finden muß, könnten wir gegenredend mit *gleichem Rechte* fragen: «Wozu sollen Untersuchungen frommen über Religion und Sittlichkeit, da Jeder sie am besten in der Brust hat und praktisch erlernt? Wozu bedarfs der Lehren über Staat, Recht und Gesetzgebung, indem das juristische Genie sich unmittelbar selbst schon zu helfen versteht? Wozu endlich, könnte man sogar noch hinzufügen, der wissen-

schaftlichen Forschungen über Natur und Naturerscheinungen, da die himmlischen Körper sich ohne sie bewegen, wie's recht ist, Tag und Nacht gehörig wechseln, ob wir den Wechsel begreifen oder nicht; die stille Pflanze wächst und die Orkane wüthen unabhängig von unserer Einsicht und Wissenschaft?» Jedoch nur derjenige kann das Denken über Kunst verwerflich, überflüssig finden, der die Rechte ewiger Wahrheit mißkennt, der nichts ahnet von dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge und menschlichen Bestrebungen, dem die Geschichte der Kunst verschlossen blieb und ihr Verhältniß zur wissenschaftlichen Kultur, dem der leere Vorwand der Verschiedenheit philosophischer Ansichten ein willkommener Schild ist, hinter welchem er die Mühe des Denkens von sich abwehrt und mit seinen an Theetischen oder auf flüchtigen Reisen und aus eben so flüchtigen Kunstbeschauungen genommenen Kunstmaximen sentimental-vornehme Galantrie treibt.

Lassen wir nun diese Kunstfreunde, deren unser gutes Volk gegenwärtig eine Legion in laxem Anschlage zählen muß, und suchen wir uns über das Wesen der Kunst etwas näher zu verständigen.

Es wird frommen, auch hier zuerst die möglichen Extreme der Ansicht hervorzuheben, um hernach der Wahrheit um so leichter zu begegnen. Empirischer und apriorischer Absolutismus, materieller Realismus oder Naturalismus und nihilistischer Idealismus sind die *beiden* Endpunkte, welchen nicht nur die Theorie, sondern eben so oft auch die Praxis einseitig zustrebt. Während daher die eine Parthei behauptet, daß das Schöne, der eigentliche Gegenstand der Kunst, nur in dem Sinnlich-Angenehmen bestehe, daß die sinnliche Auffassung der Dinge und das entsprechende Gefühl alleiniger Quell desselben sey, und die Vernunft dabei keine Stimme habe, daß deshalb als höchste Aufgabe der Kunst die *technisch-vollkommene* Darstellung einer gewissen Ordnung und *Harmonie* der Verhältnisse, eines wahrnehmbaren *Ebenmaßes* an einem Ganzen, einer einheitlichen Vielheit zu betrachten sey; behauptet die andere, die Schönheit ruhe nur in der Vernunft, im ewigen Geiste, könne daher auch nur durch die reine intellectuelle Selbstanschauung der Vernunft erfaßt werden, alle Erfahrung könne bloß beschränkend wirken, indem sie das göttliche Urbild trübe und verwirre, die wesent-

liche Aufgabe der Kunst sey daher auch nur die endliche Veranschaulichung jener göttlichen Idee, die unmittelbare Offenbarung des Unendlichen in endlicher Form. Demnach stellt die erste Lehre als Grundsatz des künstlerischen Strebens lediglich die Naturnachahmung auf; die Kunst soll und kann den Kreis des Naturschaffens und der Naturgestalten nicht überschreiten, ihr höchster Triumpf ist die Erreichung der Naturvollkommenheit und Naturwahrheit. So wollte es Aristoteles, so unsere wolfische Schule und noch gegenwärtig fast durchgängig die französischen und englischen Kunstkritiker, bei denen sich gleichsam ein horror naturalis gegen alle Idealisirung in Leben und Kunst gebildet hat. Die andere Parthei will nichts von Naturnachahmung wissen, die Unendlichkeit der reinen Idee schließt jede natürliche Beschränkung aus, der Geist sucht in sich selbst allein das Muster seines Schaffens, das schlechthin Ideale darf und kann nicht in der Form des einfach natürlichen erscheinen, das geistgeborene Erzeugniß muß sich frei waltend über die Schranken der natürlichen Verhältnisse erheben.

Muß nun die Kunst in Folge der ersten Ansicht zur Gemeinheit und Sinnlichkeit herabsinken, in pedantische Steifheit ausarten, ohne tiefere Bedeutung und Erhebung bleiben, mehr oder minder nur in technischer Geschicklichkeit ihre wesenhafte Geltung finden, so wird sie in Folge der andern Abstraktionen ohne Leben, Gebilde der Phantasie ohne Wahrheit, Schattengestalten ohne innere Fülle, unklare Komposition ohne Schönheit der Form, ungeheure Geburten ohne Bedeutung und Natur, falschgesteigerte, überschwengliche Gefühlsrichtungen ohne Wesenheit, kurz Wolkengebilde ohne Individualität und Charakter erzeugen und darstellen, das Ungeheuerliche einer frazzenhaften Symbolik wird an die Stelle der bestimmten, heitern, klaren und bedeutsamen Form treten.

Die Geschichte der Kunst gibt wirkliche Beispiele, wie gleich der Theorie auch die Praxis in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Völkern und Individuen in jenen Extremen sich bewegt habe. Unsere Zeit, in der sich, wie bereits mehr erinnert worden, die Extreme fast in allen Beziehungen darstellen, hat auch in der fraglichen sowohl theoretisch wie praktisch ihren Charakter nicht verleugnet. Man

werfe nur einen Blick auf die Poesie, Malerei und Musik, um sich von dem Gesagten zu überzeugen, daß ein solches Streben nichts Vollendetes hervorbringen könne, daß mehr oder minder ein unklares verworrenes oder gemeines, ideenleeres Treiben das Resultat seyn müsse, würde leicht zu schließen seyn, wofern nicht die Tagesgeschichte es in zu wahrnehmbarer Wirklichkeit unmittelbar vorhielte. Welch eine wahrhaft babylonische Verwirrung in Deutschland rücksichtlich der literarischen Kunst herrsche, beweisen zum Ueberdrusse unsere kritischen und unkritischen Zeitschriften, so wie einige andere Machwerke, die zu nennen nur, so nahe sie uns übrigens liegen, ihnen Ehre erweisen hieße. In dem einen sucht sich ein absprechender philosophischer Absolutismus Geltung zu verschaffen, in dem andern ein seichter Empirismus; hier werden Shakespeare und Göthe vergöttert, dort wird diesem von übermüthigem Jugenddünkel die Dichterkrone abgenommen und das albernste Gewäsch als geistreiche An- und Uebersicht vorgeführt *). Wenige bemühen sich um ruhige,

*) Hier soll denn doch an W. Mengel's deutsche Literatur, 1827, erinnert werden.

unbefangene Theorie und Kritik *). Man darf sagen, daß vielleicht keine Zeit in dieser Rücksicht mit sich selbst so verfallen war als die gegenwärtige, wo die Kunst sich vollständig in armselige Manier auflösen würde, erhüben sich nicht aus der Menge einige, einzelne reichbegabte, kräftig-tiefe Genien, welche das wahre Verhältniß und die reinere Bedeutung der Kunst erfassend, durch unbestreitbare Meisterwerke gleichsam seltene Wahrzeichen aufstellen, an denen man in der Verwirrung des vorgeblichen Kunststrebens die rechte Bahn erkennen.

---

*) Der Verfasser glaubt, nicht parteiisch zu erscheinen, wenn er in dieser Hinsicht auf J. Hillebrand's Lehrbuch der Literar-Aesthetik, oder Theorie und Geschichte der schönen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, Mainz 1827, 2 Bde., besonders aufmerksam macht. Das Werk umfaßt mit großer Vollständigkeit nicht nur die hauptsächlichsten literarästhetischen Erscheinungen, sondern zeichnet sich durch philosophisch-umsichtige und gründliche Ausführung der Poetik und Rhetorik, sowie durch viele kritisch-unpartheiische Bemerkungen aus.

kann. Am reinsten dürfte sich vielleicht die plastische Kunst bewähren, welches vielleicht zum Theil daher zu erklären seyn mag, daß sie, im Ganzen an Bestimmtheit der Formen gewiesen, dem Excentrischen weniger zugänglich ist.

Die Kunst in ihrem wahren Sinne befaßt Natur und Idee zugleich. Sie ist die freie Wiedergeburt der Ersteren, welche allein durch ideale Anschauung vermittelt werden kann. Die Kunst stellt das wirklich Seyende dar, aber über die natürliche Beschränkung der Wirklichkeit hinweg gehoben, entnommen den in der einfachen Gegebenheit sich hineindrängenden Negationen. Sie sucht demnach das Seyn in der welt- oder urschöpferischen Idealität, wie es gleichsam dem göttlichen Auge vorschwebt, darzustellen, also die Allgemeinheit der Idee irgend einer bestimmten Seynsweise auf das Vollkommenste in einer positiven Konkretion zu verwirklichen. In diesem Streben nach höchstmöglicher Ausschließung aller beschränkenden Negation, somit nach höchstmöglicher Repräsentation des Wesenhaften, des allgemeinen, vollständig gedachten Charakters, der Idee einer Wesen-

oder Verhältnißart in einem einzelnen besondern Gliede, besteht das wahrhaft künstlerische Idealisiren, welches eben als solches die Natur nothwendig voraussetzt.

Es ergibt sich hieraus sogleich die Hauptforderung für jegliche Kunstproduktion, daß sie die Unmittelbarkeit des gegebenen Individuellen vereine mit den Höheren, Freigedachten, daß also jedes Kunstwerk bei aller Charakteristik eine gewisse Allgemeingiltigkeit habe, daß es gleichsam jedes Individuum repräsentire ohne es zu seyn, und die Gattung andeute, ohne ein leeres Abstrakt zu werden, kurz, daß es, wie Kant sich richtig ausdrückt, ein Naturwesen zu seyn scheine, ohne es zu seyn.

Es gibt also hier alsbald zwei Wege zu möglicher Barbarei in der Kunst, den nämlich der wirklichen gemeinen Naturindividualität oder Naturcharakteristik, Naturnothwendigkeit, und den der leeren Allgemeinheit, der logischen Abstraktion, der todten Charakterlosigkeit. Wie leicht das Eine oder das Andere

in der wirklichen Kunstausübung sich geltend mache, zeigt abermals ein flüchtiger Blick in die Kunstgeschichte. Am häufigsten wird der letzte Fehler begangen und zwar gemeinlich da, wo entweder eine abstrakte Kunsttheorie den Künstler in seinem Produciren leitet und bestimmt, er also die theoretische Ansicht noch nicht in lebendige Verschmelzung mit seiner Kunstfähigkeit gebracht hat; oder wo natürlich-impotente Liebhaber sich in das Heiligthum der Kunst drängen und hier ihre Zeugungskraft versuchen. Nur aus der lebendigen Fülle des Lebens geht wahrhaft neues, charakteristisch-selbstständiges Leben hervor; kein Wunder, wenn das genielose Gemeinleben nur hohle, allgemeine, abstrakte Schattenbilder an die Stelle ideal-bedeutsamer, ausgeprägter, individuell-reicher Formen zu setzen im Stande ist. Nirgends zeigt sich diese ästhetische Mangelhaftigkeit leichter und einfacher, als in der Poesie, wo, wegen geringen technischen Anforderungen, der Zudrang der Ungeweiheten größer zu seyn pflegt. Wer kennte nicht die vielen hohlen Expektorationen in der Lyrik, die bleichen, charakterlosen Schemen in der Dramatik

und der Romanen unserer Tage? Aber selbst die Zusammenstellung großer Meister in diesem Fache läßt jenen Fehler merken. Wie weit steht in dieser Hinsicht unser sonst so trefflicher Schiller hinter seinem großen Vorbilde, dem Shakespeare, zurück? Durch wenig kräftige Züge und ein Paar Auftritte führt dieser seine Personen so kenntlich und bestimmt ins Leben, als jener durch alle seine schönen, gehäuften Worte und Phrasen nicht vermag. In dieser Beziehung wird Schiller auch von Göthe übertroffen, bei dem sowohl die lyrischen Ergüsse, als auch die dramatischen Charaktere viel entschiedenere, rein-lebendigere Eigenthümlichkeit haben. Aber auch selbst bei *einem und demselben* Dichter kann man den besprochenen Unterschied gewahren. So sind, um bei Schiller, als dem bekanntesten und dem Volke näheren vaterländischen Dichter, stehen zu bleiben, in den Charakterzeichnungen seiner frühern Dramen, fast nur Allgemeinheiten äusserlich zusammengehäuft, die Gestalten gleichen mehr Puppen, behängt mit den reichsten, köstlichsten Stoffen, die das Auge bestechen als wahrhaft lebendige We-

sen, die auf ihre Weise bedeutsam handelnd und wirkend erscheinen. Ein wahres Ideal solcher schematischen Abstraktion gibt uns Schiller in seinem Marquis Posa, von dem J. Paul Friedrich Richter in seiner Vorschule der Aesthetik mit Grund sagt «er sey glänzend und leer wie ein Leuchtthurm.» So wie indeß unser Dichter in wahrer Lebensansicht und Menschenkenntniß fortschritt, gewannen auch seine Charaktere an größerer Bestimmtheit und Konkretion, obwohl ein etwas zu weit getriebenes Idealisiren ihn nie verließ; weshalb denn auch keins seiner dramatischen Erzeugnisse, bei so vielen andern Vorzügen, die reale, objektive Lebendigkeit gewann, welche die Shakespear'schen und Göthe'schen auszeichnet.

Eine besondere Berücksichtigung in Sachen der Kunst verdient der Geschmack, der sowohl für die Kunstproduktion als auch für die Kunstkritik und den Kunstgenuß von wichtiger Bedeutung ist.

Es ist indeß bekannt, wie leichtfertig man mit dem ästhetischen Sinne dieses Worts verfährt. Ge-

wöhnlich soll der Geschmack nichts weiter bedeuten, als ein mehr oder weniger gefälliges Gefallen, d. h. ein Gefallen ohne wesentliche Motivirung von subjectiver und objectiver Seite. Es kann bei solcher Voraussetzung nun wohl nicht verwunderlich scheinen, wenn die Kunst in ihrer Beziehung *auf Geschmack zu etwas* schlechthin Individuellem und einseitig Subjectivem wird, so daß es für dieselbe keine höhere Instanz giebt, als die der eigensten, noch so gefälligen und gewöhnlichen Gefühls und Empfindungsweise eines Jeden aus dem Volke; daß das Sinnlich-angenehme, das Fortreißende; das Sinnlich-Erschütternde in der Kunst für schön, erhaben und somit für den eigentlichen Kunstzweck *genommen* wird. Von allgemein geltender Schätzung kann dabei nicht mehr die Rede seyn. Jeder spricht über Jedes von *seinem* noch so wacklichen und gebrechlichen Dreifuße das Urtheil, verdammend oder lossprechend, je nachdem es die Liebe verhätschelte oder verhärtete, asthenische oder sthenische, leichtbewegliche oder bleierne, frivole oder schwärmerisch-gespannte Subjectivität will. Nicht besser muß es bei der Kunst p r o d u k t i o n

gehen, sobald der Geschmack in jenem populären Sinne waltet. Daher denn auch in der That, besonders in den Epochen der sinkenden Kunst und Bildung, jeder Künstler in seiner individuellen Manier schaffen, darstellen will, hierin Wesen und Werth der Kunst setzt, wodurch denn natürlich das Manierirte in dieser oder jener Weise als das Schöne geltend gemacht wird. Wäre es nöthig auf die Geschichte, der Belege wegen, zurückzugehen; so würden wir z. B. bei den Griechen im Gebiete der Poesie die subjective Kunststrebung in der euripideischen Tragödie angedeutet finden, welche, obwohl in mancher Beziehung noch immer von objectiver Geltung, doch im Vergleich mit der echt national-klassischen Production des Subjectiv-Individuellen und Manierirten Vieles darbietet. Wie nun seit dieser Zeit die griechische Poesie mehr und mehr auf bloß subjective Bedeutung, sey es des Gefühls oder einer einseitigen Ansicht, beschränkt wurde, beweiset das Zeitalter der Alexandriner zur Genüge. Selbst die Plastik blieb nicht ganz von dieser falschen individuellen, sinnlich-angenehmen

und reizenden Tendenz frei, welche man schon vor dem Lysippus, bei dem sich die Epoche eigentlich klassisch-schöner Formgebung begrenzt, in den Werken berühmter Meister, z. B. eines Praxiteles gewahrt. — Wollten wir uns in einem raschen Sprunge sogleich in unser Zeitalter versetzen; so dürfte hier grade gegenwärtig und im lieben Vaterlande die Kunstbarberei, zumal in Beziehung auf Poesie, durch jene einseitige Geschmacksbedeutung den höchsten Grad erreicht haben. Wo hört man, nicht bloß unter der Menge, sondern selbst unter den vorgeblichen Kennern, noch ein unbefangenes, gediegenes, aus wahrer objectiver Kunstschätzung hervorgegangenes Urtheil? Fast überall stellt man sich auf die Zehen der eignen winzigen Individualität und orakelt, schimpfend oder lobhudelnd, in Conversations- und andern Blättern, in Thee- und andern Zirkeln und ästhetischen Konventikeln dieses und jenes, Halbwahres und ganz Falsches, durcheinander, daß es ein Jammer ist. Schon jener angedeutete Charakter der Kritik beweist ihre Popularität, ihre plebeische Subjectivität und individuelle Befangen-

heit. Denn je objectiv = begründeter eine Ansicht und ein Urtheil ist, desto ernster, ruhiger, unpartheiischer, desto weniger extrem in Lob und Tadel wird es auch seyn müssen. Sachen, vor denen der Grieche, wie vor den Ausgeburten einer wahnsinnigen Tollhäuslerei, mit Abscheu geflohen seyn würde, erheben sich gegenwärtig auf den Thron der künstlerischen Souveränität. Hier ist es der krasseste Phantasie= und Nervenreiz, dort der gemeinste Spuck, welcher weibische Herren und überspannte Weiblein ergötzt und ästhetisch kitzelt; bei dieser Parthei hört man «die Elexire des Teufels, die Serapionsbrüder und Konsorten für immer» bei jenen dagegen «die süße Liebelei und Klingelei in ritterromantischer oder delamottefouque'scher, rückert'scher Sentimentalität für immer.» — Einige beweisen sich sogar übermäßig fromm, als wahre schaflammliche Christen; ihnen ist nur da Kunst, wo Christelei erscheint oder ein mystischer Rauch die gesunden Sinne betrügt und den Verstand bethört. Die objective Meisterschaft, die reale gediegene Haltung eines göthe'schen Tasso, Faust, seiner Iphigenie geht über den Individualitäts=Horizont solcher Kunstjünger ästhetischer Klubbisten; Schiller mag noch

hingeben, er spricht doch an, hat doch Gefühl, reißt doch fort, wirkt für die armen Kunsteunuchen doch noch etwas stimulirend. Freilich sehr erklärbar, indem dieser eminente Genius selbst mehr auf einer subjectiven als objectiven Höhe stand, mehr sinnlich = ergreifend, besonders in Leidenschaft und Ausdruck, als vernünftig erhebend wirkt. Ein Glück für ihn und unsere Literatur, daß seine Subjectivität eine geniale, großartige war, welche, auch als solche, immer einen mehr oder minder allgemeingiltigen, unbedingten poetischen Werth hat, der leider! den alltäglichen Individualitäten der traurigen donquichotischen Nachzügler abgeht.

Auf gleiche Weise treibt man's in Sachen der musikalischen Kunst, zum Theil auch in der Malerei. Es muß als ein vorzüglicher Beweis von Kunstkraft in unserer Nation gelten, wenn bei solch selbstischem Kunstgeschmacke und solcher Durchwirrung der Meinungen noch hier und da Mustererzeugnisse entstehen, denen man die legitime Geburt aus der ehelichen Verbindung zwischen Genie und gediegener Kultur des Geschmacks ansieht.

Suchen wir nun, nachdem bemerklich gemacht ist, was der Geschmack nicht seyn soll, was er denn eigentlich seyn soll und kann.

Daß der Kunstgeschmack allerdings im Gefallen oder Mißfallen in Beziehung auf das Schöne und seine künstlerische Darstellung betrifft, darf wohl als sich von selbst verstehend angenommen werden. Aber zunächst muß die Art des Gefallens und Mißfallens berücksichtigt werden. Es gibt ein Ge- und Mißfallen der Sinne, also auch ein durch bloße Empfindung motivirtes betreffendes Urtheil, mithin einen Sinnengeschmack, und ein Ge- und Mißfallen des eigentlichen Vernunftgefühls, nur vermittelt durch die Sinne, somit auch ein auf diese Weise motivirtes Urtheil, welches deshalb ein eigentlich ästhetisches Urtheil zu nennen ist. Nur in dem letztern spricht sich der wirkliche Kunstgeschmack aus. Der Sinnengeschmack ist seiner Natur nach mehr oder weniger lediglich subjectiv und individuell, und bloß von ihm gilt daher das bekannte «de gustubus non disputandum.» Der echte Kunstgeschmack aber ist seiner Natur nach allgemein wie die Vernunft selbst, wird sich jedoch nie ganz rein von aller subjectiven Beziehung machen können, weil er eben ein Urtheil voraussetzt, das nicht durch klar gedachte Begriffe wie das wissenschaftliche, sondern zugleich durch ein Gefühl motivirt wird.

Wie nun aber kein wahres Urtheil ohne Thätigkeit des Denkvermögens statt finden kann, so auch nicht das Geschmacksurtheil. Man darf daher sagen, daß der Geschmack das Denken für die Kunst und in seiner möglichen Anwendung auf dieselbe vermittelt; und wie das eigentliche Ziel des Denkens die Wahrheit ist, so läßt sich auch behaupten, daß der Geschmack die Vermittelung des Wahren in der Kunst zur Aufgabe hat. Hierin liegt nun auch alsbald der mögliche Unterschied angedeutet zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Wahrheit. Dieselbe ist dort in sofern eine unmittelbare, *unreflektirte* zu nennen, als der dieselbe vermittelnde Geschmack doch immer das Denken mit dem Gefühle verbinden muß und *hierin allein* die Motivirung seiner Urtheile finden kann, indeß bei der Wissenschaft die Wahrheit eine mittelbare, durch die reine Denkthätigkeit entwickelte und begründete ist.

Daß nun überhaupt zur Kunstproduktion wie Kunstkritik von allem ein richtiger Geschmack erfordert werde, ist wohl Jedem einleuchtend, der nicht etwa in dem Excentrischen, Regellosen, in der wilden Begeisterung und Phantasterei, also überhaupt in dem Geschmacklosen das Wesen der Kunst

zu finden beliebt. Nur fragt sich, ob der Geschmack eine bloße Naturgabe sey, ob man ihn als eine wildwachsende Pflanze, die überhaupt nur natürlich gedeiht, zu betrachten habe, oder ob die Kultur an ihm Antheil gewinnen könne und müsse.

Aus dem Wesen des Geschmacks folgt, daß derselbe allerdings zunächst als eine Naturgabe zu betrachten sey, indem ästhetisches Gefühl und gesundes Denken, als die zwei nothwendigen Elemente desselben, durch keine Bildung geschaffen; obwohl entwickelt und gekräftiget werden können. In sofern ist auch die Behauptung Schlegel's und Anderer wahr, daß das Genie von Natur Geschmack habe. Aber auch nur der elementarischen Anlage nach kann der Kunstgeschmack angeboren genannt werden; wo er wahrhaft förderlich wirken, die Kunstthätigkeit mit Erfolg leiten soll, fordert er, wie jeder andere edlere menschliche Naturkeim, Entwickelung, Uebung, Pflege und Bildung überhaupt. Hierbei ist aber das Vorzüglichste dieses, zu sorgen, daß die gehörige Harmonie hergestellt und erhalten werde zwischen dem ästhetischen Gefühle und dem Denken. Wo jenes das Uebergewicht gewinnt, artet die Kunst leicht in subjective

Einseitigkeit, Regellosigkeit, Phantasterei aus, wo dagegen dieses vorwaltet, entsteht leicht Herrschaft der Reflexion, Mangel an Begeisterung und Leben, abstrakte Verstandesrichtung, kurz Untergang der Kunst in der Wissenschaft. Am zweckmäßigsten gelingt wohl die Geschmacksbildung dadurch, daß man zuerst mittelst einfacher Naturbetrachtung die sinnliche Anschauung und Auffassung übt, das Gefühl des Schönen an bestimmten, realen Formen entwikkelt und festigt, dann daß man, wofern schon eine objective Kunstschöpfung mehr oder minder vollkommen und vollendet vorliegt, das Gefühl gemach auf den Unterschied leitet zwischen dem Natur- und Kunstschönen, die Freiheit des Hervorbringens ahnen läßt und an der geläuterten Form, so wie an dem idealern Inhalte die selbstständige Kraft des innern Vermögens weckt und entwickelt. Damit nun hierbei gleichzeitig und gleichen Schritts auch der Verstand oder das Denken seine Kultur erhalte, wird nothwendig seyn, nie das Gefühl in seiner passiven Eigenthümlichkeit sich selbst zu überlassen, sondern überall die Verhältnisse, Gründe und Beziehungen hervorzuheben, zu verdeutlichen, und zu vergleichen, die Aussprüche des Gefühls zu prüfen,

seine dunkeln Andeutungen aufzuhellen, überhaupt seine Thätigkeit strenger Rechenschaft zu unterwerfen. Ausserdem wird von ungemeinem Nutzen seyn, das Denken nebei selbstständig zu üben und zu bilden, und zwar durch eigentliche Gegenstände des Wissens, z. B. durch Mathematik, altklassische Sprachen, Naturwissenschaft und besonders durch Philosophie.

Eine Hauptberücksichtigung in Bezug auf Kunst fordert hier die eigentliche Vernunftentwickelung und Vernunftaufklärung, d. h. eine Entwickelung und Aufklärung des höhern ideellen Selbstbewußtseyns, des Vermögens der ursprünglichen, freien geistigen Thätigkeit. Denn in sofern alle Kunst sich über das bloß Gegebene erheben und das Walten der Ideen, eines Höhern, eines Unendlichen in der Wirklichkeit und Endlichkeit anschaulich machen soll, wird sie immer an die Vernunft, als den Quell aller Ideen, angewiesen bleiben. Soll demnach der Kunstgeschmack selbst nicht lähmend und beschränkend die Kunst wirken; so ist erforderlich, daß der Verstand nie einseitig geübt und gerichtet, sondern stets auf das Vernünftige, Freie bezogen werde. Eben der Verstand soll nie als eigentlich selbstständig, gesetzgebend sich aufstellen, welches

allein der Vernunft zukommt, sondern vielmehr prüfend, wachend, sichernd verfahren und das vorgeblich Höhere und Ideale an dem Gegebenen und Wirklichen zu bewähren suchen. Wo dieses nicht geschieht, wird andererseits ein Weg zu Verirrungen offen stehen, nämlich zu leeren unwahren, nicht aus der Vernunft, sondern aus der Phantasie herstammenden, Ideen und Ideale.

Es ergibt sich nun theils aus dem Wesen der Kunst überhaupt, als der freien Darstellung der unmittelbaren Vereinigung des Idealen und Gegebenen mittelst anschaulicher Formen, *theils* aus der eigenthümlichen Bedeutung des Geschmacks, daß sowohl zur Kunstproduktion, als zur Kunstkritik, ja selbst zum reinen Kunstgenusse eine gewisse Reife des Fühlens und Denkens, so wie ein gewisser Grad von selbstständiger Vernunftaufklärung, überhaupt wirkliche Geisteskultur gehört. Mit Recht wird daher nicht Jeder aus dem Volke, welchem Stand er sonst zugezählt werden mag, für kompetent in Sachen eigentlicher und wahrer Kunst zu halten seyn, obwohl auf keinem Gebiete, selbst nicht auf dem kosmopolitischen der Philosophie, mehr verwegene Usurpationen und Anmaßungen des Urtheils

statt finden, als auf dem der Kunst. Je höher ein Künstler und seine Erzeugnisse an geistiger Reife stehen, je reiner und selbstständiger die Schönheit in seinen Werken ausgedrückt liegt; desto gerechtere Ansprüche darf er auf Bildung und vernünftige Selbstständigkeit seiner Beurtheiler machen, und die bekannte Gegenfrage: «Leser — Richter — wie gefällst du mir?» ist hier ganz eigentlich und nirgend sonst so sehr an ihrem Orte.

Aus diesen wenigen Bemerkungen erklärt sich nun eine gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte der Kunst und abermals wieder besonders der Dichtkunst. Zunächst nämlich weiß man, daß bei der Vergleichung der Malerei mit der Plastik jene in der Regel die Menge mehr anspricht, indeß diese nur wenigen Gebildeten wahrhaft höhern Genuß gewährt und in ihren herrlichsten Meisterwerken den Meisten unverständlich bleibt. In der That fordert aber auch die Plastik eine tiefere Einsicht in das Wesen der Harmonie, eine ruhigere, reinere Auffassung der Formen, eine höhere Selbstständigkeit des Schönen, eine beschränktere Einwirkung sinnlicher Momente, als die Malerei, welche sich nicht nur viel leichter, sondern auch mannigfacher an das

Sinnliche anknüpft, mehr dem beweglichen Gefühle und der Phantasie sich zuwendet, als dem Gedanken, in sofern er beide durchdringen und regeln kann. Dasselbe Verhältniß findet sich in der Poesie. Je mehr sich diese dem Charakter der Malerei zukehrt, je vielfacher in ihr das Moment der Sinnlichkeit, sey es nach Inhalt oder Form, waltet, desto willkommenere Aufnahme findet sie bei der Menge der Ungebildeten; je gediegener, selbstständiger und vom sinnlichen Schmucke unabhängiger dagegen sie sich darlegt und ausspricht, desto geringer und ausgewählter wird die Schaar ihrer Freunde *seyn*, desto weniger befriedigt sie das große Publikum, die Enthusiasten und Dilettanten. Darum gefällt die griechische Poesie, worin die Plastik vorwaltet, nur denen, welche auf gediegene Bildung und vorgeschrittene Reife des Geistes Anspruch machen dürfen, während die sogenannte romantische Poesie, die dem Malerischen mehr zuneigt auch minder Gebildeten zusagt. Unsere eigene Literatur stellt uns diese Erscheinung auffallend dar. In den Werken unserer zwei bereits genannten größten Dichter sehen wir den angedeuteten doppelten Charakter der Poesie deutlich ausgedrückt. In den göthe'schen Produk-

tionen tritt die Plastik, das Griechenthum näher heran, während die schiller'sche Muse sich der Malerei, der Romantik zuwendet; dort bemerken wir daher auch eine höhere Kultur, ein tieferes Eingreifen des Gedankens, gründlicheres Erfassen objectiv-realer Verhältnisse, einen geringern Einfluß des Sinnlichen, da umgekehrt hier die Spuren geringerer Reife, größerer Gefühls- und Phatasiethätigkeit, mannigfaltigern Gebrauchs sinnlicher Motive und Hilfsmittel unverkennbar sind. Wer weiß aber nicht, daß Schiller der Abgott des Volks, der Jünglinge und Weiber, überhaupt Aller ist, die mehr im Gefühle, als im Gedanken leben, während Göthe, wofern nicht eine gewisse vornehme Mode diesem und jenem ein günstiges Urtheil abzwingt, selten gebührende Anerkennung findet*).

*) Le goût est arbitraire dans plusieurs choses, comme dans les étoffes, les parures etc. Alors il mérite plutôt le nom de *fantaisie*. C'est *la fantaisie* plutôt que *le goût* qui produit tant de modes. Collet. des oeuvres de *Voltaire* Tom. XXXIII. Die Anwendung und Beziehung dieser Worte auf die oben angedeutete Verschiedenheit des Geschmacks in Sachen der Kunst liegt sehr nahe.

Ueberhaupt darf man wohl, das Wesen der Kunst streng im Auge behaltend und es in Beziehung auf die einzelnen Künste betrachtend, behaupten, daß die Plastik oder die bildende Kunst im engsten Sinne, die vollkommenste Verwirklichung der Kunst darstellt. Denn besteht der Triumpf der letztern ganz eigentlich in der Darstellung der einfach-idealen Schönheit auf dem Grunde des Realen, Natürlichen, Wirklichen; so zeigt der erste Blick, daß nur die Plastik jene am angemessensten darstellend vermitteln kann. In ihr läßt sich die Beweglichkeit des Gefühls am sichersten an die Ruhe des Gedankens knüpfen, in ihr ist das schönste harmonische Formenverhältniß erste Bedingung; in ihr müssen zugleich die Formen allseitig entwickelt erscheinen; Alles hat hier sichere Begrenzung, die Ausschweifungen der Phantasie werden von der Festigkeit und Abgeschlossenheit der Gestalten selbst mehr oder weniger gezügelt, gehindert. Eben daher erklärt es sich denn auch, wie das plastische Talent viel seltener ist, als das malerische; wie und warum die Malerei viel leichter und früher zu einiger Vollendung gedeihen könne, als die Plastik, wie und warum diese neben der Beweglichkeit und Lebendig-

keit der Phantasie zugleich einen gewissen Ernst und eine gediegene Kultur des Geistes voraussetze. Nicht minder ergibt sich, wie in humaner Rücksicht, die plastische Kunst einen vorzugsweise bedeutsamen Einfluß behauptet. Sie verhütet die falsch-ästhetische Gefühlsschwäche, die weichliche Kunstliebhaberei, die Verflachung der Ansicht, die Erschlaffung der geistigen Energie durch ästhetische Buhlerei und Sentimentalität, als an welcher Krankheit zumal unser Zeitalter vielfach darnieder liegt. Schon unsere Erziehung wirkt durch das Malerisch-Weichliche ungemein verderblich. Wie mag da einst wissenschaftliche Schärfe und männlich-ernste Festigkeit erwartet werden, wo von der Wiege an das Gefühl und die Einbildungskraft durch allerlei romantisch-poetische, ästhetisch-malerische Bilder verwöhnt und von der Herrschaft des Denkens abgelöst werden? — Ist es nicht ein Jammer zu sehen und zu hören, wie an unsern neumodischen Gymnasien und philantropinischen Instituten die leicht bewegte Jugend durch solche pädagogische Bonbons und Marzipanen genährt wird? wie der alte Ernst in Gegenstand und Methode mehr und mehr entweicht? Wie man deklamiren und verseliren läßt, dagegen den strengen

Geist alter Klassik vernachlässigt? Muß nicht auf diese Weise alle Begriffsklarheit und Begriffsschärfe von vornherein unmöglich gemacht werden? Was für Folgen daraus entspringen, zumal in einer außerdem tief und viel bewegten Zeit, beweisen leider, allerlei Erscheinungen nur zu auffallend, als Verwirrung der Ansichten und Verhältnisse, unwissenschaftliche Dünkelei, Mangel an Arbeitslust und Gehorsam, Schwäche und Phantasterei in Handlungen und Bestrebungen. Hier, hier liegt die Hauptwurzel des Uebels unserer Zeit; bevor nicht Ernst des Denkens, plastische Haltung und Gediegenheit in Erziehung und Unterricht zurückkehrt, wird weder der Charakterlosigkeit, noch der verderblichen Planmacherei und energielosen Beschäftigung, weder dem Unglauben noch dem Egoismus, weder der zerstreuten Vielthuerei noch dem frivolen Treiben und Sinnen der politischen Träumer und Selbstsüchtler gesteuert werden können.

Am weitesten entfernt sich ihrer Natur nach von der plastischen Gediegenheit, Ruhe und innern Beschlossenheit die Musik. In ihr liegt der Ausdruck des unbestimmten und unbestimmbaren Gemüthslebens, die flüchtige Schönheit des Gefühls und der

Empfindung, die mystische Darstellung der geheimnißreichen Ahnung menschlicher Seele. Daher ist denn in Beziehung auf das Humane, auf die Kultur ihre Wirkung eben so oft gefährlich, als wahrhaft förderlich. Um das Letztere zuerst anzudeuten, ist unverkennbar, daß durch die musikalischen Künste die Härte beschränkender Naturnothwendigkeit zuerst durchbrochen und damit die ersten Keime der Bildung geweckt werden können. Nicht bedeutungslos sind in dieser Hinsicht die Sagen griechischer Vorzeit von den schönen Wirkungen der Lieder des Orpheus und Amphion. Nach der griechischen Mythe ist der Erfinder der Leyer auch der Gott des Lichts. Außerdem vermag der musikalische Zaubergeist auch zu hohen und milden Gesinnungen, zu kühnen, edlen und still-freundlichen Thaten Erweckung und Lust zu ertheilen; und es dürfte wohl etwas Wahres selbst in dem freilich harten Ausspruche Shakespeare's liegen, daß der ein Bösewicht, ein Lügner und gefährlicher Mensch sey, dessen Seele sich gänzlich unempfänglich für den Eindruck der Musik zeige. Auch hatte Pythagoras so Unrecht nicht, wenn er seine Jünger und Freunde sich durch Musik für des Tages Mühen und Geschäfte stärken und

ermuthigen hieß. Daher kann dann, mit weiser Umsicht angewandt, diese Kunst in der Erziehung heilsam und wunderbar bildend wirken. Sie erheitert, mildert Sinn und Gefühl und hält das jugendliche Gemüth offen den schönern Eindrücken der Natur und des Menschenlebens, woraus eine glückliche Vorbildung der Sitte entstehen kann, die uns vor Gemeinheit des Lebens sichert. Allein, wo sie zu tief in die Bildung der jungen Gemüther eingreift und ohne Unterschied ihres mannigfaltigen Charakters, in welchem sie sich offenbaren kann, vorwaltende Einwirkung gewinnt; da trägt sie bei zur Hemmung und Lähmung des Denkens, hindert die Energie des Geistes, befördert die Unklarheit des Bewußtseyns, erzeugt eine passive Gefühlsschwelgerei und gibt der Phantasie die Herrschaft über alle Bestrebungen und Richtungen der Seele. Davon ist im weitern Fortschritte nothwendige Folge Mangel an wissenschaftlicher Tiefe und Strenge, an fester, wahrer Ueberzeugung, an Bestimmtheit der Begriffe, an Stärke des Wollens und der Thatkraft, Schwäche und Wandelbarkeit der Gesinnung, Charakterlosigkeit und Unbestimmtheit des ganzen Lebens. Wie viele Veranlassungen, Vermit-

telungen, Keime der Barbarei in Sitte und wissenschaftlicher Strebung!

Wie nun die Musik selber, bei ihrer eigentlich unplastischen Eigenthümlichkeit, sich doch der Plastik nähern oder davon entfernen könne, je nachdem sie mehr Natur und Gediegenheit in den Ideen, welche sie darstellt und eine gewisse Haltung in ihrer Formenentwickelung erstrebt oder nicht, beweiset die Betrachtung ihres Wesens und Verhältnisses zu der menschlichen Denk- und Empfindungsweise eben sowohl, als auch die Erfahrung. Je mehr sie sich von den sinnlichen Empfindungen entfernt und der geistigen Erhebung zuwendet, je weniger sie bloß die leichtbeweglichen, oberflächlichen Gemüthslagen und Gefühlsrichtungen bezielt, je mehr sie die höhern Seelenthätigkeiten zu wecken und beleben, je mehr Wahrheit sie überall in sich aufzunehmen sucht; desto höher steigt sie nicht nur in künstlerischer, sondern auch in humaner, kulturfördernder Geltung. Daher ist in Rücksicht auf sie nichts verderblicher, als die sentimentale Weichlichkeit, die üppige Sinnlichkeit, manierirte Phantasterei und Unnatur, eben so viele falsche Richtungen, deren die Musik fähig ist, und welche in verschiedenen Epochen mehr oder

minder ihren Charakter bestimmt haben. Daß dieselbe in der Gegenwart sich gegen diese Abweichungen keineswegs neutralisire, bedarf für den unbefangenen Kenner der Erinnerung nicht, wie denn auch ihre vorzugsweise und ausgezeichnete Pflege und Ermunterung in einer gewissen deutschen Hauptstadt sonstigen Zwecken trefflich entsprechen mag.

Ueber die Poesie ist bereits beiläufig das Einschlägige bemerkt worden. Ihrer Natur nach kann sie unter allen schönen Künsten den Gedanken am reinsten in sich aufnehmen, und überhaupt das geistige Leben am entschiedensten und angemessensten darstellen. In ihr liegen aber daher mehr als in irgend einer andern Kunst die Mittel zu gediegener, wahrer Erhebung und Bildung. Allein, da das Wort sich auch dem Unwahren, dem Gemeinen, der Sinnlichkeit und der Unsitte leihet; so ergibt sich, wie die Poesie andererseits auch das gefährlichste Werkzeug für jede Art von Verbildung und Charakterverderbniß werden könne. Nichts hebt das Wesen, die eigentliche Kunstgeltung der Poesie so sehr auf, als eine absichtliche Richtung auf irgend einen ausser ihr selbst gelegenen Zweck. Wo sie nur belehren will, wird sie entweder selbst zu vollstän-

diger, prosaischer Unkunst herabsinken, oder doch der Prosa in der Zweckerreichung bei Weitem nachstehen; wo sie nur ergötzen, das Spiel sinnlicher Gefühle, Triebe und leerer Phantasiethätigkeit erregen und beleben will, entäussert sie sich ihrer Freiheit und edlen Kraft und gibt sich gemeiner Nothwendigkeit in Dienst. Nur das Schöne seiner selbst wegen, die klare Heiterkeit des innern Lebens, die natürlich-wahre Erfassung und vernunftbegründete Idealisirung der Wirklichkeit und der Verhältnisse soll ihre Aufgabe, das Ziel ihres Strebens seyn.

Ueber den Unterschied des Antiken und Modernen, oder der altklassischen und romantischen Kunst ist von Vielen bereits so viel gesagt und wiedergesagt worden, daß es mißlich ist, deßfalls hier weitläuftige Bemerkungen zu machen, die großentheils nur Wiederholungen von Wiederholungen seyn würden. Es mag daher genügen, bloß die allgemeinsten Grundzüge flüchtig anzudeuten, zumal da der Zweck dieser Abhandlung ist, nicht sowohl Neues zu sagen, als ein größeres Publikum aufmerksam zu machen, was und wie auch in diesem Zweige menschlich-freien Strebens menschheitlich

angemessen oder unangemessen gewirkt worden ist und gewirkt werden kann.

Wo irgend eine Richtung des Kulturstrebens aus der organischen und historischen Innerlichkeit eines Volks und aus der Mitte seines Lebens hervorgeht, muß es nothwendig national seyn, der Charakter und die ganze Physiognomie der Nation und ihres historischen Standpunktes in sich darstellen. Am entschiedensten zeigt sich dieses bei solchen Zweigen, welche zugleich dem Stoffe nach an die Eigenthümlichkeit eines besondern Volkslebens und an die Natur seines Schauplatzes geknüpft sind. Dieses ist nun vorzüglich mit der Kunst der Fall, weniger mit der Wissenschaft, wovon der Grund nahe liegt. Denn die Kunst, soll sie ihrem nothwendigen Begriffe entsprechen, muß bei allem Streben nach idealer Allgemeinheit doch stets eine wohl ausgeprägte Individualität, einen bestimmten, konkreten Charakter behaupten, in welchem das Ideal-Allgemeine für die Anschauung vermittelt hervortritt. Die Wissenschaft dagegen bewegt sich ihrer Natur nach ganz eigentlich im Allgemeinen, insofern dasselbe die Resultate eines vorangegangenen besondern Er-

kennens enthält; ihr Element ist daher der eigentliche Begriff, als solcher.

Keine Individualität, kein bestimmter Charakter ist möglich, wo sich ein Seyn oder Wirken ablöst von der eigenthümlichen unmittelbaren Gegebenheit, von der zeitlichen Konjunktur der Umstände, von den lebendig zusammenwirkenden Momenten einer bestimmten Gegenwart.

Es ergibt sich nun in besonderer Rücksicht auf die Kunst, daß sie in dem Maße vorzüglicher seyn wird, als sie das Ideal-Allgemeine und das Ewig-Gleiche vollendeter und lebendiger in einer wirklichen, nothwendig begründeten Konkretion veranschaulicht, als sie die reine Idee in nationaler Eigenthümlichkeit verwirklicht.

Schwerlich dürfte es einen entschiedenern National- und Temporal-Gegensatz geben, als der ist, welcher das Alterthum von der neuern Zeit, den antiken Europäismus von dem modernen scheidet. Daß nun die betreffenden Charakterzüge auch die Kunst, wenn und wo sie wahrhaft statt fand und statt findet, bezeichnen müssen, ist aus dem Gesagten klar.

Die nationalen Grundzüge des Alterthums, zumal des griechischen, von dem in Beziehung auf antike Kunst fast nur geredet werden kann, sind gesunde klare Auffassung der Wirklichkeit, Streben nach möglichster Aufnahme dieser Wirklichkeit in das jedesmalige Handeln und Streben, lichte Verdeutlichung der Ansichten, ein Hinwenden auf die Aeusserlichkeit und die Realität der Verhältnisse, daher objective Abgeschlossenheit in Denken und Wirken, Heiterkeit, gediegene Harmonie und Tüchtigkeit des Lebens, Entfernung von sentimentaler Schwärmerei in einer überirdischen Sehnsucht, endlich vollständige Hingebung an den Staat und das Vaterland mit Verleugnung der Privatfreiheit und Privatpersönlichkeit. Diese Charakteristik stellt nun auch die antike Kunst aus der eigentlich klassischen Zeit in ihren Erzeugnissen dar. Reale, objective Grundtendenz, Deutlichkeit, Beschlossenheit und Richtigkeit der Form, Kraft und Wahrheit der Natur bei ideal-einfacher Erhebung über deren unmittelbare Gegebenheit, Ruhe und Haltung bei Lebendigkeit und Bewegung, weise Mäßigung überall, Heiterkeit selbst bei dem höchsten Ernst, Herrschaft des

Geschmacks über die Phantasie, daher auch weniger Streben nach dem Ungeheuren und Excentrisch-Erhabenen, als nach der Einfachheit des Schönen, endlich fast durchgängige Beziehung auf Volksleben und Politik. Die Plastik zeigte Gipfel und Triumpf der griechischen Kunst.

Der antiken Welt tritt die neue in eigenthümlicher Gestalt gegenüber. Ist dort objectiv-reale Gediegenheit und gehaltvolle Ruhe das Grundmoment, so zeigt sich hier subjectiv-ideale Unbestimmtheit und wechselvolle Bewegung und Zersplitterung als Hauptfarbe, um welche sich die Lokalfarben in vielfach-bunter Mischung ordnen. Vorwalten des Gefühls, unbeschränktes Wünschen und Streben, Sehnsucht über die Gegenwart hinaus in eine dunkle Zukunft, kein muthig-tüchtiges Erfassen des Wirklichen, keine wohlbegründete Herrschaft des Denkens über die Phantasie, Insichleben, Abstraktionsstreben und ein gewisser trüber, dunkler Ernst, Unklarheit der Ansichten, Mangel an innerlich-fester Harmonie, dabei jedoch höhere Ansicht des Sittlichen, edlere Würdigung des Menschlichen nach seinem ganzen Umfange, erhabenere und vernünftigere

Religionsideen, größere Vielseitigkeit des Lebens und größere Freiheit und Selbstständigkeit in dem Kreise der Persönlichkeit und der persönlichen Angelegenheiten, sind eben so viele eigenthümliche Züge in dem Bilde der neuen Zeit.

Diese Physiognomie nun der neuen Zeit und ihrer Generationen spiegelt abermals die Kunst ab, welche im Gegensatze mit der antiken und altklassischen, die moderne oder romantische genannt zu werden pflegt. Daher in dieser ein unbestimmtes, malerisches, kühn auf- und bunt auseinander strebendes Wirken den nationalen und temporalen Grundzug abgibt. Man könnte auch sagen, daß im Vergleich mit der antiken Kunst die moderne in die Breite und Höhe strebe, während jene sich zu konzentriren und innere Haltung zu gewinnen suchte. Daher denn auch in der modernen Kunst in fast allen ihren Zweigen eine subjective Unendlichkeit, Beweglichkeit, Unruhe und wechselvolle Mannigfaltigkeit, ein Entfernen von Natur und Wirklichkeit, Mangel an Harmonie zwischen Inhalt und Form, an Regelmäßigkeit, wohlgebildetem Geschmacke, an Energie und Reife des Geistes, dagegen ein Langen nach dem Ungeheuren,

eine oft orientalische Fülle und Ueppigkeit der Phantasie, Lust an dem Excentrisch-Erhabenen, Kühnen, als eben so viele Eigenthümlichkeiten bemerken läßt. Uebrigens gewahrt man hier im Vergleich mit dem Alterthume größere Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit, oft wenigere Erhebung und edlere Begeisterung. Wie die antike Kunst Spitze und Preis in der Plastik, so die moderne in der Malerei und Musik.

Ob nun irgend einer dieser beiden Seiten des Kunststrebens ein absoluter Vorzug sowohl in künstlerischer als menschheitlicher Rücksicht gebühre, läßt sich ungefähr nach den gegebenen Andeutungen von selbst einsehen. Daß einseitige Vorliebe in dieser Beziehung viel Unrichtiges und Ungerechtes gelehrt und geurtheilt hat, ist bekannt. Im Allgemeinen dürfte nur so viel mit Wahrheit behauptet werden können, daß in der antiken Kunst das Schöne reiner aufgefaßt und angestrebt worden sey, während in der modernen zugleich die Erhebung des Menschen mitbezielt und dadurch das Einfach-Schöne oft beeinträchtiget werde; daß eben darum dort weniger Ausartung und Barbarei möglich war, welche hier vielfache Veranlassung findet und in der That auch häu-

siger erscheint*). Hierin liegt nun auch der Grund, warum nicht nur der Künstler, sondern auch der

---

*) Nur muß man in dieser Hinsicht nicht übersehen, daß vielleicht eben uns das Vorzüglichste in der Kunst aus dem Alterthume erhalten worden ist, während eine Menge schlechter Werke unterging, die Zeugen einer Kunstbarbarei hätten seyn können. Dieses sollte man als Princip bei der Schätzung des Alterthums und bei einer Vergleichung mit der neuern Zeit auch in vielen andern Beziehungen festhalten; manches einseitige und für unsre Zeit ungerechte Urtheil würden wir alsdann von einseitigen Bewunderern des Alterthums nicht gehört haben und hören. — Solche Ueberschätzung war es zum Theil die in jüngster Zeit auf den Nothruf der Neugriechen ein großes Werk christlicher Wohlthätigkeit und damit zugleich die allgemeine Meinung der Völker zu Gunsten der Bedrängten ins Leben rief, so daß dermalen das lange besprochene Emancipations-Problem als gelös't sich betrachten läßt. Neue, schwieriger zu lösende Probleme sind damit an die Stelle des beseitigten ersten getreten. Zweifelhafte und furchtsame Gemüther möchten es nicht allein seyn, so den Ausbruch großen Unheils für die Menschheit als eine Selbst-

nach Kunstkultur strebende Kunstfreund an der antiken sich wahrer und gediegener heranbildet, als an

---

folge betrachten. Rußlands Macht war noch furchtbarer geworden durch die Popularität, die sich seiner längst kaum mehr zu verschiebenden Entscheidung für die Sache der Menschheit zugewandt. Die neueste Tripel-Allianz konnte nicht ausbleiben und alsbald ward klar, daß die Wechselwirkung und Verbindung der Staaten eine bleibendere und ausgebildetere bis dahin geschienen als sie der Wirklichkeit nach war. — Für die Erhaltung der Ruhe unsers Welttheils möchten dennoch keine ernste Besorgnisse für jetzt geweckt seyn, und selbst eine den orientalischen Angelegenheiten bevorstehende große Katastrophe dürfte die Schaubühne der großen Kämpfe nicht sobald wieder öffnen. Wohl gehen die Angelegenheiten der Reiche und Staaten fortwährend und durchgehends ins Große; aber eben darum und weil zu neue und zu kostspielige Erfahrungen gemacht sind, weil in frischer Erinnerung schwebt was auf dem Spiele steht, wenn eine viertel Million Streiter, mit Kanonen einer Heeresmacht den alten Griechen nummerisch gleichkommend, auf jeder Seite die Hauptschlachten schlägt, können wir wohl an sehr bündige gegenseitige Erklärungen (vielleicht

der modernen, ohne daß darin eine Rechtfertigung liegen könne der Versuche, jene mit Vernachläßigung der besondern National- und Temporaleigenthümlichkeiten vollständig nachzubilden und in diese Nachbildungen die allein mögliche Kunst der neuern Zeit zu setzen. Jeder solcher Versuch, in seiner Tendenz streng durchgeführt, leitet zur Kunstbarbarei, wovon die Kunstgeschichte vielfache Beispiele gibt. —

Ueber das Verhältniß der altklassischen Kunst und der romantischen zur Erziehung und Jugendbildung ist bereits oben gelegenheitlich das Hauptsächlichste

---

jetzt schon geschehen) selbst an ernste Demonstrationen, aber nicht eben so an einen europäischen Krieg glauben. Es kommt hinzu, daß neben der Militär-Macht, die freilich allüberall mächtig und kampfgewandt besteht, bedeutungsvoll und so sehr charakteristisch eine andere Macht ins Leben der Staaten eintrat; wir meinen die Macht der Kenntnisse, eine Macht die in reißender Progression fortwährend an Stärke gewinnt, die abgesehen von der großen Krise des Uebergangs, das va banque der Schlachten fortan nur stets bedenklicher machen wird. — Jedenfalls haben die reinen Stabilitäts-Systematiker einen bösen Stand.

bemerkt worden. Jene verdient nicht nur wegen ihres plastischern, energischern und deutlichern Charakters, sondern auch wegen ihrer Entfernung von der Gegenwart desfalls vorzüglichere Berücksichtigung, und erst nachdem der Geist einige Reife und das bewegliche Gemüth einige Festigkeit gewonnen hat, führe man die Jugend aus den Säulen-Hallen der Klassik in die buntgeschmückten Säle der Romantik, auf daß sich zu dem Gediegenen das Erhabene, zu dem Geistigen die Gestalten tiefer, geheimnißvoller Ahnung, zu der einfach-edlen Harmonie das wunderbare Spiel der Unendlichkeit der Schöpfung freundlich-grüßend geselle. Immer aber bleibe eine umsichtige und verhältnißmäßige Bildung durch Kunst und Erziehung wie im ganzen Leben treubeachtetes Princip; denn wahr ist, was unser großer Dichter singt:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Geht man in der Erkenntniß Land.

Ende.

Mainz,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

Bei demselben Verleger sind im Jahr 1827 neu herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Augustin, des heiligen, Enchiridion, aus dem Lateinischen übersetzt von P. Lichter. 12. geh.
6 ggr. oder 27 kr.

Ellmenreich, Fr., Sammlung kleiner Lustspiele, frei nach dem Französischen bearbeitet. 2 Theile. 8.
1 Rthlr. 14 ggr. oder 2 fl. 48 kr.

Hillebrand, J., Lehrbuch der Literar-Aesthetik oder Theorie und Geschichte der schönen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen zum Selbststudium und Gebrauch bei Vorträgen. 2 Thle. gr. 8. 2 Rhlr. 12 ggr. oder 4 fl. 30 kr.

Hoffmann, J. J. J., der mathematische Jugendfreund oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik für Anfänger. 4 Theile. 8. 1r Theil Arithmetik. 2r Theil Algebra. 3r Theil Geometrie. 4r Theil Stereometrie, jeder Theil 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Klauprecht, Dr. J. L., forstliche Statistik des Spessarts. gr. 8. 1 Rthlr. 20 ggr. od. 3 fl. 15 kr.

Lebrün, C., Lustspiele und Erzählungen, enthaltend: 1) Spiele des Zufalls, Lustspiel in 3 Aufzügen. 2) Zeitungstrompete, Lustspiel in 2 Aufzügen. 3) Postwagenabentheuer, Posse in 3 Aufzügen. 4) Schön Sisi oder die Entstehung der Alpenrose. 5) Bruder Gregor von Jerusalem. 6) List über List. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. od. 2 fl. 30 kr.

Lehne, Dr. F., historisch-critische Prüfung der Ansprüche, welche die Stadt Haarlem auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst macht, durch Beleuchtung der Ansichten ihrer Vertheidiger der Herren Dr. Ebert und Koning. gr. 8. geh.
10 ggr. oder 45 kr.

Möhler, J. A., Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, in 6 Büchern. 2 Theile. gr. 8.
2 Rthlr. 20 ggr. oder 5 fl.

Neus, J., ernste und heitere Unterhaltungen aus dem häuslichen und geselligen Leben. 2te Ausgabe mit Musikbeilagen. gr. 8. geh.
1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Papius, K., die Holzwirthschaft. 8.
1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 12 kr.

Prieger, Dr. J. E. P., Kreuznach und seine Heilquellen, mit 1 Abbildung. gr. 8. 9 ggr. od. 40 kr.

Rizo, J. N., die neugriechische Literatur. In Vorlesungen, gehalten zu Genf 1826. Uebersetzt von Dr. Ch. Müller. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Rauschnick, Dr., Handbuch der Special-Geschichte sämmtlicher deutscher Staaten alter und neuer Zeit. 1r Theil enthaltend: Baiern, Schwaben, Würtemberg, Baden, Pfalz, Schweiz und Oestreich. gr. 8.
1 Rthlr. 16 ggr. oder 3 fl.

Sironabad, das, bei Nierstein und seine Mineralquellen, mit zwei lithographirten Abbildungen. gr. 8.
10 ggr. oder 45 kr.

Testamentum, novum, graece et latine exhibens textum graecum ad exemplar complutense expressum cum vulgata interpret. latina edit. Clementis VIII. Edidit et loca paralella uberiora selectamque lect. variet. subministravit. P. A. Gratz. Editio nova. 2 Tomi. 8. maj.
2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.





